



Der Berg Aetna mit seinen Umgebungen

Wunderlichkeiten

der

WISSENSCHAFT

oder

Vorzügliche Erscheinungen

der NATUR und KUNST.

III BAND

WILLEN

im Verlage der Schramblischen Buchdruckerey.

1833.



---

## Beschreibung des Berges Aetna in Sicilien.

Unter allen fürchterlichen Schlünden, durch welche sich die, in den Eingewei- den des Erdballs kochende vulkanische Materie, einen Ausweg zu verschaffen sucht, ist der ehrwürdige Aetna der gewaltigste und wahrscheinlich der älteste. Die ganze Gegend um ihn her, Italien nämlich, die liparischen Inseln, bis selbst zum griechischen Archipelagus, scheint von vulkanischen Minen unterhöhlt zu seyn, als deren größter Schorstein der Aetna anzusehen ist. Gegen ihn betrachtet verschwindet sein Nachbar Vesuv, da die aus ersterem hervorströmende Lava an Mafsa so viel beträgt als vier Berge, die dem Vesuv gleichen.

Seine größte Höhe beträgt 13000 Fuß über die Oberfläche des Meeres, seine Grundfläche mehrere Meilen. Er ist nicht soviel als ein einziger Feuer- speyender Berg, sondern vielmehr als ein Aggregat sehr vieler kleiner Vulkane zu betrachten. Der Entstehungsgrund dieser unzähligen Menge kleinerer Berge, womit Vater Aetna, wie mit einem zahlreichen Geschlechte von Kindern und Kindeskindern bedeckt ist, liegt in der Höhe des Berges, zu der sich das, schon an dem Fusse ringsumher kochende vulkanische Feuer, nicht so leicht erhebt, sondern, bald höher bald tiefer, einen Ausweg sucht, und daher die Seiten des Berges und die anliegende Gegend so lang erschüttert, bis es sich daselbst einen Ausweg gebahnt; und einen neuen Berg auf der Oberfläche des alten gebildet hat.

Man theilt den ganzen Aetna in drey Regionen, deren unterster die Region am Fusse des Berges, oder die angebaute; die folgende die waldigte, und die höchste die wüste genannt wird. Der dem Krater zu, nächst liegende Theil des Berges ist mit ewigem Schnee erfüllt, und bietet dem Beobachter das sonderbare Schauspiel einer gewaltigen Feuermasse dar, die den rings umher liegenden Schnee nicht schmelzen kann, so wie dieser die Gluth des Kraters nicht zu kühlen vermögend ist.

Am Anfang der ersten Region, und unmittelbar am Fusse des Aetna, liegt die Stadt Catanea, welche durch das wiederholte Toben desselben öfters zerstört worden. Sie erhielt durch einen im 16ten Jahrhunderte erfolgten Ausbruch des Berges, eine Zeitlang einen guten Haven, welcher durch einen in die See rollenden Lavaström, der ein natürliches Bollwerk hervorbrachte, erzeugt ward. Dieses ungeheure Werk, das der allgewaltigen Riesenmacht der Natur so wenig kostete, hätten die Bewohner Cataneas selbst mit dem größten Aufwande an Geld und Mühe nicht zu Stande gebracht.

In einem Ziehbrunnen der Stadt sind verschiedene Lagen von Lava merkwürdig, deren jede an ihrer Oberfläche mit ziemlich dichter Erde bedeckt ist, hier scheinen die schaffende Naturkräfte durch eine Reihe von Jahrtausenden im Stillen fortgewirkt zu haben, denn zur Erzeugung einer dünnen Rinde von Erde auf einer Lavaschichte werden schon zweytausend und mehr Jahre erfordert. Im Jahre 1669 wurde die Stadt samt dem kurz vorher erzeugten natürlichen Haven durch eine gewaltige Revolution in dem Innern des Berges zerstört. Die glühende Lava ergoß sich dabey brausend in die See, und trieb diese Meilen weit von ihren alten Ufern zurück. Fürchterlich war der Kampf des zehn Meilen breiten ungeheuer hohen Feuerstrohmes, der von dem Berge herab flammend in die See rollte, mit den sich dem Eindringen der Feuermassen mit aller Macht widersetzen der Wellen. Wolken von Dünsten verfinsterten das Tageslicht, und verwüsteten die ganze Vegetation der Gegend, die Fische kamen in dieser schreckenvollen Periode um. Das Getöse der den Berg hinabströmenden Lavamassen übertraf den lautesten Donner, bis das Meer seine Grenzen verengt und sich Vorgebirge von Lava gebildet hatten; das Seewasser fand man, als die Nacht, welche diesen gräßlichen Auftritt umhüllt hatte, der Sonne wieder gewichen war, ohne Durchsichtigkeit und an Farbe verändert, in welchem Zustande es auch durch mehrere Monate blieb. Der Feuerstrom überstieg dabey die 60 Fufs hohen Mauern Cataneas, und würde, sie

wäre sie nicht so stark gewesen, ganz zu Boden geworfen haben; alles, was die Lava in ihrem Wege fand, ward zerstört und mehrere Brunnen ausgefüllt. Bevor sich das Feuermeer ergoß, bebte die Erde aufs heftigste, man hörte ein unterirdisches Geheul, und in dem Berge entstand ein zwölf Meilen langer und so tiefer Riß, daß man die hineingeworfnen Steine nicht auf den Boden fallen hörte. Die ungeheuersten brennenden Felsen wurden eine Meile weit geworfen, und kleinere Steine über drey Meilen weit geschleudert, der Berg brüllte furchtbar, und aus dem Rauch und Dampf fuhren unter beständigem Donner von allen Seiten leuchtende Blitze. Die ganze Insel bebte, der Tag war Wochenlang in Nacht verhüllt. Die Lava sprang endlich sechzig Palmen hoch in die Luft, strömte brausend den Berg hinab, riß alle Kirchen, Klöster und Dörfer, auf ihrem Wege, mit sich fort und bedeckte nachdem sie, wie gesagt, die Mauern Catanea's überstiegen hatte, fünf Bollwerke mit den darzwischen stehenden Cortinen. In der Stadt selbst ward alles verwüstet, und unter einem Schutthaufen begraben, wobey mehrere Denkmähler aus dem Alterthume zu Grunde giengen.

Bey einem frühern Ausbruche des uralten Berges machten sich zwey reiche Brüder von Catanea dadurch berühmt, daß sie, da alles seine schätzbarsten Güter zu retten suchte, ihre bejahrten Ältern auf den Rücken luden, und sie auf diese Art dem Brande entrißsen. Mehrere Schriftsteller feyerten das Andenken dieser Edlen, Anfinomus und Anopius genannt, durch rührende Schilderungen der That und die bewundernde Nachwelt weihte ihnen Tempel und Altäre.

Catanea ist gleichsam die Pforte des unermesslichen Aetna, von da weiter hinauf fängt die erste, oder bebaute Gegend des Berges an, die den Fuß desselben, als ein 14 bis 15 Meilen breiter Gürtel, umgiebt. Sie besteht ganz aus Lava die sich nach so vielen Jahrhunderten in fruchtbares Erdreich verwandelt hat.

Den Berg hinauf, 12 Meilen höher als Catanea, liegt Nikolosi, in dieser Entfernung, die doch nur 3000 Fuß beträgt, scheint sich das Klima verändert zu haben; die brennende Hitze, die in der Gegend Cataneas herrscht, ist in dem höhern Standpunkte der Gegend von Nikolosi weit milder, und während in dem Umkreis der erstgenannten Stadt die Ärnthe bereits beendigt ist, grünt das Getreide in dem, der letzteren noch. Hier finden sich die schmackhaften

und sehr großen Feigen des Aetna in Menge, so wie viele Gattungen der auserlesensten Früchte.

In dieser Region befindet sich auch eine Menge jener kleinen Berge, die wie gesagt, durch den Ausbruch des Feuers entstehen, welches den allzu hohen Krater des Berges nicht erreichen kann. Daher entspringt alle die Lava welche diesen Theil des Gebirgs ausmacht. Alle diese neuen Berggenerationen, sind halbrund, oder kegelförmig, eine Form die das flüssige Feuer jedem Körper giebt, in dem es verschlofsen, und der daher in seiner Bildung der Wirkung dieser gewaltigen Kraft preis gegeben ist.

Die Vegetation dieser kleineren Berge, deren Zahl mit jedem neuen Ausbruche zunimmt, ist blühend. Die Phänomene, welche hiehey vorkommen, folgen sich in dieser Ordnung. Anfangs bebzt der Berg und die umliegende Gegend in gewaltigen Zuckungen. Dann berstet eine Seite des Berges und es folgt dicker Rauch und ringsumher alles verwüstende Aschengüsse. Nun fliegen glühende Steine und ungeheure Felsenstücke erstaunend hoch in die Luft. Auf diese Art bildet sich wieder ein halbrunder oder kegelförmiger Berg, der nach Beschaffenheit der Umstände, in wenigen Tagen, oder in mehreren Monaten entsteht, je nach dem er nur 2 oder 3 Meilen in der Rundung und 3 bis 400 Fuß Höhe oder, wie bey dem großen Ausbruche von 1669, sieben bis acht Meilen im Umfang, und gegen 1000 Fuß Höhe bekommt. Mit dem Daseyn des Berges wälzt sich auch die Lava aus seiner untern Seite mit Ungestüm fort, zerstört alles, was sich ihrem Laufe widersezt, und ergießt sich gemeiniglich in die See.

Nicht weit von Nikolosi liegt die den Alten ihres vortrefflichen Honigs wegen merkwürdige Gegend von Hybla. Dieser so fruchtbare Landstrich wurde durch einen Ausbruch des Berges so verwüstet, daß man ihn anstatt des von Alters hergebrachten Namens Mel pafsi den von Malpafsi gab. Eine neue Bergrevolution, schenkte ihm, mittelst der häufig von dem Berge ausgeworfnen fruchtbaren Asche, seine alte Schönheit wieder und so hieß er Belpafsi. Doch in dem unglücklichen Jahre von 1669, überflutheten neue Lavaströme die reizende Gegend, und sie heißt nun wieder Malpafsi. Traurig ist hier der Anblick kleiner noch schöner Hügel und einzelner Stellen, die gleich Inseln aus der sie umgebenden schwarzen und rauhen Lava hervorragen.

Der Berg von Montpelieri der durch den ersten Ausbruch, entstand, welcher Malpasi verwüstete, nähert sich fast der runden Gestalt, ist 300 Fuß hoch, sehr regelmässig, und hat einen sehr grossen, fast abgezielten Krater. Der daselbst herrschende Reichthum an Blumen und Früchten macht ihn zu einem paradiesischen Orte. Während der Revolution, durch welche dieser Berg zum Vorschein kam, wurden eine Menge Dörfer und Landhäuser zerstört und besonders traf dieß Schicksal zwey Kirchen, die wegen 3 der vortrefflichsten Bildsäulen merkwürdig waren. So sehr man sich auch bemühte, diese wieder hervorzugraben, so mislang doch alle Versuche der Art, da man nicht einmahl die Stellen, wo diese Kirchen gestanden mit Gewisheit bestimmen kann. Denn die Lava aus der sie erbaut waren, schmilzt bey der ersten Berührung eines neuen Ergusses ähnlicher Materien, auch rollen diese vulkanischen Ströme mit so reissender Schnelligkeit den Berg hinab, daß binnen wenigen Stunden Palläste, Kirchen und Dörfer, ohne die geringste Spur ihres Daseyns in flüssige Massen verwandelt werden. Die mehr abgekühlte Lava ist weit weniger schädlich. Der Strom glühender Materie drang tief in den Berg, umzog diesen in 2 Flüssen, und ergoß sich dann vereinigt in die Gegend von Catania, wo er einen ganzen See ausfüllte, aus mehreren Thälern Hügel machte, und 30000 Menschen an den Bettelstab brachte.

Ein den Jesuiten gehöriger Weinberg, ward Anfangs in die Höhe gehoben, und dann weggetragen, nur ein Theil desselben entging der Zerstörung. Die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung war das Eindringen des neuen Stromes von Lava in die Höhlen und Ritzen der alten, aus welcher der Weinberg bestand, wobey dann letzterer auf den Rücken der glühenden Masse gleichsam fortschwamm. Dieser schreckliche Erguß erfolgte aus einer Öffnung, die etwa 3 bis 4 Ellen im Durchschnitte hat.

Eine nahe an diesem Berge gelegene Höhle voll finsterner Windungen und schrecklicher Klüfte ist sehr geeignet, den in dieser Gegend herrschenden Glauben in Ansehn zu erhalten, daß der Aetna der Mund der Hölle sey. Viele Leute, die sich zu weit in ihr Inneres gewagt, um wilde Tauben zu schießen, verlohren den Verstand über den durch eine aufs äußerste gereizte Einbildungskraft erzeugten Visionen von Teufeln und verdammten Geistern. Der Name Teufelsthal, den die Bewohner Siciliens der Gegend des Aetna geben, hat auch in diesen Sagen seinen Grund. Wenn schon etwas Dämonisches in dieser Gegend zu bemerken ist, so möchte es noch am ersten in der rauhen, wilden



Natur der Bewohner dieser Berggegend stecken, denn einer für Physiologie und Seelenlehre gleich merkwürdigen Entdeckungszufolge, ist der Charakter der Anwohner solcher Gegenden, deren Luft mit Schwefel und heißen Dünsten geschwängert ist, merklich verdorben und verwildert. Auch in der Gegend des Vesuvs im Neapolitanischen bestätigt sich dieser Erfahrungssatz.

Von Nicolosi an fängt eine anderthalb Stunden lange Wüste von Lava und Asche an, nach deren Ende, die waldigte oder gemätsigte Region zum Vorschein kömmt. Hier herrscht eine kühle, aromatische Luft, und die über die herrlichsten Blumen hinwehenden Zephyre verbreiten ringsumher tausend Wohlgerüche. Eben die Höllengluth, die im Innern des Berges wüthet, macht seine Oberfläche zum Treibhause, wo die raschgespornten Vegetalien, in einem lächelnden Paradiese emporblühn. Wie viele ernste Betrachtungen drängen sich nicht einem denkenden Wesen beym Ueberblicke einer solchen Gegend auf, wo der Reiz des Gewächsreiches und üppig emporschiefsender Pflanzen, nebst den wohlschmeckendsten Früchten, das Bild des ausgesuchtesten Vergnügens vor die Seele zaubern, während ein einziger Gedanke an die schreckenvollen Seen flüssigen Feuers, und glühender Eingeweide des Berges, die nur einige Ellen tief unter diesem Freudensitze bräusen, das Blut in den Adern zu Eis gerinnen macht!

Die ganze Waldregion des Aetna beträgt 8 bis 9 Meilen in der Höhe, und umgiebt den Berg als ein Ring von der schönsten Grün. Noch weiter den Berg hinauf befindet sich eine Höhle von der ältesten Lava gebildet. Von den vielen wilden Ziegen, die sich daselbst gewöhnlich vor dem schlechten Wetter zu schützen suchen, erhielt sie den Nahmen Geißhöhle. Das herrliche Grün der Eichen, womit diese Höhle umgeben ist, kontrastirt auf eine sonderbare Art mit dem Schnee, der an dem einen Ende derselben liegt. Von diesem Standpunkte aus, der schon um ein Ansehnliches über die Meeresfläche erhaben ist, genießt man rund umher einer unermesslichen Aussicht, wobey das Grün der Waldregion mit dem Schnee am Gipfel des Berges auf eine überraschende Art absticht. Unweit der Höhle gewährt der Anblick von einem der kleineren Berge des Aetna herab, ein hinreißendes Schauspiel. Man sieht das unermessliche Meer, sammt seinen Inseln unter seinen Füßen, und ein Theil des fruchtbaren Siciliens ist wie eine Landkarte aufgerollt. Das Bette des Flusses Simäthus, die Ruinen von Hybla, mehrere alte Städte, reiche Kornfelder und Weingärten am untern Theile des Gebirges, nebst einer außerordentlichen Menge schöner

Berge des Aetna machen die einzelnen Parthien dieses in seiner Art einzigen Gemählde aus. Mehrere dieser, auf dem Urberge entstandenen kleineren haben grössere Schlände als der Vesuv. Eine überzeugende Probe des hohen Alterthums des Aetna liegt in dem Umstande, daß die Lava woraus diese Region gleich der ersten besteht, durchaus mit dem fruchtbarsten Erdreich bedeckt ist, worauf herrliche Eichen wachsen. Nur in den Betten der Flüsse, wo sie oft auf 60 Fuß tief ausgewaschen ist, läßt sich dieser Grundbestandtheil des hiesigen Bodens entdecken. Alle diese kleineren Berge werfen bald wirklich Feuer aus, bald steigt, unter dumpfen Rasseln und Krachen, Rauch und Feuer aus ihrem Krater. Fürchterlich sind in der Nachbarschaft dieser Feuerbehältnisse die Spuren der Lava, die sich an manchen Orten auf eine Tiefe von 200 Fuß häuft, und meilenweite Waldstrecken verwüstet. Die Oberfläche derselben scheint zwar erkaltet, aber das Innere behält noch ganz seine feurige Natur. Unter der harten, schwarzen und dichten Rinde der Oberfläche glüht der einige hundert Fuß dicke Feuerkörper zu acht Jahren. Einige Monate nach einem Ausbruche des Vesuv fieng ein Stock Feuer, den man in die Spalten der Lava hinab liefs, obwohl sie von aussen ganz und gar nicht heiß zu seyn schien, besonders steigen nach einem Regen gewaltige Rauch und Dampf wolken an diesen Orten auf. Von der Geißhöhle führt der Weg den Berg hinan, über ungeheure Höhlen, wüste Einöden, düstere Wälder und Riesenfelsen von Lava. bey fürchterlichen Abgründen vorbey, bis zur Gränze der Waldregion.

Von hier an dehnt sich 8 Meilen weit bis zum Krater des Aetna die wüste Gegend aus. Die innere Hitze des Berges schmelzt den Schnee an einigen Orten, und bildet gefährliche Wasserteiche, deren Oberfläche, so wie die des Schnees, hie und da mit schwarzer Asche bedeckt ist. Letzterer ist höher hinauf viel tiefer als weiter abwärts. Doch drangen einst Kaiser Hadrian und Plato der Philosoph, von reger Wißbegierde gespornt, auf dieser rauhen Bahn zum Gipfel des Berges vor.

Nahe an diesem Gipfel thürmt sich ein Gebäude in die Höhe, das nach der Meinung einiger ein Tempel des Vulkans gewesen seyn soll, da der hinkende Gott der Schmiede, bekanntlich das Hauptmagazin der Donnerkeile, seine und der Cyklopen Werkstätte, im Aetna angelegt haben soll. Andere halten diesen Bau für eine philosophische Warte des, durch seine Weisheit und Thorheit gleich berühmten Empedokles, der sich der Sage nach um für einen Gott angesehen zu werden, und zu diesem Endzwecke alle Spuren seines Leichnams

zu vertilgen, in den Aetna stürzte, durch die von dem Berge ausgeworfnen Pantoffel aber verrathen wurde.

Dieser Standpunkt ist übrigens so ganz geeignet einem Philosophen, wie es Empedokles gewesen seyn soll, zum Aufenthalte zu dienen. Mit der freyeren Aussicht, deren man auf Bergen genießt, erweitert sich auch der Gesichtskreis der Seele. So wie die Funktionen des in reinerer Luft athmenden, nicht mehr von gröberem Dünsten gedrückten Körpers, leichter und schneller vor sich gehn, wirft auch der Geist die Bürde sinnlicher Wünsche und ängstigender Sehnsucht leichter von sich ab. Bey Besteigung eines hohen Berges erhebt man sich über die Wohnungen der Menschen, und läßt darin das unnütze Gepäck kleinlicher Wünsche und Empfindungen zurück. Die den ätherischen Gegenden nähere Seele nimmt bereits etwas von der Reinheit ihres Urstoffs an. Wie schwinden nicht unter einem heitern Himmel, wenn unter unsern Füßen rings umher Donner rollen, und Blitze die Wolken durchzucken, die geringfügigen Ungewitter des von Leidenschaften durchstürmten Herzen in ihr Nichts dahin!

Besonders aber läßt sich dies auf den ehrwürdigen Aetna anwenden. Hier zeigen sich vom Gipfel herab alle Klimaten, und Jahreszeiten, nebst der reichen Manigfaltigkeit ihrer Producte zugleich, in einem Ueberblicke zusammengedrängt. Sione und Einbildungskraft erliegen beynahe der Last der auf allen Seiten auf sie einstürmenden Eindrücke, von Seite der erhabensten Naturscenen. In stiller Erhabenheit feyert hier die Natur zur Nachtzeit die Herrlichkeit ihres Schöpfers, die vom unermesslichen Gewölbe des heitern Himmels in majestätischem Glanze zurückschimmert. Millionen Sterne funkeln hier in einer um 12000 Fuß über die Meeresfläche erhabnen Gegend, herrlicher und glänzender durch das Blau des Firmaments. Die in den niedern Gegenden jeden Strahl verschlingenden, oder verdunkelnden Dünste, hindern hier das Auge nicht am Sehn, und wie eine reine Flamme schießt die Milchstrasse durch den Himmel. Sterne, die man, weiter nach unten zu, nicht zu unterscheiden vermag, erblickt man hier mit freyem Auge deutlicher und in größerer Anzahl.

Irrlichter gaukeln unter den Bäumen umher, indess hoch in der Luft vielleicht außer den Gränzen der Atmosphäre Meteore Schweben.

Und dann der Aufgang der Sonne von der Höhe des riesenmäßigen Berges herab, der keinen Nebenbuhler um sich hat, durch welchen Auge und Ein-

bildungskraft von der großen Beschauung abgelenkt würden. Der Gedanke, daß von eben dieser Spitze, aus einem bodenlosen Schlunde, dessen Alter, dem der Welt gleich kömmt, Feuerfluthen und brennende Felsen unter einem die Insel erschütternden Donnergebrüll ausgeworfen werden, verbunden mit dem Anblick der aus dem Meere steigenden Sonne, der großen Weltfackel die alle diese Gemälde beleuchtet! Wie in dem ersten Chaos, liegt Anfangs unkenntlich und verworren, See und Land im unentschiednen Streite des Lichtes mit der Finsterniß durcheinander. Nun verlöschen die Sterne, die Schatten verschwinden, die tiefen, finstern Abgründe der Wälder gewinnen Gestalt und Farbe, mit jedem Augenblicke schöner und lebendiger. Jetzt entzündet sich die ganze Atmosphäre und zeigt, doch Anfangs schwach nur, die grenzenlose Aussicht ringsumher. Es erweitert sich allmählig die Scene, von allen Seiten dehnt sich der Horizont aus, und aus dem röthlichten Glanze des Firmaments tritt die allbelebende Sonne, zur Vollendung des erhabnen Schauspiels hervor. Die verwirrten Sinne sind kaum fähig den Anblick dieses unermesslichen Ganzen zu fassen. Weithingedehnte Flächen Landes und der See, die Liparischen, Panarischen, Alikudischen Inseln, die rauchenden Gipfeln Strombolos und Vulkano's liegen zu den Füßen des Beobachters, so wie ganz Sicilien, und jede Krümmung aller seiner Flüsse von der Quelle an bis zur Mündung, selbst die Küsten von Afrika und Griechenland liegen im Horizont des Berggipfels der sich auf 2000 Meilen erstreckt.

Auf der Hälfte der Höhe des Berges kann man bereits die 200 Meilen davon entlegne Insel Malta unterscheiden. Gleichsam durch eine magische Täuschung bringen die in ihrem Übergange aus der gröberen Luft in die reinere, nach bekannten optischen Gesetzen gebrochenen Stralen, alle Gegenstände um den Aetna, nämlich Sicilien mit allen daranliegenden Inseln hart an dem Fuß des Berges.

Das Detail dieses unermessnen Totaleindruckes ist dazu gemacht den menschlichen Geist durch lange Zeit zu beschäftigen. Zuerst fällt von oben herab die Schneeregion in die Augen, dieser acht Meilen weite Kreis von Eis und Schnee, aus dessen Mitte der ungeheure Krater des Berges sich flammend emporhebt, und so die 2 entgegengesetztesten Naturkräfte, Gluth und Eiskälte, in einen Punkt vereinigt. Kleine Seen an der Nordseite der Schneeregion thauen nie auf, und die Menge des im Berge enthaltenen Salzes erhält den Schnee in

seiner Gestalt, und häuft sich mit diesem letzteren, mit Asche verbunden zu ungeheuren Lasten.

Ein Etwas tiefer hinab ruht das Auge auf dem schönen Gürtel von Grün, den die Waldregion in einem Umfange von 70 bis 80 Meilen um den Berg zieht. Eine unzählige Menge kleiner meistens fruchtbarer Berge bringen auf dieser die angenehmste Mannigfaltigkeit hervor. Unter derselben erstrecken sich durch 180 Meilen, bis an den Fuß des Berges, die Weinberge, Baumgärten und Kornfelder der angebauten Region. Auch sie ist mit den an Gestalt und Farbe verschiedensten Bergen und Hügeln besät. Gegen Süden, und Südost macht die See die Gränze, von den beyden übrigen Seiten, die diesen Theil des Gebirgs ringsumströmenden Flüsse Simäthus und Alcantara, welche sich in den lieblichsten Krümmungen durch die fruchtbaren Thäler des Lieblingssitzes Cerens und Proserpinens winden. Einzig in seiner Art ist es, daß vom Gipfel des Aetna herab, bis nach Katanea am Fusse desselben, Feuer und Asche, Schnee, grünende Wälder, Felder voll Sommerblumen, blühende Citronen und Pomeranzenbäumen, und wallende Aehren mit einander abwechseln Winter; und Sommer, das eisigte Grönland und das brennende Afrika scheinen auf diesem Berge in ein Ganzes verschmolzen zu seyn.

Der Krater des Berges selbst, der höchste Theil desselben hat 4 eine halbe Meile im Umkreise, ist überall gelinde abgedacht, und hat fast die Gestalt eines regelmässigen Amphitheaters. An verschiedenen Orten erheben sich über ihm Schwefelwolken, die ihrer Schwere wegen an den Seiten des Berges so lange herabrollen, bis sie nach der Richtung des sie treibenden Windes eine ihnen an Schwere gleiche Luftschichte erreichen, und darinn in horizontalen Strichen schweben. Dem Trichter selbst kann man sich der brennenden Hitze wegen nicht nähern, auch machen ihn die beschwerlichen Dämpfe, und der schlüpfrige Boden ganz unzugänglich. Ehrfurcht und Schauern erweckt die in der Mitte des Trichters befindliche Mündung des Aetna. Diese unergründliche Tiefe, die ungeheuren Höhlen und Klüfte, diese schrecklichen Werkstätten der Lava, die erstaunende Kraft, durch welche die Feuerströme bis über die Mündung herab getrieben werden, das fürchterliche Kochen und Brausen des Berges, nebst der gräßlichen Erschütterung seines Inneren, verbunden mit dem Geprausel der ausgeworfenen flammenden Felsen, mußte von jeher die Einbildungskraft überwältigen, und den Aetna bald zum Sitze Vulkans, bald zum Qualort des Emelodus, und endlich zum Straforte der Verdammten umschaf-

fen. Die Natur liefs hier alle Träume der feberhaftesten Phantasie an gräßlichen Schreckbildern weit zurück.

Merkwürdig ist es, dafs der Schall einer Flinte, auf dem Gipfel des Aetna, der sehr verdünnten Luft wegen und weil es an Wiederhall von benachbarten Bergen mangelt, nicht viel stärker, als der des Klöppels einer Hausthüre, klingt. Am Fusse der kegelförmigen Spitze des Berges liegen Felsen von unglaublicher Gröfse, die er aus seinem Schlunde warf. Schon der Vesuv trieb einst einen Stein von 12 Fufs im Durchschnitt hervor, der Aetna aber entledigt sich solcher Massen, die seiner Gröfse proportionirt sind. Die Lava des Aetna, die der des Vesuv so ziemlich gleicht, ist aber weniger dicht als die des neapolitanischen Vulkans.

Dieser Altvater aller feuerspeyenden Berge ist in jeder Hinsicht für die Erweiterung der Naturlehre wichtig.

Nebst so vielen Bemerkungen die sich auf selbem in Hinsicht auf physische Erdbeschreibung und Gebirgskunde machen lassen, könnte sich vorzüglich die Physik durch elektrische Erfahrungen bereichern. Schon auf der Höhe von Montpelieri und Nikolosi ist die Luft den elektrischen Versuchen ungemein günstig. Kleine an die Sonne gestellte Federballen werden merklich afficirt, und stoßen einander über einen Zoll weit ab.

Die Luft ist in dieser aus Lava und heißem Sande bestehenden Gegend durchaus mit schweflichten Ausdünstungen erfüllt, da sie hingegen, höher den Berg hinauf, mehr mit den fetten, vegetabilischen Dünsten der Waldregion geschwängert ist, und folglich weniger Gelegenheit zu Versuchen über die Electricität gewährt. Unstreitig trägt der Umstand, dafs der elektrischen Kraft auf dem Aetna soviel Spielraum gegönt ist, sehr viel dazu bey, die Vegetation daselbst zu beschleunigen, und allen den Reichthum an Blumen, Früchten und Bäumen hervor zu bringen, womit die 2 untern Regionen des Berges prangen. Dieses feine und wirksame Fluidum verstärkt den Umtrieb der Pflanzensäfte so wie den thierischen Kreislauf; und durchdringt die innersten Theile eines Körpers. Die Verrückung des Gleichgewichts der elektrischen Materie, durch welche sie sich von einem Körper in den andern entladet, erzeugt Gewitter und bringt die ganze Natur in stürmenden Aufruhr. In der elektrischen Maschine des menschlichen Körpers spannt sie mittels der Nerven als

so vieler Schnüre die Lebenskraft bald an bald ab, wovon der Sirokowind in Neapel ein Beyspiel liefert, der das ganze Nervensystem so lange erschlappt, bis ein erquickender Nord oder Westwind die Hindernisse besiegt, die der freyen Wirksamkeit jener großen Naturkraft entgegenstehe, und so alles neu belebt und ermuntert.

Aus dem Rauche und Dampfe des Aetna fahren, so wie aus dem des Vesuv rothe, gespaltne Blitze, doch ohne Knall. Der ganze Krater ist höchst wahrscheinlich so wie der aus selben aufsteigende Rauch und Dampf während eines Ausbruches im elektrischen Zustande, und giebt, wie eine erhitzte Walze oder Kugel von selbst Feuerfunken von sich, gieng aber eine unelektrische Wolke zur Zeit eines Ausbruchs vorüber, so würde wahrscheinlich die Entleerung der elektrischen Materie aus dem Krater in selbe unter einem gewaltigen Getöse vor sich gehn, welches auch, wenn es während eines Ausbruchs regnet, wirklich zu geschehen pflegt. Gewöhnlich entledigt sich der Berg seines elektrischen Überflusses durch den Erguß der Lava, die hier wie Ketten und Schnüre wirkt, indem sie der Erde um den Berg und der See eine Menge von diesem Fluidum mittheilt. Der ganze Strich von Dampf und Rauch, der aus dem Berge hervorbricht, und sich manchmahl auf hundert und mehr Meilen erstreckt ist bey trokner ruhiger Luft, im hohen Grade elektrisch. Hirten und Heerden werden dadurch getödtet, Bäume versengt, und Häuser angezündet. Bey feuchter Witterung aber, strömt die elektrische Materie, aus der durch die Hitze der Lava immer mehr verdünnten Luft in starken Platzregen auf die Erde, und stellt so das Gleichgewicht wieder her.

Auch in Ansehung der mit der elektrischen sehr verwandten magnetischen Kraft lassen sich hier interessante Erscheinungen beobachten. Bey dem Gipfel des Berges nähmlich bewegt sich, so wie auf dem Vesuv, die Magnetnadel, gewaltig, und braucht weit mehr Zeit als unten, sich auf dem Nordpunkte festzusetzen.

Bald nach dem Ausbruche des Aetna von 1755 setzte der, seiner physischen und oryktologischen Kenntnisse wegen so berühmte Kanonikus Recuperero, seinen Kompaß auf die Lava; die Nadel bewegte sich nun so lange aufs heftigste, bis sie endlich ihre magnetische Kraft ganz verlor, und auf jedem Punkte des Kompasses stille stand. Man mußte sie aufs neue mit Magnet bestreichen, um sie wieder in tauglichen Stand zu setzen.

So viel Interessantes auch der ehrwürdige Aetna von seiner Südseite, das ist von Katanea aufwärts darbietet, so ist er doch auch von der Westseite nämlich, von Giardini und Taormina aus, an Naturmerkwürdigkeiten nicht minder reich. Eine halbe Meile über Giardini fängt die erste Region des Berges an. In dieser Gegend nahm die Lava bey einem Ausbruche der vulkanischen Materie, zum Glücke für die Anwohner in ein niedriges Thal, ihren Abfluss und verschonte den Berg von Taurominium, für den man bereits gegründete Besorgnisse hegte. Hier sind ringsumher die Spuren heftiger Eruptionen in einer sehr großen Entfernung vom Gipfel des Berges und seinem vornehmsten Krater zu sehn. Von Giardini an, nach dem 10 Meilen höher liegenden Piedmonte sich verschiedene beträchtliche Schlünde, und rund herum zerstreute Steine von ungemeiner Größe, die an Gestalt denen, die der Vesuv auswirft gleichen. Der Weg zwischen beyden Orten ist rauh und beschwerlich.

Um Piedmonte mit Wasser zu versehen, liefs der Prinz von Palegonia hier eine sehr kostbare und weit sich erstreckende Wasserleitung bauen. Von da führt ein merklich steilerer Weg zur Waldregion. Im Jahr 1755 trug sich hier eines der sonderbarsten Naturereignisse zu. Es entsprang nämlich aus dem großen Schlunde des Berges, während eines Ausbruches ein gewaltiger Strom siedenden Wassers, der in einem Nu den Berg herabbrauste, und auf seinem Wege alles so versengte und verwüstete, daß es lange währte, bis die erstorbene Vegetation, an den überschwemmten Stellen wieder aufleben konnte. Dieses Phänomen kann entweder durch einen Lavastrom hervorgebracht worden seyn, der den Schnee in den höheren Thälern des Berges schmolz, und mit sich fortriß, oder es mag sich vielleicht, der schon geschmolzene Schnee in großen Höhlen des Berges gesammelt haben, wo ihn dann die Gluth der die Seiten dieser Behältnisse sprengenden Lava zum Sieden brachte, und in diesem Zustande mit sich fortriß. Bey einem im vorigen Jahrhunderte erfolgten Ausbruche des Vesuv, kamen durch einen ähnlichen Verfall fünfhundert Personen am Fusse des Berges um, die in Procession die Fürbitte des heiligen Januarius anriefen. Den Berg höher hinauf zeigen sich herrliche Wälder von Korkholz und stets grünenden Eichen, der Boden derselben besteht aus Lava, deren Ritzen und Löcher sich immer mehr mit Erde ausfüllen, und so den Wachstum der Bäume und Gräser begünstigen. Rings herum stehen sieben kleinere Berge, deren jeder seinen Krater so wie der Urberg hat; bey einigen ist der große Schlund noch offen, der die vulkanischen Materien ausgeworfen die diesen Bergen ihr Daseyn gab. Auf den Feldern liegen rundumher eine Men-



ge ausgeworfne und verbrannte Steine. Ein an manchen Orten fast unzugänglicher Waldweg führt von da aus zu den großen Kastanienbäumen, die unter den Merkwürdigkeiten des Aetna mit Recht ihren Platz einnehmen. Einige derselben sind ungeheuer groß, unter ihnen mißt der, vermuthlich von seiner Form genannte Galéerenbaum zwey Fufs von der Erde, 76 Fufs im Umkreis und breitet sich aus einem Stamm in beträchtlicher Höhe nach allen Seiten aus. Ein 2ter, der Schiffbaum genannt, ist fast eben so groß und dick. Die Zierde aber und der Stolz dieser Wälder ist der sogenannte Hundert Pferdebaum, der schon vor Alters weit und breit berühmt war, er hat nach genauen Mefsungen 204 Fufs in der Rundung, und faßt nach der Beschreibung älterer Schriftsteller 300 Schaaf und 30 Reiter, er sieht vielmehr einem Gebüsch von fünf zusammengewachsenen großen Bäumen, als einem einzigen Stamme ähnlich, doch sollen diese fünf Aeste einst vereigt gewesen seyn, so wie sie, sorgfältigen Nachforschungen zufolge, alle nur eine, gemeinschaftliche Wurzel haben. Ungeheuer ist die Oefnung in der Mitte, und das dicke Holz, welches sie erfüllte, soll Stoff genug enthalten haben, um im Nothfall daraus allein einen großen Pallast zu bauen. Diese Erscheinung verliert viel von ihrem Außerordentlichen, wenn man bedenkt, daß schon 40 Fufs dicke Eichen gefunden waren, da doch dieser Baum den Kastanien an Umfang bey weitem nachsteht, und wenn man ferner die Güte des Bodens in dieser aus fettem, fruchtbaren Erdreich bestehender Gegend betrachtet. Die Hitze ist nähmlich hier gemäßigter, folglich der Vegetation weit günstiger, und die Menge von Salpeter aus der Asche des Berges und dem Rauche des Vulkans, der die Luft beständig mit Salztheilenschwängert, dem Fortkommen der Pflanzen ungemein gedeihlich. In der Höhlung des großen Kastanienbaums ist ein Haus angelegt, um die Früchte desselben einzusammeln. Ein sicilianischer Dichter Bagolini besang einst den großen Baum in folgenden in lateinischer Sprache, verfaßten Versen:

Aetna der Wunderberg, erhabner als alle Gebirge  
 Ward der Erzeuger des Stamms, der ungeheuer sich ausdehnt,  
 Eines Kastanienbaums, der in der Höhlung der Rinde  
 Vich und Heerden bringt, und mächtige Reiterschwader.

Von den Kastanienbäumen, dem letzten interessanten Gegenstand auf dieser Seite des Aetna herab, giebt es Lavastrecken von 6 bis 7 Meilen in der Breite, die manchemal sehr tief sind. Überall in dieser Gegend bis Jaci, am

Fuße des Berges zwischen Catania und Giardini, ward die Lava nach und nach zu fruchtbaren Feldern und Weingärten. An der See selbst bildete sie ein breites schwarzes Vorgebirge, auf eine halbe Meile in das hier einst tiefe Meer hinein, und nöthigte so die Wellen zum Rückzug.

Diese noch kahle unfruchtbare Lava, die meist nur mit einem sehr dünnen Erdreiche bedeckt ist, floß, alten römischen Denkmählern, und der Aussage der Geschichtschreiber zufolge, schon vor 2000 Jahren zur Zeit des 2ten punischen Krieges aus dem Berge, Diodor von Sicilien führt hiebey den Umstand an, daß eine Truppenabtheilung die während der Belagerung von Syrakus durch den Marcellus, dieser Stadt von Taurominium aus zu Hülfe kommen wollte, durch diesen Lavastrom, der schon die See erreicht hatte, in ihrem Marsche aufgehalten, und genöthigt worden, einen Umweg von 100 Meilen zu machen, um in Taurominium wieder einzutreffen. Die Lava verwandelt sich im Laufe der Zeit durchaus in fruchtbares Erdreich, doch geht dieß äußerst langsam von Statten. Aus dem eben angeführten Beispiele erhellt, daß sie nach 2000 Jahren noch ganz untüchtig ist Korn und Wein hervorzu- bringen, wozu noch Jahrhunderte gehören werden.

Nur große Bäume wachsen in den mit fruchtbarer Erde angefüllten Spalten, die, indem sie mit den Wurzeln in selben festsitzen, darinn so sehr gedeihen, daß sie zu einer unermesslichen Dicke gelangen, und vom Winde, der selbst ihre stärksten Zweige bricht, doch nicht entwurzelt werden können. Ein Zweig eines der vorgenannten großen Kastanienbäume, fiel zufällig auf ein ziemlich breites Flüschen, und machte so eine bequeme Brücke darüber. Die Lava mag sich ungefähr auf folgende Art in fruchtbare Erde verwandeln. Diese löcherichte Substanz fängt nämlich anfangs den vom Wind herbeygeführten Staub auf. Daraus wird dann eine Art von Moos, das dadurch vermehrte Erdreich bringt in der Folge kleine magere Pflanzen hervor, deren Fäulniß die Vegetation immer mehr begünstigt. Dazu kommen noch salzige Aschengüsse von dem Berge herab, die den Pflanzen stets neue Nahrung zuführen.

An einigen Orten ist das fruchtbare Erdreich auf 5 bis 6 Fuß tief, und doch weiter unten nur Felsen von Lava. Der unglückliche Schäfer Acis, den der Riese Polyphem, der Fabellehre nach, in einem Anfalle von Eifersucht, um der schönen Nymphe Galathee willen, ermordete, gab einer Menge Ort-

schaften zwischen Giardini und Katanea den Nahmen; vorzüglich führt ein Fluß, in welchen ihn die Götter aus Mitleiden verwandelt haben sollen, diese Benennung. Noch strömt er, gleichsam aus Furcht vor seinem schrecklichen Mörder mit reissender Schnelligkeit, eine Meile von seiner Quelle in die See. Silius Italikus gedenkt seiner in folgenden Versen:

Durch die äthneische Flur wälzt Acis die rollenden Wogen.  
Und sein erquickender Strom ist den Nereiden gefällig.

Heutzutage heist er der kalte Fluß, weil sein Wasser so rein und kalt ist, daß es selbst gefährlich ist davon zu trinken. Diesen bösen Ruf mag er wohl dem vielen Vitriol zu verdanken haben, der in ihm aufgelöst enthalten ist, und ihm, obwohl er ihn nie bis zum Gefrieren erkältet, doch eine höhere Temperatur als die des Eises ist, mittheilt. Das Vieh soll öfters nachdem es aus diesem Flusse getrunken, plötzlich sterben. Merkwürdig ist es, daß das Wasser eben dieses Stroms, einst unter den sicilischen Hirten, wegen seiner Annehmlichkeit und Heilsamkeit berühmt war.

Der ostwärts vom Acis gelegene Fluß Alcantara verdient hier auch eine Erwähnung. Er entspringt an der Nordseite des Aetna, und macht beynahe 60 Meilen hindurch die Gränze desselben, doch in der Art, daß sein Lauf an manchen Orten durch die Eruptionen des Vulkans unterbrochen wird. Auf dem Weg nach Piedmonte, wo eine breite Brücke von Lava über den Fluß führt, durchkreuzt sich dieser mit einem der ältesten Lavaströme. Letzterer erstreckt sich mit allen seinen Krümmungen auf 40 Meilen, und ist an manchen Orten auf 50 bis 60 Fuß tief durch den Fluß ausgewaschen. Von der Nordseite des Aetna her ergoß sich die Lava in einige östliche Thäler, durchbrach mehrmahls den Alcantara, und stürzte sich nahe bey seiner Mündung in die See.

Die Stadt Jaci, so wie alle Städte und Flecken der Küste, sind auf Lavafelsen gebaut, die hie und da sehr hoch auf einander gethürmt sind. Höchst wahrscheinlich kömmt dieß von dem Umstande her, daß die ersten brennenden Ströme, wenn sie bis an die See gelangen, zu Felsen gehärtet werden, und dem Drucke, der nachkommenden Feuerfluthen widerstehen. Letztere häufen sich nun hinter den ersteren an, und dringen über das dichtgewordene Ende der vorigen in die See. Dieser Auftritt wird dann immer neuerdings wiederholt, und so bilden sich nach und nach ganze Terrassen von erkälteter



Die Eisengruben bey Dannemora.



Lava. Bey Jaci ist eine Grube interessant, in welcher man 7 verschiedne, auf einanderliegende Lavaschichten, durchwühlte, die alle parallel lagen, und deren Oberflächen, bey jeder, von guter fruchtbarer Erde bedeckt waren. Welch erstaunendes Denkmahl des Alterthums!

So bizarr der ganze Aetna in den einzelnen Erscheinungen ist, die er der Beobachtung darbietet, so originell sind auch seine Gewässer. Ausser dem schon genannten kalten Fluß (Acis), der, in seinem Laufe, durch die mit Salz und Mineralien angefüllten Höhlen des Aetna, seine Kälte und den Vitriol geschmack annimmt, die ihn charakterisirten, giebt es noch die sonderbarsten Seen auf selbem. An der Nordseite des Berges ist einer derselben von ungefähr 3 Meilen im Umfang, der obwohl er verschiedne ansehnliche Flüsse aufnimmt, doch nie aus seinen Ufern tritt, und seinen Abzug nicht bemerken läßt. Vielleicht hat er eine unterirdische Gemeinschaft mit dem Fluß Acis. Westwärts des Berges am Gipfel, ist ein andrer See, der nie steigt und fällt, sondern immer die nämliche Höhe behält. Dieß ist vermuthlich der nun auf diese Art verwandelte Krater des Berges, der ganz aus verbrannter Materie besteht. Veränderlicher aber ist der Fluß, der den Bädern von Catanea zum Wasserbehälter dient. Durch die Lave, unter welcher er größtentheils fort strömt, bricht er oft mit solcher Gewalt meistens nach sehr trockner Witterung hervor, daß er die daselbst gelegene Gegend der Stadt beschädigt und diesen Ergießungen folgen gewöhnlich epidemische Krankheiten. Er vermindert sich oft jahrelang, und versetzt dadurch die Anwohner in bange Besorgnisse eines plötzlichen Ausbruches. Vielleicht werden seine Gewässer durch das Schneewasser plötzlich vermehrt, das die Höhlen des Berges überfüllt.

Aus eben diesem Schnee erklären sich die periodischen Quellen des Aetna, die des Tages fließen, und zur Nachtzeit still stehn. Denn den Tag hindurch schmelzt die Sonnenhitze den Schnee, der während der Nacht wieder gefriert. Der Fluß Alcantara, verräth seine Entstehung aus der Schneeregion, durch die weißlichte Farbe seine Wassers, das ganz dem der Alpenflüsse und den Gewässern der Eisberge gleicht. Was man von der giftigen Beschaffenheit des Acis behauptet, sagt man in der Gegend auch von vielen Quellen des Aetna; man fand nämlich oft Vögel und andre Thiere an selben todt liegen, nachdem sie davon getrunken. Ja es soll im Berge einst plötzlich ein Rifs entstanden seyn, aus dem lange ein so giftiger Dampf fuhr, daß er Vögel, die darüber flogen, sogleich erstickte.

*Merkwürdigk. der Welt. II. B.*

Der Berg enthält nebstbey eine Menge von Höhlen, deren einige so kalt sind, daß sie den Bauern zu Schneebehältnissen dienen; mitten im heißesten Sommer ist das Eis darinn hart gefroren. Dieser Schnee ist nicht nur ein wesentliches Bedürfniß der Sicilianer selbst, indem sie behaupten, eine Schneenoth würde ihnen empfindlicher fallen, als eine Hungersnoth, sondern er ist auch ein beträchtlicher Handelszweig mit Malta und Italien. Selbst die Bauern bewirthen sich während der Sommerhitze mit Eisfrüchten, und der Adel genießt dieselben gewöhnlich. Der Bischof von Catanea allein bezieht jährlich mehrere tausend Gulden an Einkünften aus dem Schnee des Aetna. Eine andre Höhle des Berges soll so geräumig seyn, daß sie 30000 Menschen fassen könnte und so manichfältig in ihren Windungen und Gängen, daß mehrere Leute nicht mehr zum Vorschein gekommen, die sich hineinwagten, und darinn verirrtten. Pluto soll durch eine dieser Höhlen Proserpiner entführt haben, von der dieser Eingang noch seinen Nahmen führt. Ovid erzählt: Ceres hätte ihre geraubte Tochter mit zwey aus dem Berge gerissnen Bäumen, von der Gattung Taeda genannt, gesucht, die ihr als Fackeln dienten. Dieser Baum erzeugt das Harz, Katalana genannt, das für Wunden und Geschwüre heilsam ist.

An Pflanzen erzeugt der Aetna vorzüglich, Zimmet, Salsaparilla, Salsafra, Rhebarber und viele selbst sonst nur ausländische Gewächse. Besonders kömmt hier die Palma Christi fort, aus deren Saamen, das in so vielen Krankheiten sehr heilsaame Bibergeilöl bereitet wird. Der Geruch der äthneischen Kräuter und Blumen soll so stark seyn, daß man darum in vielen Gegenden nicht jagen kann.

An Thieren finden sich auf dem Berge, wilde Schweine, Rehböcke, eine Art wilder Ziegen, auch sollen einst Hirsche da gewesen seyn. Das Hornvieh ist sehr groß, und seine Hörner werden in vielen Naturalienkabinetten als Merkwürdigkeiten aufbewahrt. Die Pferde sind nicht mehr von der Art, wie sie einst gewessen seyn sollen. Man behauptet ferner, daß es Stachelschweine, Landschildkröten, Adler und Geyer auf dem Berge gebe.

Der Krater des Aetna soll, alle Jahrhunderte einmahl einstürzen, worauf dann ein neuer entsteht, der durch die ausgeworfene Materie so lange anwächst, bis er für den Boden, der ihm bisher zur Stütze diente, zu schwer wird, und

wieder in dem Schlund versinkt; dieser Einsturz erschüttert, die ganze Insel und das Getöse dieses Falls erschallt durch alle Küsten derselben.

Interessant sind die Ansichten von welchen manche Dichter den Aetna betrachten. Ein englischer Poet Richard Blakmore, erklärt alle Phänomene desselben durch einen Anfall von Kolik, die ihn von Zeit zu Zeit befällt. Ovid läßt den Enceladus, einen der vorzüglichsten Giganten, die einst den Olymp bestürmten, unter dem Berge begraben seyn. Jupiter soll ihn durch einen Blitz dahin geschleudert haben, und so oft der Riese sich bewegt, erschüttert er die Insel, un stößt in seinem Grimme Wolken von Feuer und Rauch durch die Mündung heraus. Sehr schön ist die Stelle Virgils, wenn er im dritten Gesange seiner Aeneis, den Aetna in folgenden Versen beschreibt:

„Aber zunächst mit grausen Verwüstungen donnert der Aetna.  
Oftmahl strömt er zum Aether die schwarz vorbrechende Wolke,  
Welche wie Pech aufwirbelt den Dampf mit funkelnden Flocken,  
Und er erhebt Gluthklumpen, und leckt mit der Flamme die Sterne;  
Oftmahl Graus und Gesteine, dem Schoß entrissen des Berges,  
Bäumet er strudelnd empor, und geschmolzene Felsen zum Himmel  
Drängt er mit dumpfem Gekrach, und kocht aus dem untersten Grund auf.  
Sage erzählt, des Enceladus Leib, den gesenget die Donner  
Werde gedrückt von der Last, und der unermessliche Aetna,  
Drüber gewälzt, verathme die Flamm' aus geborstenen Eisen,  
Und wenn er müde die Seit' umwechsele zittere murmelnd  
Ganz das trinakrische Land, und Rauch umwalle den Himmel.

*Fr. v. Gretzmüller.*



**Merkwürdigkeiten von Schweden.**

Fr. v. Gr.

**Enthaltend:**

Eine kleine statistische Uebersicht von Schweden überhaupt. Die Messingbrennerey und Drathzieherey v. Bjurfors. Den Wasserfall und die Kupferfabrick v. Avestadt. Die Eisengrube von Dännemora. Die Flachsmaschine in Helsingeland. Die schöne Gegend zwischen Hanebo und Lylibin in Helsingeland.

Schweden wird mit Recht unter die Länder im Norden von Europa gezählt, welche die Aufmerksamkeit des Statistikers und Kameralisten, so wie aller Liebhaber der Erd- und Naturkunde vorzüglich auf sich lenken.

Dieses Land, dessen Flächeninhalt 13500 Quadratmeilen beträgt, und das von etwas mehr als drey Millionen Menschen bewohnt wird, dehnt sich zwischen dem 50sten und 68sten Grade nördlicher Breite gegen den Pol hin. Schöcke von Bergen, Flüsse voll Wasserfälle und Sümpfe die vermuthlich, das einst, an der Stelle des nunmehrigen Landes befindlich gewesene Meer, zurückliefs, nebst dem theils sandigen, theils stein und eisenartigen Erdreich, stehen der gehörigen Benützung des Bodens von allen Seiten im Wege. Die beständigen Nord- und Ostwinde machen, indem sie über Schnee und Eis hinwehen, und deren kalte Partikel mit sich fortführen, das Klima noch rauher und unfreundlicher. Daher bleiben die Thiere unter diesem Himmelsstriche, als Rind und Schafvieh u. s. f. nur klein und unansehnlich. Nur der Mensch ist, wie in dem alten Germanien, groß und schön gebaut. Eine gleiche Bewandniß hat es auch mit dem Pflanzenreiche. An den wenigsten Orten lassen sich Getreydearten, und die Obstbäume der südlicheren Gegenden pflanzen. Die ärmere Classe ist be-

sonders in den nördlicheren Provinzen, genöthigt aus Birken, und Fichtenrinden, Stroh und Wurzeln, ein unschmackhaftes, nothdürftiges Brod zu backen; je höher gegen Norden hinauf, desto mehr zeigen sich, die solchen Gegenden eigenthümlichen Nadelhölzer, nämlich Tannen und Fichten. Von edlen Metallen ist unter diesem eisichten Himmel fast gar nicht die Rede. An Golde und Silber findet sich so wenig, daß die Natur die Einwohner des Landes nur von dem Daseyn dieser Mineralien zu unterrichten schien. Am beträchtlichsten ist die Ausbeute der Bergwerke an Eisen, auch finden sich Stahl, Kupfer, Messing, Bley, Schwefel, Alaun, Vitriol, Marmor, Schiefer, Mühlsteine und Salz aus Seewasser gesammelt. Bey dieser geringen Ergiebigkeit des Bodens würde es um die Einwohner schlimm aussehen, wenn nicht hier, durch die weise Veranstaltung der Natur eben das erfolgte, was unter ähnlichen Umständen, überall zu geschehen pflegt. So wie der Bewohner glücklicherer Gegenden, durch den freywilligen Ertrag seines günstigen Bodens, ohne eignes Zuthun, hinlänglich genährt und versorgt, sich meist, mehr oder weniger dem Hang zu süßen Nichtsthun ergiebt, so spannt hier, wo ein unfreundlicher Himmel den Menschen zu Mangel und Noth zu verurtheilen scheint, eben dieser Umstand alle Kräfte der Einwohner dieses armen Landes zu rastloser Thätigkeit an. Das Genie, mit unverdroßner Arbeitsamkeit verbunden, schafft hier neue Hülfquellen; und vortreffliche Plane zur Benutzung der Produkte, die das Land darbiethet, mit ausdauernder Beharrlichkeit ausgeführt, besiegen die natürlichen Schwierigkeiten, und zaubern, wenn auch nicht durchgängigen Wohlstand, doch die Möglichkeit eines gehörigen Auskommens herbey.

Von dieser Seite betrachtet wird Schweden äußerst interessant. Der Fleiß der meist gesunden, starken, und mäßigen Einwohner benützt Alles, was ihm zu eigenem Verbrauch, und zur Ausfuhr, wodurch sich ein geldarmes Land noch am ersten helfen kann, nur in Etwas dienlich ist.

Die Tannen und Fichtenwälder liefern, Kohlen, Pottasche, Theer und Pech. Man führt Schiffbauholz, Seile und mehrere Bedürfnisse des Schiffbau's den Ländern zu, die daran mehr oder weniger Mangel leiden, oder welche diese Producte und Artefacten, nicht in so vorzüglicher Güte besitzen. Besonders aber wird der Bergbau mit dem sorgfältigsten Fleiße getrieben. Scharfsinnig ausgedachte Maschinen, vortreffliche chemische und montanistische Einrichtungen erleichtern hier die Erbeutung der Metalle, und das Studium vaterländischer Gelehrter in mehreren Zweigen, als Mineralogen, Mechaniker, Che-

miker, arbeitet den Bemühungen der Regierung, mehr Wohlstand im Lande zu verbreiten, auf das Zweckmäsigste überall vor.

Die Merkwürdigkeiten dieser Gegenden beschränken sich daher größtentheils auf Maschinen, Bergwerkseinrichtungen u. s. fort, aber sie biethen in diesen Fächern, der Beobachtung sehr viele vorzügliche Gegenstände dar.

Unter letztere gehört die Melsingbrennerey von Bjurfors, und die damit vereinigte Drathzieherey,

Bjurfors liegt in einer wildromantischen Gegend an den Gränzen des Thallands (Dalarne), dessen Einwohner überall ihrer Treue, Ehrlichkeit, und Vaterlandsliebe wegen bekannt sind.

Eine und eine halbe Meile bevor man nach Bjurfors kömmt, führt der Weg durch einen selten von Bauernhütten, engen Thälern, und kleinen Seen unterbrochnen Wald, dessen Gröfse hie und da fürchterlich ist. Wie man aber ins Freye gelangt öffnet sich die Aussicht, und man sieht Bjurfors, und ein weit ausgedehntes Thal vor sich, im Hintergrunde thürmen sich in blauer Ferne, Bergterassen übereinander. Nicht weit davon erblickt man von den Anhöhen herab die Thalelbe unter sich, deren majestätischen Gang das Auge weithin verfolgen kann; auch läfst sich das Brausen ihres Falls deutlich vernehmen. Elbe, oder Elf, heist jeder gröfsere Fluß in Schweden, von der Provinz aber, die er durchströmt erhält er einen Beynahmen, als hier Dalelf (Thalstrom).

Den einen Bestandtheil des Messings, Kupfer, nämlich, wovon zwey Drittheile zur Verfertigung des ersteren nöthig sind, besitzt das Land selbst in hinlänglichem Mafse. Das andre Drittheil Zink, welches als ein dem Kupfer chemisch sehr nahe verwantes Metall dazu gesetzt wird, liefert Ungarn und Polen. Man bedient sich hier mehr des rothen, polnischen Galmey, (zinkhaltiges Erz). Denn um die Compositon weniger spröde zu machen, ist der ärmere, mehr eisenhaltige Gallmey dem reicheren vorzuziehen. Die erste und nothwendigste Arbeit der Verfertigung des Messings ist, den Gallmey von allen fremden Theilen zu reinigen, welche der Geschmeidigkeit ges Zinks im Wege stehn. Zu diesem Endzwecke wird der Gallmey gebrannt, zu Pulver gemahlen, mit Kohlenstaub vermischt, und um das Stäuben zu verhindern,

mit Wasser angefeuchtet. Alles dieß wird, mit klein geschlagenem Kupfer, das von den verbrenlichen Metallen bereits freygemacht ist (Garkupfer), und mit dem Abfall von Messing, in eisernen Mörsern, klein gestossen. Nach dieser Vorarbeit geht es an das Schmelzen, die vorher beschriebene Masse kömmt nämlich in den Schmelzöfen. Dieser hat die Form eines abgestumpften Kegels, und ist drey Ellen hoch. Bjurfors hat zwölf solche Öfen. Das Feuer wird am Boden angezündet, und fünfviertel Ellen über dem Heerde ist das Gerüst für die Schmelztiegel, deren sieben im Kreise herum und einer in der Mitte in eigens dazu bestimmten Löchern stehen. Eilf Zuglöcher sind rund umher so vertheilt, daß auf jeden äußern Tiegel eins, und, auf den in der Mitte stehenden, vier kommen.

Nach dem die Tiegel 11 bis 12 Stunden der Gewalt des Feuers ausgesetzt geblieben, binnen welcher Zeit die Vereinigung des Zinkes mit dem Kupfer ganz vor sich gegangen ist, wird ein neuer Tiegel glühend gemacht, und die in den andern achten enthaltene Masse zur völligen Reinigung und Mündung des Messings, in selben hinübergeschüttet, wobey der unnöthige Gallmey und Kohlenstaub oben überfließt, das reine Messing aber am Boden sitzen bleibt. Somit sind die beyden Geschäfte der Reinigung und Schmelzung beendigt.

Das nun noch immer flüssige Messing wird nun entweder in Tafeln verwandelt, oder zu Drath gezogen. Um ihm erstere Form mitzutheilen, wird es auf einer steinernen Platte ausgegossen, worauf eine andere von gleicher Größe gedrückt wird. So erzeugt sich eine Fläche Messings, die  $2\frac{1}{2}$  Ellen lang,  $3\frac{1}{2}$  Quartier breit, und  $\frac{5}{16}$  Zoll dick ist. Zwey im Orte befindliche Breithämmer schlagen ferner das Messing in dicke, zu verschiedenem Gebrauche dienende Bleche.

Die Drathzieherey, der zweyte Gebrauch, den man vom Messing macht, besteht hauptsächlich in zwey mechanischen Vorrichtungen, den Schneidewerken, und den Drathziehmaschinen.

Die Messingtafeln werden nämlich zuerst mit einer Scheere der Länge nach in 6 Streifen geschnitten. Hierauf wird jeder derselben erwärmt, und fünfmal durch die Walzen gezogen. Diese sind von Stahl, und sehr stark ausgearbeitet. Zwey derselben drehen sich immer in entgegengesetzter Richtung übereinander, und können näher, oder weiter an einander geschraubt

werden. Das Wasser ist die mechanische Kraft, durch welche sie in Bewegung gesetzt werden.

Nun hält man den auf die vorherbeschriebene Art geschnittenen, und erwärmten Messingstreifen, mit dem einen Ende vorn zwischen die Stahlwalzen. Da sich nun die obere derselben vorwärts nach unten zu, die untere aber nach oben zu dreht, so ziehn diese beyden den Streifen seiner ganzen Länge nach durch, und indem er fünfmal diesen Weg gemacht, streckt er sich 9 bis 10 Ellen lang, und 4 Zoll breit.

Nachdem der Streifen durch die Walzen auf ebenbeschriebene Art bearbeitet worden, wird, er der Einwirkung des Schneidezeugs überliefert.

Das Schneidezeug besteht aus runden, eisernen Scheiben, die am Rande mit Stahl belegt sind; jede derselben hält 8 bis 10 Zoll im Durchmesser, sie sind in zwey Abtheilungen auf zwey Axen gereiht, und drehen sich auf eben die Art in entgegengesetzter Richtung, wie vorher von den Walzen gesagt wurde. So eine durch die Vereinigung vieler Scheiben entstandne Walze, besteht also aus einer Menge neben einander liegenden, dünnen, schneidenden Scheibchen, die auf einer Axe aufgereiht, und in die Reihe der durch die gegenüberstehende Axe verbundenen Scheiben um einen Theil ihres Randes in der Art eingeschoben sind, daß immer jede einzelne Scheibe der obern Reihe zwischen zwey der untern läuft. Die ganzen Walzen werden von Wasser getrieben. Die Messingsschiene wird durch diese Scheibenwalzen durchgezogen, und von den schneidenden Stahlrändern der einzelnen Scheiben, als von eben so vielen Messern, oder Scheeren der Länge nach zerschnitten. Dadurch entstehen elf schmale Streifen von  $\frac{1}{2}$  Zoll Breite, und  $\frac{1}{32}$  Zoll Dicke, die man Realen nennt.

Aus den Realen wird, welches die letzte Arbeit ist, in der Drahhütte der vollständige Draht gezogen, wozu die Drahtzüge dienen.

So ein Zug besteht aus einer in die Höhe gerichteten Stahlscheibe, die mit einem nach der Dicke des Drahts eingerichteten Loche versehen ist. Durch dieß Loch wird der auf die vorige Art in den Schneidewerkzeugen bearbeitete Messingstreifen gesteckt. Hinter dem Loche der Stahlscheibe liegt eine durch das Wasser, und einen besondern Mechanismus bewegte, auf einer Bank

liegende Kneipzange, die man bald nach der Stahlscheibe hin, bald von ihr weg schieben kann. In dem Hinbewegen öfnet sie sich, faßt die, durch das Loch der Scheibe gesteckten Messingschiene, und zieht sie, indem sie sich, dadurch, daß sie sich von der Scheibe entfernt, schließt, zu einem runden Draht, in Bjurfors geht der Draht, durch fünf Drahtziege, die immer kleinere Löcher haben, bis er verkauft wird. Es giebt daselbst 18 Drahtbänke, und man verarbeitet jährlich 1000 Schiffspfund Draht. Nebstbey giebt es hier, wie schon bemerkt worden, zwey Breithämmer, um das Messing zu schlagen, und eine Gelbgiesserey, worinn schöne Leuchter für den innern Bedarf des Landes verfertigt werden. Man braucht zu diesen Arbeiten 700 Schiffspfund Avestädterkupfer.

## Der Wasserfall und die Kupferfabrick von Avestadt.

Eine Viertelmeile von Bjurfors liegt Avestadt. Hier bildet eine Unterbrechung des Wasserstromes der Thalelbe einen Wasserfall, der zwar nicht zu den größeren seiner Art zu zählen ist, aber selbst in diesem, an wildromantischen Naturschönheiten so reichen Lande, unter diejenigen gehört, die ihre Wirkung auf das Gemüth des Beobachters nicht verfehlen.

Die Hauptsache besteht bey dieser Cascade in dem Kontraste, den das ruhige Hingleiten des Flusses, mit der urplötzlichen Aufwallung macht, in die er, wie in einem Nu, geräth.

Die Thalelbe strömt zwarschnell, doch ruhig und sehr breit nach Avestadt hin. Plötzlich setzt sich ihr, eine sich in der gaozen Breite des Flußbettes hindehnde Felsenkante, fast geradlinig entgegen, so daß der Fall mehr das Ansehn eines künstlichen Wehrs gewinnt. Brausend stürzt sich der Strom von da an, zehn Fuß

*Merkwürdigk. der Welt II. B.*

D

höchden Absatz seines Bettes hinunter. Die in jedem Augenblicke herab donnern-  
de Menge Wassers in dem breiten Flusse tobt schäumend gegen die unten lie-  
genden Felsen, und bricht sich mit solcher Gewalt anselben, daß die davon  
hoch in die Luft sprützenden Dünste bis zu dem andern Ufer eine Art Flor  
bilden, durch welches die jenseits des Falles gelegnen Gegenstände wie durch  
Nebel hervorschimern. An jedem Felsenstücke zerschellen sich die rasenden  
Wogen tausendfältig und schleudern unzählige Tropfen Staubwassers in die  
Höhe. Die majestätische Wirkung des Ganzen wird noch durch das schreck-  
liche Brausen des Stroms verstärkt, welches die Sinne nach und nach, wie in  
eine traumähnliche Betäubung wiegt, und fast das Selbstbewußtseyn unter-  
bricht. Eine interessante, psychologische, Erscheinung ist es, das, wenn man  
eine Weile dem Rauschen eines großen Wasserfalls zugehört, man sich  
plötzlich in sich selbst verliert; dann wie aus einer Betäubung wieder zu sich  
kömmt, und das Brausen weniger zu hören glaubt, bis sich der Eindurck den  
Gehörorganen nach und nach, mit verstärkter Gewalt, wieder aufdringt.

Die Fabrick, schwedisch der Bruck genannt, liegt längst dem Was-  
ser und verräth ihre Nähe sogleich durch das Rauschen sehr vieler Wasserrä-  
der, und einer Menge schönfarbiger Feuer, welche Merkmahle zusamme-  
genommen, eine sehr angenehme Wirkung hervorbringen.

Das Kupfer, welches hier fabrickmäsig verarbeitet wird, kömmt eigentlich  
aus dem großen und wichtigen Kupferwerke von Fahlun welches sieben Mei-  
len von Avestadt entlegen ist. Aus Mangel an Wasser aber, um die nöthigen  
Räder zu treiben, und zum Theil auch an Holz, kann es an Ort und Stelle  
nur so weit verarbeitet werden, bis es in metallischer Form erscheint, wel-  
ches man von seiner schwarzen Farbe, Schwarzkupfer, auch Königs-  
kupfer, (schwedisch Rökköpar\*) nennt. Um den Übergang des Metalls aus  
diesem Zustande in den, seiner endlichen Form, in der es die rothe Farbe  
annimmt, auch die gehörige Geschmeidigkeit erhält, zu bewirken, werden die  
Fabricksanstalten von Avestadt betrieben. Es müssen nämlich die im Schwarz-  
kupfer noch enthaltenen, zweckwidrigen fremden Bestandtheile, als Eisen,  
Bley und Schwefelsäure, davon getrennt, und verjagt werden.

\*) Das Ringelchen über dem a giebt demselben im Schwedischen einen tiefern gezogenen Ton,  
ungefähr in der Art, wie die Bayern es in ihrem Provinzialdialekt aussprechen.

Das Kupfer wird hier zuerst gar gemacht, oder im engsten Sine raffinirt, sodann geht die weitere Raffinirung vor sich; endlich wird es geschlagen, in den Wärmeherd gebracht, und zu Platten gestreckt oder gewalzt.

Die Manipulation weicht in Schweden bey allen diesen Geschäften in manchen Punkten von der, an andern Orten als in Ungarn und Polen gewöhnlich ab.

Zur ersten Operation dem Garmachen (schwedisch Garning) sind folgende Vorrichtungen erforderlich.

Unter einem weiten Rauchfangenähmlich befinden sich zwey Heerde, die zusammen eine Werkstadt heissen. Jeder derselben enthält eine halbeyförmige Grube, auf die das vom Wasser getriebene Gebläse die Luft gerade hinströmen läßt.

Alle Ritzen der Grube werden nun sorgfältig mit Kohlenstaub und Lehm verstopft, und das Ganze mit Kohlenfeuer hinlänglich erwärmt. Der Heerd wird so fort mit Kohlen angefüllt, auf welche das Schwarzkupfer in doppelten Lagen so zu liegen kömmt, daß sich immer nur unten zwey kleinere, oben aber zwey grössere Stücke, jedes im Gewicht von einigen Schiffspfunden übereinander befinden. Man unterstützt die Stücke noch mit Querhölzern, theils damit sie gerade liegen, theils damit sie den Heerd nicht beschädigen. Die ganze Masse beträgt 5 Schiffspfund an Gewicht.

Nun belegt man die Oberfläche dieser Kupferlagen wieder mit Kohlen, und läßt die Bälge an. Die durch den Luftzug außerordentlich verstärkte Hitze schmelzt die Metallstücke nach und nach, welche in die Grube hinabfließen.

Während eines Zeitraums von 3 oder 4 Stunden schmilzt die ganze Masse völlig zusammen. Nach Verlauf dieser Zeit wird die Schlacke von der Oberfläche dieser ganzen geschmolzenen Materie abgenommen, die Grube aber darnach bis zum obersten Rande mit Krätze gefüllet.

Endlich wird das Kupfer hinlänglich gar. Das vorzüglichste Kennzeichen dieser Epoche des Procelses besteht darinn, daß die hellgrüne Farbe mit der



rothen abwechselt, worunter schwarze, bald wieder verschwindende Blasen auffahren.

Nun ist es Zeit zur Abkühlung: Sowohl dadurch, daß man die Masse oben etwas abkühlen liefs, als durch die Zugießung von Wasser, bewirkt man eine solche Gerinnung der Oberfläche der geschmolzenen Kupfermenge, daß sich immer die obere Schichte von der untern flüssigen Masse ablösen läßt. Diese Scheiben haben alle eine hellrothe Farbe, und an der Oberseite mehr Blasen als an der unten. Da sich die geschmolzene Materie nach der Form der Schmelzgrube gebildet hat, und scheibenweise aus selber herausgenommen werden, so wie man sie nach und nach abkühlte, so entsteht daraus ein Kegel, der aus 30 bis 36 nach dem Model der Schmelzgrube immer kleiner zugehenden Kuchen besteht, deren letzter der Kupferkönig heist. Beym abnehmen der Scheiben sprützen immer kleine Kügelchen des feinsten Kupfers in die Höhe, die sich gleich einem feinen Regen erheben, und ungefähr die Gestalt des Sandes in einem Stundenglase haben. Man fängt sie mittels einer Platte auf, und benützt sie als Streusand unter dem schwedischen Nahmen (Strökoppar) d. i. Streukupfer.

Es geht immer eine ziemliche Menge Schwarzkupfer bey dem Garmachen verlohren. Auf 3 Werkstädten, die sich in Avestadt befinden werden jährlich 4000 Fahlauner Schwarzkupfer zu Garkupfer verarbeitet.

Noch nicht zufrieden das Schwarzkupfer gar gemacht zu haben, verarbeitet man es auch noch erst zu sogenannten Hartstücken.

So sehr nämlich der Proceß der Garmachung die fremden Theile vom Kupfer entfernen möchte, so bleibt doch selbst im Garkupfer noch viel Schwefelsäure zurück, welche das Anlaufen befördert, das Metall aber zum Schmieden untauglich macht.

Das Kupfer wird also nochmahls in einem ähnlichen Garheerde geschmolzen, und mittels des Schmelzlöffels in Tiegel gegossen.

Nun ist das Metall zum künftigen Gebrauch vorbereitet und erwartet, nach seiner Bestimmung, eine anpassende Form.

Der Kupferschmid schlägt nämlich diese Hartstücke noch glühend, etwas unter dem Kupferhammer, dann kommen sie in den Wärmeherd, und sofort verarbeitet er sie zu Schalen Tafeln u. s. f. Die Tafeln werden hier zu Lande durch Walzen gestreckt. Letztere sind so wie die Messingwalzen in Bjurfors, beschaffen, nur sind sie stärker und größer.

Die Platten, oder Tafeln werden zur Schiffsbekleidung, und zu Dächern verwendet, daher ihre Länge, Breite und Dicke sehr verschieden ist. Ein Kupferdachblech dauert so bis 80 Jahre, und läßt sich dann um den 4ten Theil des Einkaufspreises veräußern.

Avestadt hat 6 Schmieden, deren jede einen Kupferhammer hat.

Ein eigner, dem bey Verfertigung des Stabeisens gebräuchlichen, ähnlicher, nur etwas kleinerer Eisenhammer liefert alles bey dieser Anstalt erforderliche Eisen.

Da noch Mahl- und Schneidemühlen nebst dem Hauptwerke in Avestadt befindlich sind, so ist es nicht zu verwundern, wenn hier 40 unterschlächtige Wasserräder und 33 Bälge beschäftigt sind, und alle diese Menge Wasser, die zur Betreibung so vieler Maschinen erforderlich ist; leiten 2 Canäle, die man oberhalb des Falles grub, in hinlänglichem Mafse herbey.

---

## Die Eisengrube von Dannemora in Upland die größte und älteste in Schweden.

Diese alte, ehrwürdige Werkstädte, der immer fort bildenden und schaffenden Natur, liegt in der Provinz Upland, eine halbe Meile von Oesterby.

Der Anblick dieser Hauptgrube ist, der Vereinigung mehrerer einzelner Gruben wegen, äußerst überraschend.

Von dem obersten Rande der Jordsgrufva; welche auch als Standpunkte der beygeschlossenen Zeichnung angegeben ist, übersieht man die ganze Tiefe derselben, von dieser überblickt man noch die Eddersgrufva, und über diese weg die Stora-Rymningsgrufva, welches die tiefste, und weiteste dieser einzelnen Gruben ist.

Die ganze Grube von Dannemora biethet, von dem oben erwähnten Standpunkte aus betrachtet, das Schauspiel eines weiten Erdschlundes dar, dessen senkrechte Wände shauerlich aus der erstaunenden Tiefe emporragen.

Schrecken und Grausen erregen die mit schwarzgrauem Gestein bekleideten Wände, und das Auge verliert sich in der unabsehlichen Bergschlucht.

Eine außerordentliche Tiefe ist vorzüglich geeignet, das Gefühl des Schreckhaft erhabenen in der Seele hervorzubringen, und der auf dem sichersten Standpunkte befindliche Beobachter, greift in so einer Lage mit unfreywilligen Entsetzen nach einer Lehne, oder sieht sich nach einem schützenden Geländer um.

Man kann sich in einer Tonne von der Höhe herablaffen, indem man sich auf dem Rand derselben stellt, und das in ihrer Mitte befestigte Thau umklammert.

Nicht ohne Schwindel kann man diesem Hinablaffen auch nur zusehen, wenn Menschen an einem gebrechlichen Seile über thurm hohen Tiefen hin und herschweben.

Aber noch erschütternder ist der Eindruck auf das Gemüth des Layen im Bergwerksfache der sich, so auf der Tonne schwebend, in den Abgrund versenken, und wieder heraufwinden läßt.

Von der Tiefe aus sieht man dann hoch über sich die Riesengebilde von Felsen, nun schwebte wie in der Luft hängend, an ihnen allmählig vorüber, fühlt sich von ihnen eingeschlossen; und glaubt sie mit Schrecken mit jedem Augenblicke über sich zusammenstürzen zu sehen, und von ihrem Gewicht erdrückt zu werden, wenn nicht ein Gedanke an die ewig großen Naturgesetze,

durch welche die bewundernswürdigste Mechanick diesen drohenden Kolossen ihren unverrückbaren Standpunkt anwies, diese schwarzen Bilder verscheuchte,

Die Tonnen werden oben durch Pferde hinaufgewunden.

Vierhundert Arbeiter, männlichen und weiblichen Geschlechts sind täglich beschäftigt 22 von den 75 Gruben, aus welchen das Ganze besteht, zu bearbeiten.

Einige arbeiten in das Gestein, mit Hämmern und andern Werkzeugen, schlagen es stückweise heraus, worauf es mittels der Schiebkarren, zu den Tonnen geführt, in selbe geladen, und so aufgewunden wird.

Weil aber gröfsere Massen des Gesteins auf diesem Wege nur langsam zu Tage gefördert würden; so nimmt man auch zu dem Sprengen seine Zuflucht.

Die Wirkung, welche diese Operation auf den Unvorbereiteten hervorbringt ist außerordentlich.

Um 12 Uhr Mittags nämlich, begeben sich die meisten Arbeiter aus den Gruben herauf, und nur das zum Anzünden der Pulverminen nöthige Personal bleibt darin zurück. Diese wenigen Arbeiter haben aber ihre sicheren Winkel, in welche sie sich zurückziehen, so bald sie das Pulver entzündet haben, auch wird noch mit einer Glocke ein Zeichen gegeben, damit sich jederman in Sicherheit begeben.

Mit dem zwölften Schläge der Thurmglöcke ertönt die erste Explosion, auf eine unbeschreiblich fürchterliche Art. Nun kracht es Schlag auf Schlag, schrecklich hallt es in den Felsenwänden, und von dem Innern der schwarzen Klüfte, wie der stärkste Donner, nach. Der Boden schwankt und bebt in gewaltigen Zukungen, ungeheure Steine fliegen polternd in die Höhe, und rollen prasselnd an den Felsenwänden in die Tiefe herunter. Dieß Alles dauert 10 Minuten, worauf wieder die fürchterlichste Stille eintritt.

Diese Grube, die seit dem 15ten Jahrhunderte ausgebeutet wird, erzeugt noch immer jährlich 40000 Fuder Erz, welches 120 Schiffspfunde giebt.

Zehn Öfen werden damit versorgt, bey dem Schmelzen des Eisens tritt obendrein der günstige Umstand ein, daß es seinen Fluß in sich selbst erhält, und daher nicht wie andre Metalle eines Zusatzes bedarf. Die Ausbeute dieser Eisengrube kömmt mehreren Theilnehmern zu Gute.

Wie bey so vielen Bergwerken ist auch hier das eintretende Wasser sehr hinderlich.

Vor nicht gar langer Zeit brach ein in der Nähe der Grube befindlicher Landsee durch 17 Ellen Lehmboden, und ersäuft 4 Gruben. So ein Unfall verursacht außerordentliche Unkosten, denn die Mittel den Schaden wieder gut zu machen, sind Pumpen und Dämme.

Man brachte hier 4 Pumpen an, die in sechs Aufsätzen, sechzig Faden hinabreichen und die Gruben wöchentlich um  $1\frac{1}{2}$  Viertelellen leeren, und doch dauert es oft einige Jahre, bis man mit der ganzen Ausleerung zu Stande kömmt.

Bey diesem Unfälle war das Schöpfen des Wassers durch Pumpen um so beschwerlicher, als die Kraft, durch welche letztere getrieben werden, nähmlich das Wasser, eine Viertelmeile entfernt war, man ihm auch überdieß nur 6 Schuh Fall geben konnte; und doch mußte dadurch ein halbschlüchtiges Wasserrad in Bewegung gesetzt werden, welches 22 Ellen im Durchmesser hat. Die Verbindung desselben mit den Pumpen, durch diese weite Entfernung, ward durch ein Feldgestäng bewirkt.

Man muß hier, wie bey so vielen Gelegenheiten, über das mechanische Talent dieses Volks erstaunen, und sich in der That über die herrlichen Fortschritte wundern, welche es unter der Anleitung der Noth und des Bedürfnisses zu machen gezwungen war.

Das Mittel die Gruben künftig vor ähnlichen Überschwemmungen zu bewahren, welches man hier mit vielem Glück anwandte, ist ein Damm, der aus einer doppelten Mauer, mit dazwischen gestampftem Lehm besteht, und den man gerade an die Stelle setzte, wo das Wasser durchgedrungen war. Dieß ist aber allerdings eine sehr kostspielige Unternehmung, da man den Überschlag für dessen Errichtung auf 60000 Thaler berechnet.



Schmidlmeijer f.

Bay Sätter in Dalarne.



---

## Die Flachsmaschinen in Hellsingeland.

Die Provinz Hellsingeland verlegt sich vorzüglich auf die Erzeugung des Flachses, wobey die Einwohner auch mit Garn, Zwirn und Leinwand handeln.

Da das Königreich Schweden im Ganzen sehr nothdürftig mit Menschen besetzt ist, wie sich aus dem statistischen Verhältniß von 3 Millionen Einwohner, zu einem Raum von 13800 □ Meilen leicht ergibt, so erstreckt sich dieser Mangel nothwendigerweise auch auf alle Zweige des Nothbedarfs und der Industrie. Daher die vielen Maschinen, die man hier, so wie in England, in Bewegung setzt, um dem Mangel an arbeitenden Händen in Etwas abzuhelpfen.

Einige derselben sind nun, wie schon erwähnt worden, so sinnreich erdacht, und so sehr ihrem Endzwecke entsprechend, daß sie wohl auch andern Gegenden, bey gleichen Bedürfnissen, allerdings sehr nützlich werden, oder doch ähnliche Ideen bey andern Gelegenheiten erwecken könnten, und so Veranlassung zu wesentlichen Verbesserungen im technisch-mechanischen Fache werden dürften

Die Flachsmaschinen in Hellsingeland gehören sehr füglich unter diese Gattung Vorrichtungen.

Diese Maschinen, (schwedisch Skäkmaschin d. i. Flachsmaschine) haben einen doppelten Endzweck zu erfüllen. Sie sollen den Flachs bläueln und schwingen. Das Brechen wird durch die Güte der ersteren Arbeit hier ganz erspart.

Zum Bläueln wird ein Wasserrad gebraucht, welches aber der geringen Kraft wegen, die es in Bewegung setzen soll, gewöhnlich nicht groß  
*Merkwürdigk. der Welt. II. B.* E



ist, doch werden auch gröfsere Räder dieser Art; durch eine sehr geringe Quantität Wassers bewegt.

Das Rad dreht seine Welle herum, welche in ein Häuschen reicht, wo, am Ende der ersteren, der Hammer, ein derber hölzerner Klotz, mit einem Stiele angebracht ist. Das Umdrehen der Welle läßt den Hammer so stark auf den Flachs fallen, dafs er dadurch zum Schwingen hinlänglich vorbereitet wird, ohne gebrochen werden zu dürfen.

Zum Schwingen ist wieder dasselbe Wasserrad erforderlich. An der Radwelle ist nämlich eine Scheibe angebracht, die  $1\frac{1}{2}$  Fufs im Durchmesser hat.

Parallel mit der Radwelle, aber etwas höher, dreht sich eine kleinere Scheibe, die nur einen halben Fufs im Durchmesser hat, um eine kleinere Axe oder Welle. In dieser fast parallelen Lage beyder Axen und Scheiben, sind die letzteren durch über beyde gelegte Schnüre verbunden, so das ihre Drehung gemeinschaftlich ist, nur mit dem Unterschiede, dafs wenn sich die grofse Scheibe an der Welle des Wasserrades, welche, wie gesagt,  $1\frac{1}{2}$  Fufs im Durchmesser hat, einmahl herumdreht, die kleinere nach den Gesetzen der Mechanik, sich dreyemahl herum bewegen mufs.

Die kleinere Welle hat nun in der Nähe des Zapfens, der von der Scheibe am weitesten entfernt ist, eine doppelte Reihe Brettchen, in gleicher Breite und Dicke mit den gewöhnlichen Messern, oder Schwinghölzern. Diese Brettchen gleichen zusammen, um das Kleine mit dem Grofsen zu vergleichen, den Stäbchen des Windrädchens in einer Stube (auch Sternrädchen genannt) oder einem gröfseren Rade, ohne Speichen, dessen Stäbe sich blofs mit der Axe immer herum bewegen. Die Stäbe sind  $1\frac{1}{2}$  Fufs lang. Beyde Reihen sind von einander um  $\frac{1}{2}$  Fufs entfernt, und jede derselben enthält 12 Stäbe.

An den beyden nach aufsen gekehrten Seiten dieser Schwinghölzer, sind feststehende Bretter senkrecht so aufgerichtet, dafs sie von den Schwinghölzern im Umdrehen beynahe berührt werden müssen.

Über den obern Rand des Brettchens wird nun der Flachs gelegt, und so durch das Anstreifen der Schwingmesser geschwungen. Da jede Reihe

Schwinghölzer bey dem jedesmahligen Umdrehen 36 Schläge macht, so können zwey Weibspersonen, welchen diese Arbeit hier zu Lande obliegt, in einem Tage 120 Pf. Flachs bläueln und schwingen.

---

## Die schöne Gegend zwischen Hanebo und Lillbyn in Helsingeland.

Die ganze Provinz Helsingeland gehört zu den schönsten Gegenden Schwedens, die Beschaffenheit ihres Bodens ist schon dazu geeignet, eine Menge der entzückendsten Naturschönheiten dem Auge darzustellen.

Eine ununterbrochene Reihe von Bergen hebt sich an ihrer westlichen Gränze terrassenweise in die Wolken, unter einer Menge in ihrer Mitte versammelter Hügel, thürmt sich hie und da stolz, ein Berg über seine niedrigeren Umgebungen empor, Wälder voll kräftigen Wuchses wechseln mit fruchtbareren Anhöhen und fetten Thalgründen ab. Hier scheint die Natur dem sonst dürftigen Lande einen mütterlichen Blick zugeworfen zu haben, und das Streben seiner Bewohner mit Überfluß zu belohnen, da sie sonst nur einem undankbaren Boden mühsam ihren kärglichen Unterhalt abringen müssen. Dazu kömmt das Wasser, dessen Nähe jeder Gegend ein frischeres, blühenderes Ansehen giebt, und selbst unangenehmen Situationen Reitze leiht. Der See Bergviken (von dem schwedischen Vik Bucht, so genannt, weil er eigentlich nur eine Bucht der Liusna - Elfve ist) und der Fluß Liusna-Elfve selbst, tragen durch ihre Nähe zur Ausmahlung und Verschönerung des Ganzen bey.

Von der Landstraße, die von Hanebo her, nach Lillbyn führt, hat man beständig die Elbe zur rechten Hand im Gesicht, die bald im hellem Spiegel sanft durch ihr Bett hingleitet, bald von rauhen Felsstücken in ihrem Laufe gehemmt, sich, in Aufruhr gebracht, und murrend, über sie hinwälzt.

Die Landstrasse selbst erhebt sich bald sanft über einen Hügel, und senkt sich wieder eben so zwischen die zur Seite stehenden Bäume hinab.

Zur linken Hand erheben sich am Wege die Gränzgebirge, und mitten darunter thürmen sich fürchterliche Felsen empor, welche die Aussicht hinter ihnen beschränken, doch bald eröffnet sich diese wieder, und läßt ein Amphitheater hinter einander gereihter, immer höherer Berge erblicken, deren Haupt mit Nadelhölzern prangt, indess sich die Birke an ihren Fuß schmiegt,

Kleine Hayne von diesem letzteren Baume, überraschen an ihrem Ende mit einer neuen Aussicht, die Gruppierungen der Birken erzeugen hier überhaupt eine Menge der schönsten Parthien, wie man sie nur in einem Park antreffen kann.

Den Reitz dieser Gegend erhöht der aromatische Birkengeruch, der Orange des Nordens, die, so lange sie grünt, Wohlgerüche verbreitet; statt einförmiger Kornfelder wechseln hier getreydereiche Hügel, mit grasbewachsenen Anhöhen, die in viele Verzäunungen getheilt sind. Das erste Jahr säet der Bauer hier häufig Lein, das zweyte Gerste und Hafer, im dritten endlich benützt er den Grund zum Wiesenwachs, auf dem üppigen Grün der Wiesen-teppiche weiden wiehernde Rosse rings umher, und drohen unter muthwilligen Sprüngen die Verzäunungen zu durchbrechen. An den zahllosen Hügeln zeigen sich hie und da die Wohnungen der Landleute, die hier durchaus Wohlstand verrathen. Selbst, was sonst in Schweden ungewöhnlich ist, ausgedehnte Kornfelder, und gröfsere Dörfer zeigen sich in dieser Gegend.

Mitten unter diesen reizenden Naturscenen prangt der herrliche Strom der Ljusna-Elfve, der sich bald an einen Berg schmiegt, bald in sanften Wellen zwischen Wiesengründen, von mahlerischen Baumgruppen und Haynen am Ufer begränzt, dahin rollt. Nun dehnt sich der Fluß in einen weiten See voll anmuthiger Inseln aus, wo Erlen und Birken Kühlung und Schatten verbreiten. Beym Anblick dieser Gegend findet man die Idee nordischer Gelehrten weniger bizarr, die das Paradies nach Schweden versetzten.

## Das Silberbergwerk von Sala in Westmanland.

Sala ist, ein mässiges Städtchen der Provinz Westmanland, fünf Meilen von dem, seiner berühmten hohen Schule wegen so bekannten Upsala. Es liegt am Sagflusse, ist sehr regulair gebaut, und mag ungefähr 1500 Einwohner haben. Die Gegend herum ist sehr schön, indem Felder, voll des herrlichsten Ackerlandes, mit Buschwerk und Haynen von Birken und Erlen abwechseln.

Das interessanteste Schauspiel aber gewähret in der Nähe dieses Ortes, die alte Silbergrube, welche schon seit dem 14ten Jahrhunderte ausgebeutet wird.

Gleich ausserhalb der Stadt liegen auf einem nicht sehr hohem Berge, die zur Gewinnung des Erzes nötigen Gebäude unter welchen sich vorzüglich ein Kalkofen befindet, indem, die aus der Grube gezogenen Kalksteine, welche den Hauptbestandtheil des Berges (die Bergart) ausmachen, zu Kalk gebrannt werden. Doch werden diese Steine bevor man sie in den Ofen wirft nochmalts besehen, damit falls sie etwas Erz von einigen Belange enthielten, letzteres mit dem Hammer losgeschlagen werden könne, und so schlechterdings nichts verlohren gehe, was einigen Nutzen zu schaffen im Stande ist. Abermahls ein charckteristischer Zug der Sparsamkeit eines Volkes, das so sehr in der Nothwendigkeit ist, jede Wohlthat der Natur sorgfältig zu benutzen. Die Gewinnung des Silbers beruht hier auf zwey Manipulationen. Es wird aus der Grube zu Tage gefördert, und dann in der Schmelzhütte, von den damit verbundenen fremdartigen Bestandtheilen gereinigt.

Die ganze Tiefe der Grube ist 400 Lachter. Unter dem Worte Lachter versteht man ein, nur im Bergbaue übliches Längenmaß, welches für dieses

Fach eben das ist, was die Klafter beym Messen des Holzes leistet. Das Lachter enthält nämlich an den meisten Orten vier Schuhe in der Länge.

Die Grube streicht d. i. dehnt sich von Nordwest nach Südost hin. Im Vergleich mit ihr, verschwindet die GröÙe aller noch so hohen Kirchthürme, wenn man bedenkt, das der berühmte Münsterthurm in Straßburg nur 500 Fuß hoch ist.

Die Grube besteht aus 4 unter einander liegenden Hauptböden, aus deren untersten nun das Gestein gebrochen wird. Eine Menge von Schachten, (senkrechten Berggängen) wechseln mit Stollen, (wagrechten) darinn ab, und bilden eine Art von Labyrinth, aus dem sich jemand, ohne Lokalkenntnisse, schwer herausfinden würde. Hohe Gewölbe mit hellschimmernden Gestein bekleidet, gewähren darinn einen überraschenden Anblick, und von den Wänden dieser erhabenen, gothisch gewölbten Grotten, glänzt das Licht der Fackeln majestätisch zurück. Man bedient sich hier eines Bündels dünner, leicht Feuerfangender Stäbchen (schwedisch Blofs genannt) zur Beleuchtung, theils um der breiter brennenden Oberfläche derselben wegen, mehr vor dem Erlöschen der Fackel gesichert zu seyn, und theils um in diesen so dunkeln, von einer schweren Luft erfüllten Orten, mittelst der ausgedehnteren Flamme mehr zu sehen. Bey alledem ist man manchmahl kaum im Stande, auf drey Schritte von sich weg zu blicken, besonders wenn man gerade bey Schachten vorübergeht, aus welchen dichter Dampf dringt, der die Lichter in jedem Augenblicke zu verlöschen droht.

Diese hellfarbigen Seitenwände, deren Kristallisationen das Licht in hundert Gestalten zurück werfen, und sich in der Höhe manchmahl im verworrensten Dunkel verlieren, die starr emporstrebenden Pfeiler, alle die unendlich verschieden schattirten Steinmassen, der Schimmer ferner Fackeln, die Laterne gleich durch das schaurige Dunkel glänzen, giebt, zusammengenommen, eine prächtige, in ihrer Art einzige Uebersicht. Dazu kömmt der feyerliche, in der Tiefe langsam verhallende Bergmannsgesang, und die Schläge des Sprengens in der Tiefe, die Sekundelang wie Kanonendonner, allmählig fortschallen, und sich endlich in ein fernes Beben verlieren. Auch ist das Gemüth diesen Eindrücken schon durch das Herabschweben in der Tonne, und durch den Gedanken an die Gefahren geöffnet, welche sich dem Unvorsichtigen beym Vorübergehn an jedem tiefer gelegnen Schacht entgegen stellen. Hier

sichert kein schützendes Geländer vor dem Sturze in diese dunkeln Regionen, aus welchen man, der grossen Tiefe wegen, nur zerschmettert hervorkommen würde. Es beträgt nämlich blos der Schacht, durch den das Erz aus dem untersten Boden herauf gewunden wird, 54 Lachter. Nur die Tonne, auf der man sich in eine solche Öffnung hinabläßt, bezeichnet den Rand der Grube, und es ist daher äusserst nöthig dem Führer, der das Licht trägt, Schritt für Schritt zu folgen, und sich genau an ihn zu schliessen.

Der Boden der Grube ist fast ganz trocken, nur hie und da werden die dichten Dämpfe als ein sanfter Regen, von den Decken der Gewölbe niederschlagen. Diese Wölbungen sind alle ganz auf die möglichste Festigkeit berechnet, und haben daher ihre keilförmig zusammenlaufende Gestalt.

Die Grube ist ganz oben mit einem Dache bedeckt, und öffnet sich gleich unter selbem, als ein runder Schlund, der Sechszehn bis achtzehn Fuß im Durchmesser hat. Der Rauch der, tiefer unten brennenden Fakeln, steigt in dichten Massen herauf, und läßt die Seitenwände des Eingangs nur auf eine geringe Tiefe bemerken.

Man fährt in die Grube auf Tonnen ein, deren zwey daselbst befindlich sind, damit man die eine immer hinaufwinden könne, während die andere herabgesenkt wird.

Ein entfernter See liefert das, am Tage, das ist aufser der Grube befindliche Wasser, welches die Kraft ist, wodurch so wohl die Tonnen heraufgewunden und herabgelassen, als auch das Gestein und Erz hervorgehohlet, und das eingedrungene Grubenwasser gewältigt, oder aus dem Bergwerke geschaffet wird.

Aus dem See wird das Wasser, durch, eine offne Leitung, auf 400 Lachter weit, durch den Berg bis zu seiner Bestimmung gebracht.

Nahe bey dem Eingang der Grube stürzt es zwischen Felsen herab auf ein grosses Wasserrad, welches eine doppelte Reihe von Schaufeln hat, der entgegengesetzten Richtung, in der diese stehn, zufolge, treibt das, bald auf die eine bald auf die andere Reihe hingeleitete Wasser, das Rad bald rechts bald links herum. Ein Seil, das um die Radwelle geschlungen ist, und dessen Enden hori-

zontal über die Einfahrt in die Grube reichen, hängt über eine Rolle, die ihre Richtung nun senkrecht macht, in letztere hinein. An diesen Seile ist die Tonne, in der man in das Berkwerk einfährt, mittelst eines Hakens und dreyer Ketten so befestigt, daß sich die letzteren nicht leicht vom Seile losmachen, oder sich allenfalls aus dem Haken heben können, welche Vorsicht sehr nöthig ist, da man im Hinabfahren, oft fast die Wände berührt.

Auf dem Rande der Tonne haben höchstens 4 Personen, und in der Mitte eine Platz. Eine derselben hat eine Fackel bey sich, auch muß jemand unter ihnen die Beine aus der Tonne heraushängen lassen, um letztere mit selben zu regieren, und von den Wänden abzulenken, wenn sie wie es öfters geschieht, selben zu nahe kömmt.

Auf ein gegebenes Zeichen wird das Wasserrad in Umlauf gesetzt, worauf der Eymer, in vollkommner stätiger Bewegung so schnell hinabgleitet, daß man darin in 3 Minuten durch 706. Fuß kömmt. Wenn man im Herabfahren bey einem Nebengang anhalten will, wird durch ein Geschrey das Zeichen dazu gegeben, worauf die Wasserkunst oben aufgehalten und die Tonne unten mit langen Stangen in den Stollen gebracht wird, wo man abgesetzt werden soll. In manche Schachten muß man durchaus auf Leitern (bergmännisch *Fahrten* genannt) hinabsteigen.

Um den Hauptzweck dieses Bergbaues zu erreichen, nämlich um das Erz zu Tage zu fördern, wird hier ein doppelter Weg eingeschlagen. Nachdem es nämlich in der Grube durch Sprengen und Aushauen genommen worden, windet man es in den Tonnen, aus den tieferen Orten herauf, von wo es durch Karren von Pferden auf ordentlichen Fuhrwegen nach dem Haupteingang geführt wird, wo alle diese Wege zusammen laufen. Die Pferde, welche man zu diesen Arbeiten verwendet, bringen gewöhnlich ihre ganze Lebenszeit in der Tiefe zu, welches aber ihrer Gesundheit nicht im geringsten nachtheilig ist.

So wie viele mechanische Vorrichtungen das Genie und die vor allen Wesen der Erde hervorragende Natur des Menschen auf das Deutlichste beurkunden, so sind es im vorzüglichen Mafse, jene hydraulisch-montanischen Maschinen, wodurch das eingedrungene Grubenwasser aus den Bergen geschöpft, und so die größten Hindernisse, welche die Natur dem Fleiße in den Weg stellt, glücklich besiegt werden.

Das große Problem aus einer Tiefe von so vielen hundert Fuß das Wasser an den Tag zu schaffen, wird hier auf eine eben so sinnreiche als einfache Art gelöst.

Das oben berührte, aus einem See hergeleitete Wasser, welches das, auf die vorherbeschriebene Art die Tonnen bewegende Wasserrad, treibt, fließt, nachdem es von diesem herabgestürzt ist, eine Strecke unter dem Berge fort, bis es zwey unterschlächtige Wasserräder findet, die jedes zwanzig Ellen im Durchmesser haben. An den beyden Zapfen ihrer Wellen sind starke, eiserne Kurbeln angebracht (Kurbel ist eine Handhabe, mittels welcher man eine Axe, als einen Schleifstein, Handmühle u. s. f. umdreht.)

An den Knöpfen dieser Kurbeln, hängen lange Stangen, (das Feldgestäng). Diese Stangen reichen durch 120 Fuß bis zum Eingang in den Kunstschacht, wo sie ihre bisherige wagerechte Bewegung in eine senkrechte verändern müssen, sie sind daher durch die Wage mit dem senkrecht tiefer hinablaufenden Gestäng verbunden. Die Wage besteht aus zwey in einem rechten Winkel verbundenen Balken, die an ihrem Scheitel beweglich sind. Ein Schenkel ist also an dem horizontalen Gestäng befestigt und setzt es in Bewegung, und einer am perpendikulären, ungefähr wie bey der Klingel eines Glockenzugs, wo sich der Draht wagerecht bewegt, wenn man senkrecht anzieht, um zu läuten.

Auf diese Art laufen zwey dieser Stangen bis in den ersten Boden des Schachtes, und von da wieder in horizontaler Richtung durch eine Stolle bis zu zwey Pumpen, mit deren Kolbenstangen sie verbunden sind. Zwey andre Stangen laufen noch tiefer und setzen die alleruntersten Pumpen in Bewegung. Wenn die ganze Verkettung von Maschinen nun bewegt wird, so erfolgt nachstehende Wirkung.

Die Wasserräder am Tage drehen sich bald rechts, bald links, und mit ihnen ihre Kurbeln. Dadurch wird das ganze sowohl horizontale, als vertikale Gestäng, zugleich mit bewegt. Mittels letzteren werden die Kolbenstangen der Pumpen, nach dem Drehen der Räder, hineingestossen, oder heraufgezogen, und so schöpfen die Pumpen unablässig, indem immer fort eine Stange niederwärts, die andre aufwärts geht.

Die untersten Pumpen heben das Grubenwasser selbst bis zu einer hölzernen Wasserleitung in einem Stollen, welche es wieder in ein an ihrem Aus-



gang befindliches Behältniß abliefern. Von hier treiben es andere Pumpen, die von dem über dem Wasserkanal fortlaufenden Gestäng bewegt werden, allmählich bis zum obersten Ausguß, wo es in gemeinsamer Masse fortströmt. Auf diesem letzteren Wege, stößt der aus dem Tiefen der Erde hervorgelockte Bach, auf ein Wasserrädchen von einem Fuß im Durchmesser, und setzt es in schnellen Umlauf. An dem Rädchen ist ein Hammer befestigt, der beständig auf eine Glocke schlägt, und so bey Tag und Nacht zu erkennen giebt, ob die Kunst im Gange ist, denn wenn das Wasser nicht mehr fließt, dreht sich das Rädchen nicht mehr und der Hammer verstummt.

Sehr schön ausgedacht ist es noch, das das aus der Tiefe hervorgetriebene Grubenwasser, von da noch zu den beyden Wasserrädern geleitet wird, und auf diese Art selbst zu seiner Wegschaffung beytragen muß.

Gleich bey dem Kunstrade befindet sich die Sven Grufve, welche unter der Königin Christina eingestürzt ist. Sie besteht aus einem engen, von senkrechten, ungefähr 40 Fuß hohen Felsen eingeschlossnen Thal, das aber bereits, sowohl am Rande mit Bäumen besetzt ist, als auch an den herabgestürzten Trümmern Spuren der Vegetation zeigt.

Von hier führt der sogenannte grüne Gang (Gröna Gängen) zu den Schmelzhütten.

Dies ist ein Pfad, der auf einem Damme, fortgeht, den man mitten in einem See gezogen um das Wasser auf einer Seite mehr anzuschwellen. Er ist von hohen Erlen und Birken beschattet, und erspart die Nothwendigkeit wieder die Stadt pafsiren zu müssen.

Die Hütte nwerke haben zum Endzwecke, das Metall von den fremdes Bestandtheilen zu trennen, mit welchen es verbunden, aus den Gruben kömmt.

Die Arbeiten, durch welche diess geschieht, sind von zweyfacher Art, mechanische, und chemische.

Zu den ersteren gehört das Scheiden Pochen und Waschen, zu den zweyten das Erzrösten, das Rohschmelzen und Anreichern, und das Frischschmelzen, nebst der Behandlung des Metalls im Treibofen.

Man fängt nämlich zuvörderst damit an, daß man das ärmere Metall von dem reicheren absondert, welches mit dem Hammer geschieht, und die Scheidung heißt.

Nun geht es an das Pochen. Dies geschieht mittels starker Stampfen, die den Oelstampfen gleichen, nur tritt hier der Unterschied ein, daß auf das ärmere Erz beym Stampfen immer Wasser geschüttet wird, um schon hier die fremdartigen Theile möglichst zu entfernen, welches man nafs pochen, und das so zu behandelnde Erz, Pocherz nennt. Das reichere oder Stufferz, auch Kern genannt, wird trocken gepocht.

Die so gereinigte Masse heißt nun Schlich, und wird wenn sie trocken ist, gesiebt, wenn sie aber nafs ist, auf dem Planheerde gewaschen wobey das unverrückte Ziel, welches man dabey im Auge hat, immer das bleibt, die unedlen Theile, die dem Metalle zugesetzt sind, schon durch diese mechanischen Vorarbeiten nach Thunlichkeit zu entfernen, bevor man von dem Feuer Gebrauch macht, und so die Kosten des Schmelzens zu verringern.

In Sala sind acht Planheerde, unter dieser Benennung versteht man eine schiefe Ebene von zusammengefügt Bretern, die zu beyden Seiten mit Leisten eingefast sind. Die Länge des Heerdes ist 6 bis 8 Ellen, die Breite  $1\frac{1}{2}$ .

Der Schlich wird in einen Kasten geworfen, der an der obern, schmalen Seite angebracht ist. In diesen wird Wasser geleitet, und der Schlich so durch kleine Rinne auf den Planheerd herabgespült. Auf diesem sind drey Tücher von grober Leinwand verbreitet, auf welchen die metallischen Theile, welche ihrer Schwere wegen, den leichteren erdichten Substanzen nicht so schnell folgen können, nach und nach liegen bleiben, so daß die leichteren bis zu den tieferen Orten des Heerdes geschwemmt werden, indess die reineren und schwereren schon oben zurückbleiben. Der Schlich ist daher selbst, von verschiedenem Gehalt, und der auf dem untersten Tuche, abgesetzte muß noch mehrmahl auf den Planheerd kommen, um das taube Gestein mehr und mehr zu entfernen. An dem untersten Ende der schiefen Fläche fließt der Schlamm, und das Wasser ab. Den Zufluß des letzteren kann man, so oft man will, hemmen, um den Schlich von den Tüchern wegzunehmen. Auf diese Art wird dieser der nun einem blauen Schlamme gleicht, in einen andern Kasten gespült, und so der chemischen Einwirkung überliefert.

Weil das Bley sich am leichtesten in der Schmelzhitze mit dem Silber vereinigt, so wird dieß Metall vor allen Dingen herbeygeschafft, wenn nicht schon Bleyglanz in den Silbergruben befindlich ist.

Ein Theil des Schlicks muß nun durch ein dreyfachas Feuer gehn entweder, um die flüchtigen Arsenik und Schwefeltheile abzutreiben, welches das Erzrösten heißt, oder um das taube Gestein geschickter zu machen in Schlacken, d. i. in den Zustand der Verglasung überzugehn. Dieß nennt man Anreichern und Rohschmelzen. Nun erst rinnen durch die Behandlung bey dem Frischschmelzen Silber und Bley in metallischer Gestalt, vereinigt, aus den Schlacken hervor, und geben das sogenannte Werkbley.

In Sala dauert diese Schmelzung 8 bis 12 Tage, und erfordert 6 bis 8 Centner sogenannten Guts und von 480 bis 720 Tonnen Kohlen, die hier als 40 bis 60 Stig berechnet werden.

Das Werkbley kömmt nun in den ersten Treibofen, der das Bley von Silber scheidet, ersteres geht entweder als Schlacke ab, oder es geht in Rauch auf. Diese Schlacke nennt man auch Glöthe, Bley, oder Silberglätte.

Der Augenblick, in dem die Scheidung der beyden Metalle vor sich geht, heißt das Blicken, hier zeigen sich schöne glänzende Silberstreifen, von welchen das Silber den Nahmen Blicksilber bekömmt.

Endlich wird das, bis itzt nur 15 löthige Metall in dem letzten Ofen zu Bergfeinem, d. i. sechzehnlöthigem Silber gebrannt.

Sowohl dem möglichsten Schaden, der bey allen diesen Manipulationen Platz greifen könnte, zuvorzukommen als auch die Unkosten zu verringern, deren ohnehin so viele unvermeidlich sind, ist eine seltne Vereinigung von Gelehrsamkeit mit practischem Scharfblicke, von Vorsicht mit Thätigkeit verknüpft, nöthig.

Hier in Sala wurden durch eine Reihe einsichtsvoller Vorsteher manche neue, und zweckmäßige Einrichtungen bey dem Schmelzen eingeführt. Besonders wurden durch die trefflichen Vorkehrungen der beyden würdigen Berghaupt-

leute Pihl und Berndson im Jahre 1787 allein drey tausend Thaler , und so durch eine Reihe von Jahren überhaupt namhafte Summen erspart. ]

Die sämmtlichen Unkosten des Werks , und die Abgaben an die Krone betragen jährlich 13366 Thaler 32 Schilling Bankospecies. Der Gewinn des Bergwerks war zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden. Man berechnete nämlich das ganze 14te Jahrhundert hindurch 24000 Mark Silber. In der Folge nahm der Bergsegen so sehr ab , daß von 1759 bis 1764 nur 1139 Mark jährlich erbeutet wurden. Der Ertrag stieg dann eine Weile auf 1800 , und beträgt itzt jährlich 2000 Mark.

Merkwürdig ist der Umstand , daß die Annalen dieses Bergwerks während des ganzen langen Zeitraums seiner Bearbeitung , nur von einer Stufe gediegenen Silbers wissen , die in den Mineralienschränken des sogenannten Grubensaals (Grufvesal) aufbewahrt wurde , aber verloren gegangen seyn soll.

Dieser Grubensaal ist in der Wohnung des Bergmeisters und ist zu allen Zusammenkünften bestimmt , welche Bergwerksangelegenheiten , oder die Entscheidung der Streitigkeiten zwischen Bergleuten , betreffen. Zu letzterem Endzwecke ist auch zum Behufe der Menge von Bergleuten , welche fast die ganze Bevölkerung des Städtchens ausmachen , ein Berggericht niedergesetzt. Zwey in diesem Gemache hängende Tonnen bezeugen , daß die beyden Könige Karl der 9te und Gustav der 3te in die Grube gefahren seyen. Der Thüre gegenüber hängt das Bildniß Karl des 9ten eines der besten Stücke des berühmten Mahlers Cleuker Ehrensträl. So wie einst Apelles durch künstlich gemahlte Trauben die Vögel selbst herbey gelockt , und so getäuscht haben soll , daß sie darnach pickten , so erzählt man auch eine ähnliche Anekdote von Cleukern.

Karl der 9te soll nämlich gewohnt gewesen seyn , seinen Hut , immer an einen bestimmten Nagel zu hängen. Eines Tages aber will es dem König gar nicht gelingen , den Hut am Nagel zu befestigen. Letzterer der sichtbar da war , schien seine ganze Festigkeit verlohren zu haben. Endlich greift der Monarch unwillig darnach , und sich — der Nagel war gemahlen.

Der hier herrschenden Gewohnheit zufolge , schreibt jeder Fremde seinen Nahmen , in ein in der Grube befindliches Buch , um so das Andenken aller

derer zu erhalten, die kühn genug waren, ihr Leben für die Erweiterung ihrer Kenntnisse zu wagen. Dieser letztere Ausdruck ist nicht zu kühn gewählt. Bey aller möglichen Vorsicht, kann sich doch im Hinab, oder Heraufschweben ein Stein lösen, und so die Tonne treffen, oder das Seil brechen, wie wohl man in einer Reihe von Jahren von keinem Unglücksfalle gehört.

Den 11ten April des Jahres 1798 ereignete sich allein der traurige Vorfall, daß ein Reisender von Stockholm, der der Warnung des Kunststeigers, d. i. Aufsehers über die Grubenarbeiten, uneingedenk, sich von selbst entfernte, und am Rande des untersten Schachts mit der Fackel unbedachtsam hin und her lief, in die Grube 54 Lachter tief, hinabstürzte, und so zerschmettert wurde, daß man ihn beynahe stückweise heraufbrachte.

Das ganze Werk, sowohl die Grubenarbeiten, als Schmelzhütten, wird von 160 Kuxen betrieben, deren jede zu 1000 Thalern angeschlagen ist, jährlich 3 Procente trägt, und auf Grundstücken der Stadt, als Hypothek, ruht. Da jede Mark Silber zu 9 Thaler, 4 Schilling Bco Species verkauft wird, so giebt der ganze Gewinn 4800 Thaler.

## Die schöne Gegend zwischen Hedemora und Säter.

Im Thalland (Dalarne) zwischen den Städtchen Hedemora, und Säter, nahe bey dem Eisenwerke von Bipsberg, öffnet sich ein Thal, dessen Schönheit von keiner Gegend Schwedens erreicht wird, und das ein herrliches Muster zu einer Gartenanlage abgeben würde.

In allerley Richtungen windet sich dieß schmale Thal zwischen mächtig hohen, und steilen Wänden, von welchen es auf allen Seiten eingeschlossen ist.

Auf diesen Anhöhen wechselt das schönste Wiesengrün, mit Erlen, Birken, Fichten, und Gesträuch ab, deren dunkle Schatten mit den hellen Farben des Wiesenbodens den schönsten Kontrast bilden.

Von allen Seiten begränzt ein Gemisch von hohem Gras, dunklen Haynen, einzelnen unübertrefflichen Baumgruppen den Gesichtskreis. Zwischen den Anhöhen rieselt ein Bach in den verschiedensten Krümmungen durch den blumenreichsten Wiesengrund. Einzelne Pfade durch dießs Tempeleben sich bald in sanften Abhängen und dringen durch den Schatten duftender Bäume, bald gehn sie am Rande des Baches fort, oder führen auf Stegen über selben, unter welchen die Wellchen stärker mürmeln, und die Seele aus den süßen Träumen wecken, in die sie der Genuß dieser Naturschönheiten wiegte.

Im Thalgrunde steigen Feuersäulen aus dem dunklen Gebüsch, man hört das Pochen der Eisenhämmer, deren Toben und Getöse weit herum durch die Gegend erschallt, in vier Absetzen stürzt das Wasser zu diesen, brausend herab, und Mühlen lermen auf den Anhöhen, Von einer andern Höhe blickt das niedliche Städtchen Säther zwischen diesen wildromantischen Naturscenen in einer kleinen Entfernung hervor, kurz es findet sich nicht bald eine Gegend; die durch die vortrefflichste Verbindung von Wiesen, Waldungen und Wasser so reich an mahlerischen Parthien wäre, als diese.

## Das Kupferwerk von Fahlun in Dalarne.

Dieses alte Hüttenwerk, dessen erste Privilegien schon von Magnus Erikson, im Jahre 1347 herrühren, liegt im Thallande, zwischen Bergen, und Seen. Es hatte daher den Nahmen (Garla Kopparberget), der alte Kupferberg. Das Fahlunerkupfer ist das gesuchteste in ganz Schweden, und die eingebornen Kaufleute sind nicht im Stande allen den, aus dem Auslande an sie gemachten

Bestellungen gänzlich Genüge zu leisten. Im Jahr 1650 stieg die Ausbeute aufs höchste, nämlich auf 20321 Schiffspfunde. Von dieser Zeit an, nahm dieser Reichthum ab, so daß man itzt nur 4000 Pfund Garkupfer gewinnt. Doch hofft man nach und nach wieder auf eine reichere Ausbeute.

Die Stadt ist eine Viertelmeile östlich von der Grube entlegen, und die Gegend rund um selbe hat ein ganz eigenes, ihrer Nachbarschaft entsprechendes Ansehen. Mehrere nun nicht mehr gangbare Schmelzhütten, und Schlackenberge liegen in ihrer Nähe, und so oft der Wind von den Schmelzhütten herweht, führt er den empfindlichsten, und durchdringendsten Schwefelgeruch mit sich, der sich meilenweit verbreitet, und den hölzernen Häusern, aus welchen die Stadt Fahlun, so wie die meisten in Schweden besteht, ein braunes geräuchertes Ansehn giebt. Auf der Seite gegen die Hütten hin, scheint man sich in der Nähe des Kraters eines Vulkans zu befinden. Größere, und kleinere Steine, welcheln mit ausgebrannten Schlacken ab, die alle zerstreut untereinander neben dem staubigen Wege liegen. Aus den aufgehäuften Erzklumpen steigt ein erstickender, so heftiger Schwefeldampf in die Höhe, daß er, wenn man sich ihm unter dem Winde nähert, das Athmen hemmt. Rund herum, zeigt sich nirgends eine Spur von Vegetation, und die Sonne ist von den Schwefeldünsten, womit die Luft ringsumher geschwängert ist, beständig in einen grauen Nebel gehüllt.

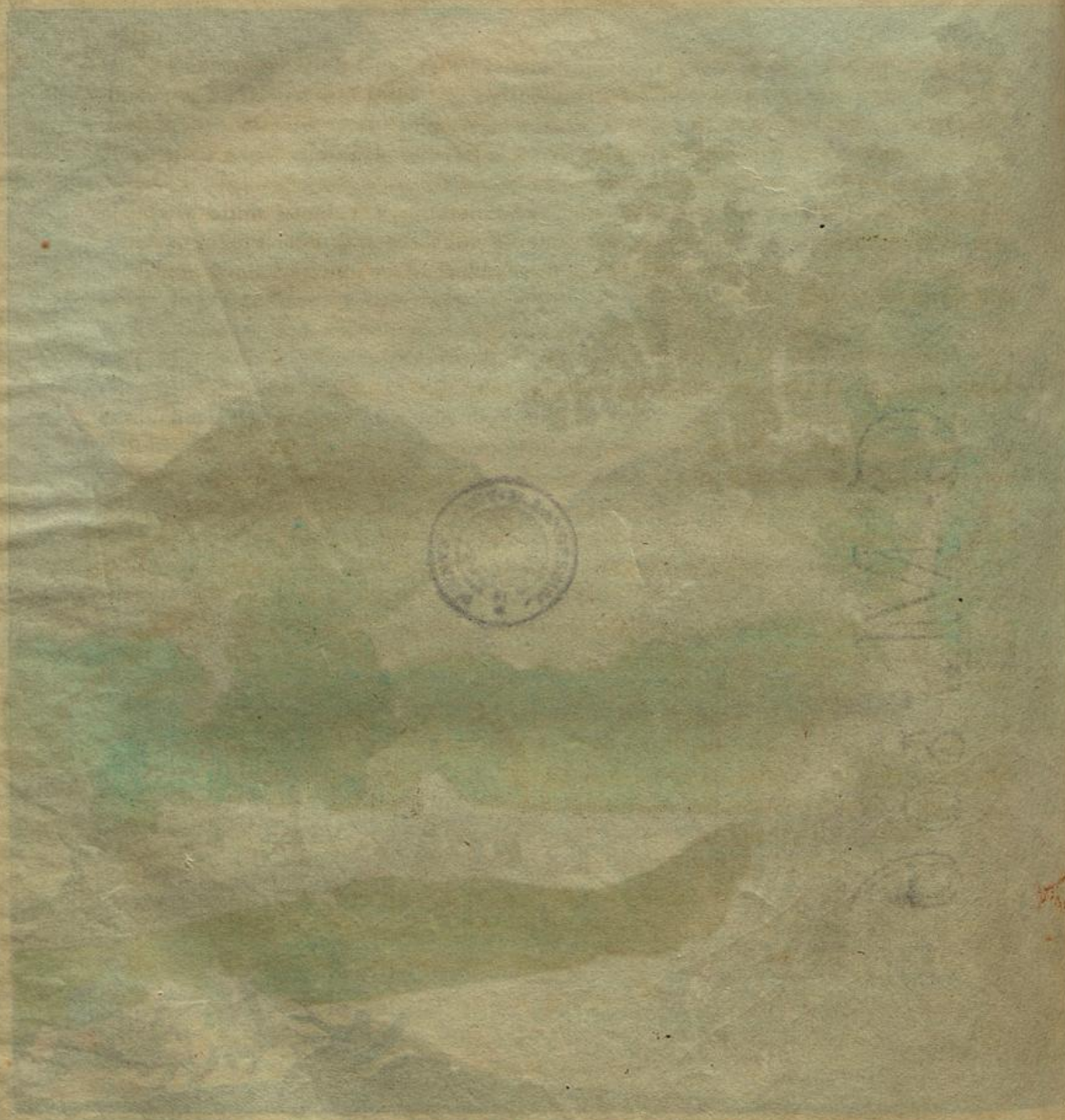
Im Jahre 1637 eröffnete sich durch einen Einsturz ein großer Erdschlund, der eigentlich die Vorhalle, oder den Eingang zur Grube macht. Ueber demselben ist ein freyer Platz, der von mehreren Wohngebäuden besetzt, und mit einem Geländer versehen ist. Von hier aus blickt man in den 500 Lachter langen, und dreyhundert breiten Erdschlund, der überall vom Tageslicht beleuchtet ist. Ueber Felsentrümmern wandeln in der Tiefe Menschen, dem Auge kaum mehr erkennbar. Gegenüber erhebt, sich eine 180 Fuß hohe Wand hellgelben Kieses, deren verwitterte Stücke hie und da herabzustürzen drohen.

Das Wasser zur Bewegung der Kunsträder wird von einem benachbarten See in zwey Armen hergeleitet. Diese 2 Armen treiben 2 halbschlächlige Wasserräder nebst ihrem Gestäng, zur Gewaltigung des Grubenwassers. Verschlossene Röhren gießen das aus dem See weiter geführte Wasser von oben herab über fünf andere Räder, die das Erz aus den Schächten zu Tage fördern. Da der Fall nur 90 Fuß beträgt, so bedurfte es vieler Geschicklichkeit, um hier



Die Lappen in Gröndalen.





Faint, illegible markings, possibly a postmark or official seal, located on the right side of the paper insert.

Faint, illegible markings, possibly a signature or handwritten text, located at the bottom of the page.

mit der nöthigen Kraft auszureichen. Zum Aufwinden der Tonnen würden hänfene Seile, die der Schwefelsäure, und dem Vitriolwasser nicht genugsam widerstehen, ganz undienlich seyn. Daher schafft man in den untersten Schächten die Eymer, mit ledernen Seilen in die Höhe, wiewohl dieß eine sehr kostspielige Einrichtung ist, weil zu einem Seile die Riemen von beynahe zweyhundert Ochsenhäuten erforderlich sind. Der berühmte Kommerzienrath Polhem erfand daher eine Maschine, mittelst welcher mit Erz beladene Karren, Stufenweise, mit Haken heraufgehoben werden können, doch ist diese Vorrichtung nicht mehr im Gange.

Von einem Häuschen am Boden des vorher beschriebenen Erdschlundes, durch den 325 Stufen herabführen, kömmt man in die unterirdischen Gänge.

In einer Tiefe von 148 Lachtern herab, führen Stufen in die Grube, die aber so geartet sind, daß die 20 Pferde, die täglich zur Arbeit in die Grube gehn, so ziemlich darauf fortkommen; nur muß man sie an den steileren Orten manchmahl beym Schwanze aufhalten. Wo am Wege gefährlichere Senkungen sind, ist ein Geländer angebracht, alle diese Gänge sind gothisch gewölbt, und nicht so niedrig daß man sich bücken müßte, an vielen Stellen sind sie mit Holz verzimmert, und mit Backsteinen ausgemauert. In eine Tiefe von 148 Lachtern fangen dann die Leitern, oder Fahrten an, die bis zu dem untersten Boden führen.

In der Grube selbst, die durch ihren erstaunenden Umfang, die Menge der Arbeiter, und die vielen, großen Kunstwerke sehr interessant wird, herrscht bald eine so unerträgliche Hitze, so daß die Arbeiter nur ein paar weite Beinkleider dulden können, bald droht ein kalter heftiger Zugwind die Facheln zu verlöschen, oder die Luftsäure, sie zu ersticken. Ein Mann, der 49 Jahre unter der Erde gelegen war, und 1719 aus einer verfallenen Grube hervorgehohlt ward, blieb durch die Wirkung dieser Luftsäure ganz unverwest, und wurde gleichsam in Horn verwandelt.

Unerträglich ist nebstbey der Geruch des Vitriols, der sich in Gestalt grüner Zapfen, an vielen Stellen an die Wände hängt, und in einem abgesonderten Gewölbe, wie ein gefrorener, aus der Decke hervorgequollner Bach, hoch aufgehäuft da liegt.

Die halbnackten Arbeiter, deren Körper von der Hitze ganz roth gefärbt, und von Schweiß und Schmutz bedeckt sind, mit Fackeln im Munde, und Meiseln in den Händen, gewähren allerdings einen sonderbaren Anblick. Man glaubt, besonders, wenn man von einer Höhe herab auf sie nieder sieht, und so diese Gestalten und das wilde Gestein vom zitternden Fackellicht beleuchtet, ins Auge faßt, in die Werkstätte Vulkans versenkt zu seyn, und die Cyklopen allenthalben beschäftigt zu erblicken. Die Luft ist in der ganzen Grube betäubend dick, und jedes stärkere Geräusch, als z. B. ein Schuss halt mit einem Donner ähnlichem Schläge in derselben nach.

Die Tiefe der letzteren beträgt 180 Lachter. Kies, und in größerer Tiefe Quarz machen den Bestandtheil des Berges. Die Gänge werden entweder durch Sprengen vermittle des Pulvers bearbeitet, oder man stoppelt an der Wand Holz auf, zündet es an, und erweicht so das harte Gestein, man bedient sich dieses Mittels mehr, als des ersteren. Alle Sonnabende pflegt diese Arbeit vorgenommen zu werden, und der Rauch erfüllt dann drey Tage hindurch die Grube so, das man sie nicht befahren kann.

Da in diesem Bergwerke so vieler brennbarer Stoff aufgehäuft ist, so darf man sich nicht verwundern, wenn er hie und da in Flammen ausbricht.

Im Jahre 1799 entstand in dem Rolambsschacht Feuer, welches durch Verwahrlosung geschah. Man suchte oben am Tage, dem Feuer beyzukommen, und mauerte den Schacht so zu das die Flammen dadurch verschlossen und das weitere Umsichgreifen derselben gehindert wurde. Man war genöthigt es ausbrennen zu lassen, da alle Versuche zur Löschung mißlangen. Hätte der unterirdische Brand die Decke des Gewölbes zerstört, so würde er dem fürchterlichen Erdschlund noch eine größere Tiefe gegeben haben. Das Feuer theilte den Mauern, durch welche man es in seinem Fortschritte hemmte so eine Gluthhitze mit, das man in ihrer Nähe kaum aushalten konnte.

---

## Die Fjällen an der Gränze von Norwegen und Schweden, und in Lappland.

Die Fjällen sind eine Reihe von Bergen, die sich sowohl zwischen Schweden und Norwegen hinziehen, als auch die Gränzen der verschiedenen Lappmarken machen, in welchen Lappland getheilt ist.

Diese Gebirgsketten sind von einer ganz eignen Art und Beschaffenheit, und lassen sich mit keiner andern Gattung von Bergen zusammenstellen. Denn die Schweizeralpen zum Beyspiel, die noch am füglichsten mit ihnen verglichen werden könnten, haben eine weit unregelmäßigere Gestalt als die Fjällen. Letztere starren nämlich als aufgethürmte, bläuliche Eismassen in die Höhe, einzelne Schneeflocken kontrastiren auf selben grell mit dem Kolorit des Ganzen, und in durchaus gerade Linien, und scharfen Ecken und Umrisen streben sie trotzig gegen Himmel.

An ihrem Fusse wächst die Zwergbirke, höher nach oben zu, kommen immer niedrigere Sträucher, Moorgewächse und Moose fort, auf dem Gipfel selbst aber, ist kaum eine Spur einer Vegetation zu finden, so daß diese Berge in der Ferne, wenn man nur die Spitzen derselben zu sehen bekommt, ganz kahl erscheinen.

Den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt, legen viele derselben, die ihre Nachbarn überragen, ihr blendendes Kleid auch nicht einmal gegen die Mittagsseite ab.

Hie und da befinden sich zwischen ihnen niedrigere, bewachsne Berge, aber die kahlen Felsen der Fjällen umgeben diese so, daß man von Schweden nach Norwegen durchaus nur auf die beschwerlichste Weise über die letzteren kommen kann. Gegen das Meer hin zeigen sich allmählig kleinere Berge, von der gewöhnlichen Art, die sich endlich am Gestade ganz verlieren. Zwischen niedrigeren Anhöhen kann man manches Fjäll, dessen Höhe bisweilen dreyttausend und einige hundert schwedische Ellen beträgt, selbst bis auf 4 Meilen weit sehen.

Von vielen dieser Berge strömen Gewässer herab, die in ihrem Laufe zu breiten und ansehnlichen Flüssen anwachsen. Äußerst mahlerisch ist der Anblick dieser Gegenden in der Morgensonne, der Kontrast kahler Eismassen, mit dem frischesten Wiesengrün, und halbverbrannter Wälder voll Steine und Felstrümmer, mit dem Spiegel der sie in allen Richtungen durchschlängelnden Bäche, ist im höchsten Grade anziehend und überraschend.

Es scheint beym ersten Anblicke sehr sonderbar; daß die Wiesen in diesen kalten: nördlichen Gegenden, mit einem so reichen Schmucke von Vegetation prangen; ein Umstand aber erklärt dieses Phänomen hinlänglich. Der Erdboden wird nämlich im Sommer nie hinlänglich erwärmt, daher schlagen sich an ihn die Dünste nieder, und so erfrischt die immerwährende Feuchtigkeit desselben, das Gras welches selbst bey der größten Hitze, in welcher es unter andern Klimaten oft versengt wird, hier immer naß bleibt.

Die Zugänge zu diesen Fjällen, so wie die durchwanderung derselben ist äußerst unangenehm. Mit jedem Schritte scheint die Natur die belebten Wesen am weiteren Fortrücken zu verhindern. Kahle, mit Rennthiermoos bekleidete Steine, bedecken den Boden, und liegen so zerbröckelt überall herum; daß Mensch und Pferd sich auf dieser so ungleichen Bahn, nur mit der größten Mühe im Gleichgewicht erhalten kann. Einige dieser Steine sind selbst von der Größe eines zehnen und zwanzigpfündigen Gewichts, und doch ist es gerade dieser rauhe, holperichte Steinpfad, auf dem man in diesen Wüsten am sichersten fortkömmt, weil der Boden hie und da so sumpfig ist, daß man mit jedem Schritte in Gefahr ist im Moraste zu versinken. Zugleich liegen ganze Baumstämme im Wege, und das dichtverwachsne Gesträuch muß oft mit der größten Gewalt auseinander gehalten werden, um Stirn und Auge, ja selbst

den Hals gehörig zu schützen. Die Pferde, deren man sich in diesen Gegenden bedient, besitzen eine erstaunenswerthe Geschicklichkeit allen diesen Gefahren zu entgehn. Bey jedem Schritte scheinen sie sich zu besinnen, wohin sie ihren Fuß setzen sollen, um nicht an den Steinen herabzuglitschen, oder wenn diese unter ihren Tritten wegrollen, über selbe hinzustolpern.

Mit der größten Behutsamkeit setzen diese Thiere über die Baumstämme, die ihnen im Wege liegen, wie über Weidenruthen, ihren Weg fort. Instinkt und Nothwendigkeit werden ihre Lehrer in Ansehung der Beybehaltung des Gleichgewichts. Kommen die Pferde nähmlich an nicht zu breite Bäche, oder Gräben, so setzen sie die Beine an einander, springen hinüber, und spreiten sogleich die Füße am andern Ufer weitauseinander, um auf, den unter dem Huf wegrollenden Steinen, das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Dennoch fällt in Schluchten, wo sich das Wasser von allen Seiten sammeln kann, Ross und Reiter oft sehr tief hinein, ja manchemahl bleibt man ganz im Sumpfe stecken. Zu allem diesem Ungemache kömmt ein schneidender Wind, der die Eispartikeln beständig gegen die empfindlichen Theile des Körpers, gegen die Augen und das ganze Gesicht hinweht. Um sich von der Strenge dieses Klima einen Begriff zu machen, dient die Bemerkung, daß es in der Mitte des Oktober, auch wohl des Septembermonaths, zum erstenmahl schneyt, und im Anfang des Julius noch überall frisch gefallner Schnee liegt.

Von Pflanzen finden sich in diesen Gegenden, Birken, Fichten, Espen, Weiden, Wacholdersträucher, Preusselfrüchte, Heidelbeeren, die nicht alle Jahre zur Reife gelangen, die wohlschmeckende nordische Himbeere, und die schwarze Johannisbeere aber, die nur etwas südlicher noch fortkömmt, verliert sich hier bereits, ferner Holunder und die schönsten Blumen und Gräser. So herrlich auch der Boden in den Thälern ist, so läßt doch der kurze Sommer keinen Ackerbau zu, nur auf sehr abhängigen Hügeln kann man, sehr sparsam, Kartoffeln pflanzen. Man machte auch mit dem Anbau der Kohlrüben Versuche, die gelangen, Erbsen aber, werden nicht reif. Diese Gegenden sind daher nur der Viehzucht günstig.

Das Thierreich liefert hier große Pferde, sehr schönes Rindvieh, Rennthiere, Bären, Fialfräse, höher nach Norden zu, Zobel, Harmeline, ferner Wölfe, Marder, schwarze, rothe und weißse Füchse, Haasen, Eichhörnchen

Die hier befindlichen Vögel sind, Auerhühner, Haselhühner, Schneevögel, Enten, Schwäne. Von vortrefflichem Geschmacke ist unter den Fischen dieser Gegenden, die im hellsten Bergwasser lebende Lachsforelle, und die Alpforellen, die, auf dem Rücken schwarz, an den Seiten und dem Bauche aber zinnoberroth ist, sich in den höchsten Seen der Fjällen aufhält, und ein weiches schmackhaftes Fleisch, fast ohne Gräten hat. Ein hier einheimisches Insekt, ist die beschwerliche Rennthierbremse, nebstbey zeigen sich den kurzen Sommer hindurch, ganze Schwärme von Mücken. Die Berge enthalten Eisen, Kupfer, Bley, Quecksilber, Ametyste, Topasen, und mehrere andre Mineralien.

Die Bewohner dieser Gegenden sind schwedische und norwegische Kolonisten, Nybyggare (Neubauer) genannt, und Lappländer.

Dieses letztere Volk gehört zu den interessantesten und merkwürdigsten Nationen des Erdbodens, und verdient daher eine nähere Beschreibung.

Ohne Ackerbau, ohne zu säen und zu pflanzen, noch irgend eine Art von Industrie, welche kultivirten Völkern eigen ist, lebt dieß harmlose Geschlecht, in patriarchalischer Einfalt, von dem Ertrag seiner Rennthierheerden, mit diesem Thiere gab die Natur dem Lappen alles, was er zu seinem Fortkommen nöthig hatte, und wie der einzelne Mensch in seiner Kindheit, so lebt dieses, im Vergleich mit den übrigen Nationen Europens, in seinem kindischen Alter begriffene Volk, größtentheils von Milch und Milchspeisen.

Die Lappen sind wahrscheinlich ein finnischer Stamm, der sich von seinen Landsleuten ungefähr zu Ende des zwölften Jahrhunderts trennte, als diese feste Sitze annahmen, und sich dem Ackerbau zu ergeben anfiengen. Beweise hiervon sind, daß gerade um diese Zeit der Name Lappe gang und gäbe zu werden anfieng, welcher einer Verwiesenen, und daher Lappland ein Land der Verwiesenen bezeichnet, weil dieser Stamm sich von seinen Landsleuten trennte, und gleichsam selbst exilirte, um den Vergnügen des Hirtenlebens ungestört nachhängen zu können. Auch bezeugt ihre Sprache, die mit einigen norwegischen und schwedischen Zusätzen, größtentheils finnisch ist, ihre Kleidung, und manche ihrer Gebräuche hinlänglich ihre Abkunft. Sie selbst nennen sich Same, welches vielleicht ein altes, vergeßnes finnisches Wort ist, da ich bey einem Hirtenvolke, dessen Bedürfnisse und Kultur immer auf der nähmlichen Stufe bleiben, auch die Sprache nicht fortbildet, und al-

so bey den kultivirteren Finnen Ausdrücke schon veraltet seyn konnten, die bey den roheren Lappen noch wie ehavor gebräuchlich sind.

In Rücksicht ihrer Gröfse und Gestalt, zeigt sich die augenscheinliche Einwirkung ihres Klima. Männer und Weiber sind; der alles zusammenschumpfenden Kälte wegen, nur zwey eine halbe, oder zwey dreyviertel Ellen hoch. Sie haben ein spitziges Kinn, eine lange, spitzige, etwas aufgestülpte Nase, und hervorragende Backenknochen. Die Augen blicken starr und halbschlaftrunken vor sich hin, diese letzteren sind weit, etwas schief geschlitz, und von dem vielen Schlafen roth unterlaufen; da ihre Nächte, oder vielmehr die dunkle Zeit, die ihren Beschäftigungen nicht günstig ist, so lange dauert, so füllen sie dieselbe mit Schlafen aus. Diese Gewohnheit hat vorzüglich zweyerley Folgen, nämlich häufige Augenkrankheiten, und eine fortwährende Indolenz und Apathie, die durch keinen Reitz des Lebens aus ihrem Gleichgewicht zu bringen ist. Durch diese geringe Konsumtion seiner Lebenskraft erreicht der Lappländer auch, gleich den kaltblütigen Thieren, ein hohes Alter, und wenn negative Fortdauer Glück genannt werden kann, so genießt dieß durch Nichts zu afficirende Menschengeschlecht, sicher ein wenigst nicht sehr unangenehmes Daseyn.

Die Kleidung der Männer besteht in einem weiten Kittel aus grober grauer, oder blauer Leinwand, der bis auf die Knie reicht, und mit einem ledernen Riemen festgegürtet wird, aus langen Beinkleidern von eben solchem Stoffe, und grob zusammengenähten Schuhen von braunem Leder, mit weit herafragenden Sohlen an den Seiten, auf den Kopf setzen sie eine kleine, runde Tuchmütze. Die Weiber haben kurze, enge Jacken und Röcke, meistens blau, und sehr faltig. Die kleinsten Kinder tragen Pelze von Kälberfellen, deren Haare nach außen gekehrt sind.

Der Lappe lebt, wie gesagt, von der Zucht seiner Rennthierheerden, und daher verdient, dieses nützliche Hausthier, der Gefährte seiner Tage, auch hier einiger Erwähnung.

Das Rennthier gehört zum Hirschgeschlechte, so hoch als der Tannhirsch, ist es noch etwas gröfser und stärker. Der Name Rennthier ist eigentlich deutschen Ursprungs, denn in der Landessprache heifst das Thier Pälso,



Rennthier aber mag es von dem Worte rennen, und also von seinem raschen Laufe genannt worden seyn. Auch erhielt es von dieser Eigenschaft mit Recht seinen Nahmen, denn das Pferd steht ihm weit an Schnelligkeit zurück. Das Rennthier legt bey gutem Wege zwanzig bis dreißig Meilen in einem Tage zurück. Man gebraucht es manchemahl zum Reiten und Lasttragen, am häufigsten aber zum Ziehen der Schlitten.

Diese haben die Gestalt eines Nachens, ruhen auf dem Kiel, ohne irgend ein Gestell, und sind vollkommen wasserdicht. An der rückwärts befindlichen Lehne bindet sich der Eigenthümer mit Stricken fest, und verwahret sich gegen die Kälte sorgfältig mit Pelzwerk. Der Riemen, wodurch das Thier an den Schlitten gespannt ist, läuft unter dem Bauch desselben fort; regiert wird dasselbe durch einen an seinem Kopf befestigten Leitriemen. So fliegt der Schlitten mit anhaltender Schnelligkeit durch Thal und Wald, über Hügel und Berg fort.

Von dem Hirsch unterscheidet sich das Rennthier durch seinen vorwärts gestreckten Hals, wodurch es dem Rindergeschlechte näher kömmt, wie auch durch seine Mühe, auch wahrscheinlich durch den Umstand, daß die Enden seines Geweihs, nicht wie bey dem Hirsch, das Alter zu erkennen geben. Denn das Rennthier lebt nur vierzehn bis fünfzehn Jahre, also halb so lang als der Hirsch, der seine Lebenszeit auf dreißig brigt, und doch haben mehrere Rennthiere Geweihe mit achzig Enden, wie dann überhaupt das Rennthiergeschlecht die meisten Zacken unter allen Geweihtragenden Thieren hat. Auch darinn sind sie von dem Hirschgeschlechte verschieden, daß die weiblichen Rennthiere Geweihe haben, die aber kleiner als die der männlichen sind, und daß diese Hauptzierde selbst den verschnitten Thieren dieser Gattung wieder nachwächst. Sie werfen übrigens dieß, ihr rückwärts gekrümmtes, rundes, und an der Spitze breitackig Geweih, wie die Hirsche jährlich und zwar im May ab. So lang letzteres neu und mit grauen Samthaaren überzogen ist, duldet das Thier keine Berührung desselben, und rächt solche sogleich durch einen derben Schlag. Daß sie mit selbem ihre Nahrung unter dem Schnee hervorscharren, ist nach neueren Berichten ein Irrthum, wohl muß es ihnen aber abgesägt werden, wenn es zu stark gewachsen ist, weil es sonst bey dem Niederbeugen des Kopfes dem Thier, seines großen Gewichtes wegen, beschwerlich wird.

Eine auffallend, sonderbare Eigenschaft der Rennthiere ist auch die, daß sie im Gehen, oder auch wenn sie ohne die Füße aufzuheben, zittern einen knisternden Laut von sich geben, als ob ein elektrischer Funke in dem Konduktor überspränge. Der Laut erfolgt nur, wenn der Fuß auf dem Boden ruht. Höchstwahrscheinlich überspringt eine Sehne im Fußgelenke, und bringt so jenen Schall hervor. Diese Einrichtung des Fußes mag dem Thiere, daß auf einem so ungleichen, steinigten Boden, so vielen Fehlritten ausgesetzt ist, wohl zu statten kommen. Auch mag ihnen die Natur diese Gabe, einen Laut von sich zu geben, der wenn sie ihren gewöhnlichen Trab laufen, auf bey nahe hundert Schritte weit schallt, auch darum verliehen haben, damit sich die Herden dieser Thiere, bey trübem Wetter nicht so stark zerstreuen, und daher in ihrer Vereinigung den sie ergreifenden Wölfen, Bären und Fialfräsen mehr gewachsen seyen.

Die wilden Rennthiere sind im Sommer alle grau, im Winter weiß, auch um ein Drittheil größer als die zahmen, die letzteren sind bundfärbiger, als braun, schwarzbraun, weiß, bundgelleckt. Als Nahrung liebt dies Thier vorzüglich das Rennthiermoos, und scharrt dies, von seinem sichern Geruche geleitet etliche Fuß tief unter dem Schnee hervor. Übrigens lebt es auch von Blättern, Waldkräutern, Moosen und Schwämmen, unter diesen versetzt es der Genuß des Fliegenschwamms in eine Art Trunkenheit, die so lange währt, bis der Schwamm unverdaut abgegangen ist. Auch menschlichen Urin, lieben sie sehr. Im September gerathen sie in Brunst; im May aber wirft das Weibchen ein, höchstens zwey Junge, im zweyten Herbst sind diese schon zur Fortpflanzung tüchtig. Weil die Rennthiere täglich zweymal gemolken werden, welches jedesmahl eine starke Tasse voll Milch giebt, so pflegt man den Jungen, bald nach ihrer Geburt, einen Knebel in den Mund zu legen, damit sie nicht beständig an der Mutter saugen. Abends, und ein paarmahl die Woche wird ihnen dieser weggenommen, um es auch seiner ihm von der Natur angewiesenen, ersten Nahrung theilhaft werden zu lassen. Das Rennthier giebt nur so lange Milch, bis Schnee einfällt, wo es dann auf das Rennthiermoos eingeschränkt ist. Im Sommer genießt es Gras, und ist in Rücksicht dieser Nahrung so lecker, daß es weder im Sommer noch im Winter auf einer Stelle zweymahl hintereinander weidet.

Die Rennthiere geben kurze, abgebrochene Laute von sich, die dem Grunzen eines Schweines, nahe kommen, aber nicht so rauh tönen, als dieses. Sie werden in Verzäunungen gehegt, die aus Kreuzweise gegen einander gestützten, und zusammengebundenen Birkenstämmen bestehen, und große Grasplätze umschließen, in welchen die Heerde sehr eng eingeschlossen ist, und sich daher beständig im Kreise herum bewegt, bis man sie wieder in das Freye läßt, wohin sich dann sogleich alle Rennthiere im vollen Jagen begeben. Zu ihrer Beschützung und Aufsicht sind bey den Heerden Hunde befindlich, die an Größe und Gestalt, dem Fuchse nahe kommen, und sehr laut bellen.

Jedes zahme Rennthier hat Einschnitte in den Ohren, woran man seinen Eigenthümer erkennt. Die Zucht dieser den Bewohnern der nördlichsten Gegenden so unentbehrlichen Thiere, ist so manchen Unfällen ausgesetzt. Späte Frühlinge tödten die Jungen; und wenn der Boden so hart gefroren ist, daß die Thiere nicht vermögend sind, die Eistrinde zu durchbrechen, um ihre gewohnte Nahrung zu suchen, so fallen sie zu hunderten um. Auch ist ihnen die Rennthierbremse sehr gefährlich; dieß Insekt hat die Größe einer Wespe und ist überall mit Haaren bedeckt. Es folgt dem Rennthiere immer nach, und ersieht den günstigen Zeitpunkt, um seyn Ey fallen zu lassen. Eine Gattung dieser Bremsen legt seyn Ey in die Haut des Rückens, und eine in die Nase des Thiers. Aus dem Ey kriecht eine Larve, die dadurch, daß sie sich in die Haut einfrisst, schmerzhaftige Geschwüre erregt. An der auf diese Art hervorgebrachten Entkäftung stirbt oft der vierte Theil der Heerde.

Übrigens bestätigt sich die allgemeine herrschende Meinung nicht, daß das Rennthier die höheren Berggegenden darum aufsuche, um dieser Art von Bremsen zu entgehen da diese Insekten sich auch häufig dort einfinden; vielmehr scheint dieser Drang den bisherigen Aufenthalt zu verändern, daher zu rühren, daß diese Thiere ihr neu entstandnes, und daher sehr empfindliches Geweih von schmerzhafter Berührung verwahren wollen.

Das Fleisch der Rennthiere schmeckt angenehm, und ist fetter als das der Hirsche. Man schlachtet sie, wenn sie am fettesten sind, das ist, vor der Brunstzeit. Doch muß man sich vor jenen unter ihnen hüten, die von dem Fliegenschwamm gefressen, weil der Genuß eines solchen Fleisches, eben die Zufälle im menschlichen Körper herbeiführt, die es in dem Leibe, des

während der Trunkenheit geschlachteten Thieres, hervorbrachte. Die Zunge des Rennthieres wird geräuchert und als Leckerbissen an mehrere Orte verschickt. Sie enthält fast nur Fett. Aus dem Blut macht man Würste und Suppen.

Die Milch der Rennthiere ist außerordentlich fett. Über die Hälfte mit Wasser vermischt, ist sie noch so sättigend, daß man nur einige Löffel davon auf einmahl genießen kann, und ein Gemeng von einem Drittheil solcher Milch und drey Drittheilen Wasser ist so fett als Kuhmilch. Durch den Zusatz des Wassers, wird sie ein äußerst angenehmes und kühlendes Getränk.

Zum Seihen der Milch bedienen sich die Lappländer einer tiefen, hölzernen Schaafe in deren Boden ein fingergroßes Loch angebracht ist. Über letzterem liegen eine Handvoll schmale Streifen von weissem Birkenbast, und eben so viel feines Gras, um das Durchlaufen der Unreinigkeit mit der Milch zu verhindern. Auf diese Art fließt letztere in den kupfernen Kessel, unter dem Loche; der Kessel wird nun über ein gelindes Feuer gesetzt, um die Milch zu Käse zu machen. Die Masse wird dann in einen hölzernen unten mit Löchern versehenen und von innen mit Schnitzwerk verzierten Model gegossen, die Feuchtigkeit läuft nun durch die Oefnungen ab, und es entstehen Käse, die manchmahl zehn Pfunde schwer sind. Diese werden je älter, um so fetter und wohlschmeckender. Butter erzeugt sich durch das bloße Schütteln der Rennthiermilch, sie ist sehr weiß, und schmecket wie Schaafbutter. Die Lappländer verwahren ihren Käs auf den Winter, hacken ihn, wenn er gefroren ist, mit Beilen in Stücke, und vertheilen ihn so unter die Ihrigen. Will man ihn aber als Leckerbissen zurichten, so schneidet man ihn in dünne Scheibchen, wärmt ihn ganz gelinde, und genießt ihn mit Zucker bestreut,

Die Hütten dieser Nation sind auf eine ganz eigene Art erbaut, und entsprechen dem Zwecke, durch einige Wochen geräumige und sichere Wohnungen abzugeben, hinlänglich.

Es werden nämlich eine Menge armdicker, oben zusammenstossender Baumstämme im Kreise herum gesteckt. Die gabelförmigen Enden derselben halten so fest zusammen, daß sie der Wind sehr schwer auseinanderreißen kann. Diese Stämme machen das eigentliche Zimmerwerk der Hütte. Von

aussen ist dieser Kegel mit Birkenrinde dicht bedeckt, und andre von aussen darauf gelegte Baumstämme halten die Birkenrinde fest. Im Winter wird die Hütte von aussen entweder mit Fellen, oder mit einem groben Tuche bedeckt, das sie von den Schweden einhandeln, und welches *Walmar* genannt wird. Die Hütte hat eine Sommerthüre, die aus einem Stücke grober Leinwand besteht, welche an einem Querholze, wie ein Segel an seiner Stange hängt. Im Winter ist die Thüre von wollenem Zeuge, und derselben gegenüber ist noch eine Schirmwand angebracht, um den Wind abzuhalten. Die Spitze der Hütte ist unbedeckt, und der Rauch zieht daher durch die Gabeln hinaus, da der Regen im Gegentheile nur in sehr geringer Masse eindringen kann, so daß wenn auch einige Tropfen hineinfielen, diese doch nur den Heerd, der unter der obern Oefnung angebracht ist, treffen könnten. Der Heerd selbst besteht aus einigen im Kreise aneinandergelegten Steinen, um die weitere Ausbreitung des Feuers zu verhindern. Als Stühle bey Tage, und Betten bey Nachtzeit dienen entblätterte Birkenruthen, die sich vom Heerde nach den Wänden der Hütte zu etwas erheben. Über diese Ruthen sind Rennthierfelle, mit den Haaren nach oben zu, gebreitet. Zu Kopfpolstern wird noch eine eigne Unterlage von Fellen verwendet. Die nördlicheren Lappen unterscheiden sich in Rücksicht auf Kleidung und Lebensart etwas von den südlicheren. Sie haben wärmere Kleider, und wohnen im Sommer unter runden Zelten. Obwohl die Rennthiere das Hauptvermögen und die eigentliche Nahrung der Lappländer im Allgemeinen ausmachen, so giebt es doch einige, die von der Jagd und vom Fischfange leben. Diese haben feststehende, aus Rasen erbaute Hütten, die mehrere Abtheilungen in sich fassen. Diese Hütten werden neben starken Bäumen aufgerichtet und an den Stämmen derselben baut der Lappe drey Ellen von der Erde hoch, eine Art gerüste, das zur Vorrathskammer dient, um Käse zu trocknen und ihn so wie das Fleisch, vor Hunden zu bewahren. Auch die Reisegeräthschaften, als die Hölzer, die sie ihren Rennthieren über den Rücken legen, um sie mit ihren übrigen Habseligkeiten zu bepacken, werden hier aufbewahrt. Die Stelle der Treppe vertritt ein an dieses Gerüst angelehnter Baum, in welchen Stufen gehauen sind. An dem ganzen Baue ist weder Nagel noch Bast zu finden, und alle Werkzeuge, womit er geführt wird, beschränken sich höchstens auf ein Beil. Hier zeigen sich die hohen Anlagen des Menschen, an einem rohen Producte der Handarbeit, im auffallendsten Lichte, und geben einen Beweis von dem ab, was er, von Noth und Bedürfnis gespornt, selbst ohne Geräthschaften zu leisten im Stande ist!

Die Hausgeräthschaften der Lappländer bestehen in zwey kupfernen Kesseln, deren einer zur Zubereitung der Milch, und einer zum Sieden der Fische gehört. Sie werden wechselweise an einem Haken aufgehängt, der mit einer von der obersten Gabel herabhängenden Kette verbunden ist.

Übrigens sind die verschiedenen Stämme der Lappen in Rücksicht ihrer Kultur und Beschäftigung doch in etwas verschieden. Die südlicheren, welche weniger entfernt von dem Aufenthalte policirter Völker liegen, nähern sich diesen, in einigen Punkten, so wie die, unter den Lappländern zerstreuten norwegischen und schwedischen Kolonisten in Ansehung ihrer Lebensart und ihren Wohnungen eine entfernte Ähnlichkeit mit diesem Hirtenvolke haben. Einige Lappländer werden bey den Bergwerken zum Transport des Erzes verwendet. Ein Rennthier zieht gewöhnlich einen mit zweyhundert Pfund Metall beladnen Schlitten. Sechzehn solche Schlitten werden von einem Lappländer angeführt, der für den Transport eines Schiffpfundes, das vierhundert Pfund Kupfer macht, zwanzig Schillinge bekommt.

Die Rennthierherden der Lappländer bestehen oft aus mehreren tausend Stücken, so daß sich in manchen ihrer Ortschaften bey dreysigtausend solche Thiere befinden. Ein origineller Kinderzug dieser Nation ist der, daß der Lappländer oftmahls die Anzahl seiner Rennthiere, wenn er darum befragt wird, selbst nicht weiß, obwohl er, wie gesagt, jedes einzelne Thier seiner Heerde sogleich erkennt. Es scheint, dieses einfache und genügsame Völkchen; das an seinen Rennthieren eine Art Reichthum zu besitzen glaubt, halte eben darum keine so genaue Abrechnung zwischen Bedürfnis und Überfluß. Doch schwangen sich einige unter ihnen, besonders, die den Städten näher wohnen, und daher mit den Bürgern derselben näheren, und unmittelbaren Verkehr trieben, zu einem ansehnlichen Vermögen empor. Die Nothwendigkeit mit den Norwegern, die nur baares Geld annehmen, in Handelsverbindung zutreten, machte auch den lappländischen Nomadenstämmen den Besitz der ausgeprägten Metalle schätzbar. Es fanden sich Lappen, die nach ihrem Tode einige tausend Rennthiere, und so viel an Silber hinterließen, daß man mehr als einen Menschen damit beladen konnte. Ihre Schätze worunter sich viele im Handel erworbene Holländerdukaten befinden, vergraben sie in die Erde. Sonst besteht der Hauptschatz der etwas kultivirteren unter ihnen, noch aus Zeiten, eisernen Töpfen, ku-

pfernen Kesseln, Pelzen, Bettüberzügen, Hacken, Nachen, und Geräthen zum Fischen.

In Lappland werden ordentliche Märkte gehalten, welche von den Bürgern der nächstgelegenen Städte besucht werden. Sie dauern von ein paar, bis auf 14 Tage. In Hinsicht der Vertauschung der Waaren, ist die Kultur doch so weit unter diesen Nomaden fortgeschritten, daß der alte Barathandel nur von den nördlicheren Stämmen noch fortgetrieben wird, die südlicheren hingegen, nehmen größtentheils Geld für ihre Waaren. Letztere bestehen in Pelzwerk, Rennthierfleisch und Häuten, Käse, Stiefeln, Schuhen, Fischen und Handschuhen. Dafür beziehen sie von den Städtern: Salz, Tabak, Mehl, Tuch, Hanf, Walmar, Kessel, Töpfe, silberne Zierrathen, und eben solches Hausgeräth, Gürtel, Ringe, Pulver und Bley, Flinten, Nähadeln, Fingerhüte, Wein, Bier, Feigen u. s. f. Zum Behufe dieses Verkehrs wurde nebst dem, nach Maßgabe jeder Lappmark, verschiednen Dialekten, eine eigene Art von Sprache, Bürgersprache genannt, erfunden, damit sich die Städter den Lappländern durch eine gleichförmige Benennung der meißten beym Handel vorkommenden Gegenstände, leichter verständlich machen können.

Übrigens ist diese Nation bey aller ihrer Rohheit, doch nicht ganz ohne Sinn für Kunstfleiß, und Handarbeiten; nebst verschiednen Kleinigkeiten, als Schachteln, Körben, beinernen Löffeln, Modeln um in Zinn zu gießen, die der Lappe verfertigt, sind besonders seine Nachen, und Schlittschuher merkwürdig. In einem Lande wo an der nähmlichen Stelle im Winter beladene Schlitten dabingleiten, während im Sommer schwellende Segel in der Sonne glänzen, wo es allerdings nöthig, der ungleichen, steinigen Bahn wegen, eine Art Schiffe zu erfinden, die gleichsam zu Wasser und zu Lande zugleich fortzubringen wären. Diesem gedoppelten zwecke, entspricht das Boot des Lappländers vollkommen. Es ist lang und schmal, besteht aus dünnen Brettern, die mit Baumwurzeln, oder hänfenen Stricken, so genau verbunden sind, als man es nur immer mit Nägeln bewerkstelligen kann. Zugleich sind diese Schiffchen so leicht, daß man sie auf den Rücken laden, und so eine Strecke weit forttragen kann. So rudern sie muthig fort, und wenn sie auch in einen Wasserfall, der nur nicht gar zu gäh seyn darf, kommen, kehren sie sich Nichts daran, sondern suchen den von Steinen am meisten freyen Weg auf und fahren kühn auf den spritzenden Wellen hinab, indem sie nur dafür

sorgen, daß das Boot die pararelle Richtung mit dem Strome behält. Ist der Abhang des Falls zu gewaltig, so suchen sie ans Land zu springen, nehmen ihr Boot auf den Rücken, und tragen es so bis zu einer ruhigereu Stelle fort. Gleich dem Lachs, der, wenn er auf seiner Wanderung, in einem Strome auf einen Wasserfall stößt, seinen Schwanz in den Mund nimmt, ihn scharf anzieht, dann plötzlich ausläßt, und so einer Stahlfeder gleich, über die Felsen wegspringet, überwinden auch die Lappen stromaufwärts die meisten Wasserfälle. Einer steht nämlich am Vorder, einer am Hinterrande des Bootes, und so stoßen sie wechselweise ihre langen Ruderstangen gegen den Grund, und schieben sich allmählich aufwärts; auch pflegen sie ihre Schiffe, die in nördlichen Gegenden oft mehrere Klafter lang sind, mit Stricken gegen den Strom zu ziehen, oder mit Stangen fortzustößen.

Die Schlittschuhe der Lappländer, bestehen aus einem paar Bretchen, die einige Ellen lang, und nur ein paar Zoll breit sind. Das vordere Ende ist etwas aufgebogen. Ein Band von grobem Bast hält den Schuh am Fuß fest. Die untere Fläche hat in der Mitte eine kleine Aushöhlung. Bey dem Gebrauch dieser Schlittschuhe bedient man sich nebstbey zweyer anderthalb Ellen langer Stöcke, die unten mit einem eisernen Stachel versehen sind, über dem sich aber eine kleine Scheibe befindet, damit der Stock nicht zu tief eindringen könne. Man legt damit binnen einer Stunde eine schwedische Meile zurück, und unternimmt sofort große Reisen. Die Schnelligkeit, mit der man auf diese Art fortkömmt, ist so groß, daß man Wölfe, und besonders Bären einholt, und sie hindert, die Rennthierheerden anzufallen. Ist aber der Boden nicht hart gefroren, so gebraucht man im Schnee anstatt des stacheligen einen unten platten Stock.

Der Lappländer ist im Durchschnitt äußerst furchtsam und mißtrauisch. Man wagt, wenn man sich den Wohnungen dieser Horden, unbekannterweise nähert, daß sie aus dem Gebüsche schießen, oder die Hunde loslassen, weil sie die Ankunft eines Fremden, sogleich einen räuberischen Besuch vermuthen läßt. Kriegsdienste scheuen sie sehr, auch werden sie dazu nie verwendet.

Die südlicheren Lappen haben meist den christlichen Glauben, angenommen, in welchem sie beständig durch ihre Pfarrer und durch neuankom-



mende Missionäre unterrichtet werden. Die nördlicheren sind häufig Heiden; ihr religiöses System beruht auf dem rohesten Aberglauben. Wie bey so manchen barbarischen Völkern, hat auch bey ihnen das böse Princip in Rücksicht der Weltrregierung soviel zu sagen, als das Gute. Ihre höchste Gottheit; und die Quelle alles Guten heißt Jümiel, das böse Wesen nennen sie Peran kel. Nebst diesen beyden giebt es, nach ihrer Meinung, noch verschiedene andre Götter, und Halbgötter. Ihre Götzenbilder sind von Holz oder Steinen, und werden von ihnen außerordentlich in Ehren gehalten, sie bringen denselben Rennthierhörner, und andre Opfer dar.

Auch haben sie Zauberer unter sich, welche die verlorne Gesundheit wiederherstellen, durch Beschwörungen Schäden bringen, und tausend andre Wunder hervorbringen sollen.

Ihre Zaubertrommeln werden als eine Art Orakel betrachtet, und gehn ihrem Zuge immer voran. Mittels der darauf angebrachten Figuren wollen sie entdecken, was in entfernten Gegenden vorgehe, den Ausgang ihrer Jagden errathen, die Ursachen der Krankheiten erkennen u. s. f., wobey vorzüglich eine Bärenjagd mit vielen Ceremonien verknüpft ist.



Das Pfefferbad.

Johann Baptist 1790



---

## Merkwürdigkeiten der Schweiz.

Unstreitig ist dieses Land, wegen der vielen und großen Seltenheiten und Kunstwerken der Natur, die daselbst zu Hause sind, eines der merkwürdigsten in allen bekannten Welttheilen. Es hat die höchste Lage in Europa, so auch die höchsten Berge, welchen die ungeheuren amerikanischen Gebirge kaum die Wage halten. Aus der großen Bergkette von Alpen, wo Berge auf Berge geschichtet sind, entspringen die vorzüglichsten Flüsse, welche Europa durchströmen. Auf den Gipfeln der Eisgebirge liegt ewiger Winter. Seine Seen, Wasserfälle und Felsenklüfte gewähren manch schrecklich schönen Anblick. Kurz dieses Land, das wegen seiner Viehzucht, seiner Lage, und der vielen Naturwunder, wegen dem Heldenmuth seiner alten und der Industrie seiner jetzigen Bewohner mit Recht so berühmt ist, verdient ohne Zweifel eine nähere Beschreibung. Wir wollen also wenn es meinen werthen Lesern anständig ist, das *Tableaux pittoresque de la Suisse des Laborde* und Meiners Briefe über die Schweiz zu Wegweisern wählen, weil diese zwey anerkannter Massen die besten sind, und die größten Seltenheiten dieses natürlichen Kunstka-binets die Revue passiren lassen.

---

## Die Glätscher.

Die höchsten Schneeberge in der Schweiz sind: Die Jungfrau, das Schreckhorn und der Montblanc. An dieser und mehreren andern ihrer Art befinden sich die sogenannten Glätscher. Diese sind mehrere hundert wohl auch tausend Schuh breite, nicht allein unebene sondern auch nach allerley Richtungen gespaltene Eistafeln, die an einer mehr oder weniger schiefen Fläche herab hängen. Je steiler die Felswand ist, an welcher ein Glätscher herab hängt, desto höher sind die Eispyramiden, in der er zerschnitten ist, und die durch fürchterliche Spalten oder Abgründe von einander getrennt werden. Diese Spalten entstehen aus dem geschmolzenen Wasser, welches im Sommer aus den Eisthälern herabrinnt, sich immer tiefere Bette gräbt, und zuletzt die schiefe Eistafel fast in lauter einzelne oder doch Reihen von Pyramiden verwandelt, deren Höhe, Richtung und Gestalt unendlich verschieden ist, welchen man es kaum ansieht, daß sie ehmahls ein zusammenhängendes Ganzes ausmachten.

Wenn man sich dem Glätscher nähert, so empfindet man auf einmahl einen so heftigen Wind, daß man nur mit Mühe vorwärts gehen kann. Dieser ist aber nur dann fühlbar, wenn die äußere Luft durch die Strahlen der Sonne erhitzt worden ist. Alsdann strebt die in den Höhlen der Eisgewölbe eingeschlossene kältere Luft sich mit der äußern ins Gleichgewicht zu setzen, und strömt mit der Gewalt eines heftigen Sturmes so lange hervor, bis die den Glätscher umgehende Atmosphäre bis auf einen gewissen Grad abgekühlt ist. Dieser Glätscherwind ist also gewöhnlich gegen Abend am stärksten, nimmt gegen die Nacht ab, und hört mit anbrechendem Morgen ganz auf. Er ist so schneidend und durchdringend, daß er denjenigen, die sich ihm nach einer heftigen Erhitzung aussetzen, höchst gefährliche Erkältungen und selbst tödtliche Entzündungen zuziehen kann. Diese gleichsam periodischen und mit Eistheilchen geschwängerten Winde, die täglich aus allen Öffnungen der Eisthäler und Glätscher hervordringen, sind gewiß eine wichtige Mitursache, daß

die Schweiz ein weniger warmes Klima hat, als andere Länder in Europa, die unter gleicher Breite liegen.

Die grossen Strecken oder Massen von ewigem Eise, womit der Grund zwischen zwey Ketten von Schneegebirgen ausgefüllt ist, nennt man Eisthäler. Sie sind bisweilen ganz eben meistens aber wechseln auf ihnen kleine Hügeln und Vertiefungen ab, die dann und wann mit fürchterlichen Spalten durchschnitten sind. Jenes Eisthal, von welchem so wohl der Grindelwald als die Hafslithalglätscher, gleichsam als Arme zwischen den Öffnungen hoher Schneeberge, hinter welchen es liegt, heraus gestreckt werden, ist eines der grössten in der ganzen Schweiz; weil es von der Grimsel anfängt, und in einer Länge von mehr als zehn Stunden hinter der ganzen Reihe der Böhmischen Berge bis dahin fortlaufft, wo diese letzteren mit den Waliserbergen zusammen stossen. Derjenige Theil dieses Eisthals, den man von Grindelwald aus entdeckt, ist vier Stunden weit gangbar. Wenn man einen grossen See zu gefroren gesehen hat, so kann man sich beylaufig eine Idee von einem Eisthale machen. Die Glätscher konnten nicht unrichtig mit dem durch wüthende Stürme aufgepeitschten Meere, dessen Wogen durch einen plötzlichen Frost in einem Moment unbeweglich gemacht wurden, verglichen werden.

Auch haben sie viele Ähnlichkeit mit den grossen Eismassen, welche der Wind im Winter an den Ufern grosser Ströme übereinander treibt, nur daß die Eisstücke an dem Gestade solcher Flüsse nicht so pyramidalisch als die Eismassen der Glätscher sind.

Wegen der gräfslichen Schlünde, welche die eigentlichen Glätscher nach allen Richtungen durchschneiden, sind diese Eisfelsen entweder gar nicht oder doch nur Gemen und ihren Jägern, und auch diesen nicht allenthalben zugänglich.

Das Eis ist viel schmutziger als jenes, was man auf Strömen und Seen sieht, weil die Eisthäler durch die Glätscher als Kanäle oder Öffnungen alle ihre Unreinigkeiten ausleeren.

Kein Glätscher schliet, wenigstens im Sommer nicht, an die Seiten der Berge an, zwischen welchem er herunter hängt, sondern alle sind von den nächsten

Wänden durch Schründe getrennt, die natürlich daher entstehen, daß die von der Sonne erwärmten Felswände die benachbarten Eislagen bis auf eine gewisse Entfernung zerschmelzen.

Es giebt keinen erhabnern hinreißendern Anblick als diese ungeheuren Schneegebirge und ihre grotesken Eismassen, wenn sie von der Abendsonne beleuchtet werden. Wo man seine Augen auch hinwendet drängen sich von allen Seiten her erschütternde Bilder und Spuren von Allmacht, Ewigkeit und Unermesslichkeit auf.

Wer anders, ruft dann der begeisterte Wanderer aus, wer anders als der Allmächtige konnte diese Felsmassen aufthürmen, deren Höhen menschliche Augen kaum zu erreichen, und von deren Umfang sie immer nur einen kleinen Theil zu umfassen im Stande sind. Wer anders als der Ewige konnte diese Berge gründen die so vielen uns unbekanntem Jahrtausenden getrotzt haben, und die vielleicht nicht eher, als mit dem Ende der Zeiten oder der Umformung aller vergänglichen Dinge aufhören werden? Ungeachtet man hier in eine gleichsam ganz erstarrete und vielleicht nie belebte Schöpfung hinein schaut, so offenbart sich doch der große Werkmeister nirgends herrlicher als in diesen Wüsten der Natur; und stille Bewunderung, Anbethung und Demüthigung vor dem unbegreiflichen Schöpfer dieser erhabenen Werke sind gewiß bey so einem großen Anblick die herrschenden Empfindungen jedes gefühlyollen Menschen.

## Der Fall des Reichenbaches.

Dieser prächtige Wasserfall, mit welchem der so berühmte Rheinfall gar nicht kann verglichen werden, gewährt ein Bewunderungswürdiges, ja man darf sagen in seiner Art einziges Schauspiel. Der Reichenbach wodurch er veranlaßt wird, entspringt auf einer der höchsten Alpen, womit das obere Haslithal eingefast ist, und nimmt in seinem Laufe alle Quellen der übrigen Alpen und die Wässer aller Glätscher auf. Schon einige Stunden vor seinem Fal-

le wird er wüthend, und wälzt Felsenstücke und abgerissene Bäume, die von den steilen Abhängen der Berge in ihn hineinfallen, mit unwiderstehlicher Gewalt fort. Der so merkwürdige Fall ist ungefähr eine kleine Stunde von Meyringen, dem Hauptflecken des Haslithals entfernt. Wenn man dem Falle auf einige hundert Schritte in die Nähe kömmt, so ist der Staubregen schon so dicht und gewaltsam, daß man kaum vor sich hinsehen kann. In einer Nähe von dreißig bis vierzig Schritten muß man sich fast jede Minute umkehren, um es da aushalten zu können; ungeachtet Eingeborne behaupten, daß man bis an den Rand des Kessels hinabsteigen könne.

Beym Falle selbst bricht der Reichenbach zwischen zwey Felswänden in einer schiefen Richtung hervor, und stürzt sich in ein unsichtbares Felsbecken, daß die Natur selbst zu seiner Aufnahme hineingearbeitet zu haben scheint. Aus diesem Becken reißt er sich wieder mit einer unglaublichen Kraft und Geschwindigkeit, und mit einem fürchterlichen Ungestüm und Reichthum von Wasser heraus, um seine Wuth weiter auszutoben.

Diesen schrecklich schönen Fall hört man in der Entfernung von mehr als einer Stunde ganz deutlich, und fast in eben der Entfernung, kann man den Stofs einer jeden herabschießenden Welle oder Wassersäule, und die furchtbaren Schläge der Felsstücke hören, die mit den Wellen in das Becken, und aus diesem an die nahen Felswände geworfen werden. In der Nähe ist sein Brüllen stärker als das des heftigsten Donners, und so angreifend, daß man in wenigen Minuten ganz betäubt davon wird. Er erweckt durch seinen Sturz einen eben so heftigen Luftstrom, als man in der Nähe der Glätscher zu gewissen Zeiten empfindet, Bald ist dieser Sturmwind durchdringend kalt, bald wieder erstickend heifs.

Der Reichenbach wirft nicht bloß Welle über Welle her, sondern, eh noch die erste den Abgrund erreicht, stürzt eine zweyte, dritte, vierte hervor, und reißt alle diejenigen, über welche sie sich herwälzt, und mit welchen sie eine einzige ungeheure Säule bildet, mit zerstörender Kraft in die gräßliche Tiefe hinab.

Fast jede herabschießende Fluth der Welle spritzt nach allen Seiten und Richtungen, milchweise Ströme mit einer Heftigkeit aus, als ob sie durch den Druck einer gewaltigen Maschine hervorgetrieben würden.



Die Höhe des Falls läßt sich nicht genau bestimmen, weil der Abgrund, in welchen der Bach sich verliert, stets mit dicken fast undurchsichtigen Wolken bedeckt ist. Gewöhnlich schätzt man sie auf 150 bis 200 Fufs.

Die Staubwolken, welche der Reichenbach ohne Unterlaß bildet sind viel dichter, steigen viel höher, und werden unzertrennt viel weiter fortgetragen als beym Rheinfällen, des heftigen Sturmes ungeachtet, der vom Bache herweht, erheben sie sich senkrecht hoch über sein Bett empor, und ziehen, so weit das Auge reicht, dem Strom des Baches nach. Sie feuchten in einem Umfange von einigen hundert Schritten den Wiesengrund so sehr an, daß man sich dem Falle unmöglich nähern kann, ohne nasse Füße zu bekommen. Eben deswegen weil sich vom Reichenbache ungleich mehrere und dichtere Nebel empor heben, zeigt er auch bey hellem Sonnenscheine ganz andere und ohne Vergleich prächtigere Phänomene, als alle andern berühmten Wasserfälle. Wenn nämlich der Kranz von Wolken, womit er beständig umringt ist, von der hohen Mittagssonne erleuchtet wird, so bildet er nicht bloß einen oder mehrere Regenbogen, sondern Feuerstöße, in welchen alle Dünste mit den Farben des Regenbogens glänzen.

## Die Teufelsbrücke.

Die Gegend bey Gëseine, welche Schöllenen genannt wird, ist der wildeste furchtbarste Theil der Schweiz. Man ist auf diesem Wege beständig zwischen unersteiglichen Felsen eingeschlossen, deren gräßliche Nacktheit und tiefe Todtenstille nur zuweilen durch sehauernde an ihren schwarzen Wänden herabfallende Bäche bedeckt und belebt wird. Diese Felsen rücken immer näher zusammen, und lassen an manchen Stellen kaum Platz genug für die Reufs, die immer wüthender wird, und für einen schmalen äußerst gefährlichen Weg.

Jenseits der langen Brücke hört man keine Stimme von Thieren mehr, und sieht eben so selten einen Menschen. Um 5 Uhr Nachmittag weht schon

zwischen den hohen Felsen ein so durchdringender Wind, wie er gewöhnlich in Deutschland nur im Winter, oder spätem Herbste weht. Hie und da stehen Kreutze als Denkmahle von Verunglückten, die von Lavinen oder einstürzenden Felswänden erschlagen wurden.

Je näher man der Teufelsbrücke kommt und je steiler die Felsen werden, desto gewaltsamer drängt sich die Reufs durch ihr enges und unebnes Bett fort. Aber alle Schrecknisse, die man auf dem bisherigen Wege einzeln anstaunte, finden sich an dem Platze, wo die Teufelsbrücke über die Reufs gebaut ist, in dem höchsten Grade vereinigt. Hinter sich hat man furchtbar überhangende Felsen, die in jedem Augenblicke den Einfall drohen, und vor sich ungeheure Felsstücke, die Trümmer einer durch den Arm des Allmächtigen zerbrochenen Erde zu seyn scheinen, und unter welchen mehrere so groß sind, daß keine menschliche Kraft sie von der Stelle bewegen könnte. Zur Linken erheben sich Felswände bis zu einer so schwindelnden Höhe, daß man nicht hinan zu schauen wagt aus Furcht in die unter den Füßen fort brüllende Reufs hinabzustürzen. Zur Rechten stellt sich dem, durch vier bis fünf der prächtigsten Fälle, gereizten Strome eine andere Felswand entgegen, an deren Fuß die beständig anschlagenden Wellen schon tiefe Löcher ausgehöhlt haben. Mitten unter diesen schaudervollen großen und kühnen Werken der Natur steht die so berufene Teufelsbrücke. Sie ist nicht so breit, so lang und so hoch gewölbt, wie die lange Brücke; beym Pfeffersprunge, und die schöne Brücke, welche auf der Gotthartsstrasse über die Reufs erbaut ist. Wahrscheinlich hat also die Teufelsbrücke ihren Ruf mehr ihren fürchterlich schönen Umgebungen ihren Nahmen, als ihrem künstlichen Bau zu danken.

Unsere ehrlichen Vorfahren eigneten gewöhnlich alle Werke der Kunst und Natur, deren Urheber sie nicht kannten, und die ihre dermahligen Kräfte zu übersteigen schienen, oder die sie nicht zu erklären wußten, den Riesen oder dem bösen Feinde zu, und benannten sie gewöhnlich nach ihm. Auf diese Art hat also wahrscheinlich auch die gegenwärtige Brücke den Teufel zu ihren Baumeister erhalten.

---

## Das Urnerloch.

In den Schweizer Alpen und Felsgebirgen giebt es eine unzählige Menge von Höhlen oder Löchern und Felsengängen, die entweder durch Naturrevolutionen oder durch Kunsthande hervor gebracht wurden. Einige von diesen Löchern sind fast perpendikulär und von beträchtlicher Tiefe. Wenn man einen Stein hinein wirft, so hört man in einigen Minuten ein unterirdisches Getöse, welches der Wiederhall des fallenden Steines verursacht, und das mit einem Geplätscher endet, als ob der Stein ins Wasse fiel. Bey Appenzell sind die größten Windlöcher. Eins davon hat 186 Fuß Länge 20 in der Breite und 12 in der Höhe. In manchen findet man Kristall und die sogenannte Mondmilch, welches eine leichte zarte Erde, weiß wie Schnee und schwammig ist. Diese Höhlen oder Löcher danken ihre Namen gewöhnlich dem Aberglauben der alten Bewohner, oder sonst einem andern geringfügigen Umstand. Wie zum Beyspiel: das Wetterloch, welches den Bauern zum Barometer dient, das Rotzloch das eine prächtige Cascade hat, und das Martinsloch bey Flee in dem Berge Falzubert. Es ist gerade rund und geräumig, um ein Haus darinn zu bauen, und befindet sich in der Mitte des Gipfel des Berges. Die Sonne schießt zweymahl des Jahres im März und September ihre Strahlen durch dieses Loch auf Flee. Es ist also eine Art von natürlicher Mittagslinie.

Von den künstlichen Felsengängen sind jene die berühmtesten, welche zum Behuf der Salzwerte bey Bex in den Felsen gehauen sind. Prächtige Gänge und Gallerien führen zu der Hauptquelle, zu dem großen Rade, wodurch die Sohle aus einem 75 Schuh tiefen Abgrunde heraus gehoben, und das von einem 400 Schuh hoch durch den Felsen geleiteten Bach getrieben wird; und endlich zu dem großen Behälter, aus welchen das Salzwasser Stunden weit in die Gradierhäuser fließt.

Am merkwürdigsten ist aber ohne Zweifel das Urner Loch. Dieses ist ein durch den härtesten Felsen gehauener 80 Schritte langer Weg. Es ist beyläufig

500 Schritte von der Teufelsbrücke entfernt, und es herrscht darin eine empfindliche Kälte.

Es giebt gewiß auf der ganzen übrigen Erde keine andere Gegend, wo so viele und auffallende Gegensätze natürlicher Erscheinungen durch einen so kleinen Raum von einander getrennt werden, als durch das Urnerloch. Anstatt daß man vorher zwischen nahen und himmels'ohen Felswänden eingeprest war, blickt man beym Ausgang aus dem Urnerloche in ein offenes heiteres Thal, daß mit schönen Dörfern und Kirchen geschmückt ist, und dem Wanderer auf eine angenehme Art ahnden läßt, daß er jetzt wieder unter glückliche Menschen komme; anstatt daß man vorher nichts als kahle Felsen und bemoste Felstrümmer sah; weidet sich das Aage jezt an dem erquickenden Grün fruchtbaren Wiesen und Alpen, deren Eindruck durch den glänzenden St: Annen Gletscher, und durch die alleenthalben herüberschauenden Spitzen von Schneebergen noch verstärkt wird; anstatt endlich, daß das Ohr noch vor wenigen Augenblicken durch die zerstäubenden Fluthen der Reufs betäubt wurde, nimmt man mit Erstaunen wahr, daß sie in einem ebenen von Felsstücken ganz reinem Bette ruhig und fast ohne alles Geräusch fortfließt. Selbst der kleine keilförmige Wald, der hinter dem Dorfe Urseren an dem Abhange eines Berges steht, und als eine Schutzwehr gegen die herabrollenden Lavinen als Hochheilig geschont wird, trägt nicht wenig zur Verschönerung des neuen Schauplatzes bey, da man fast eine Stunde vor dem Urnerloche weder Bäume noch Gesträuche gesehen hat.

---

## Das Beinhaus bey Murten.

Die Gegend am Murtensee scheint schon von der Natur zum Schlachtfelde und zum Schauplatze einer so fürchterlichen Niederlage bestimmt zu seyn, als Karl der kühne 1476 bey Murten erlit. Das schweizerische Heer, das kaum halb so stark als das burgundische war, erhielt hier den vollkommensten Sieg. Zum Denkmahl dieser schweizerischen Heldenthat wurde dies berühmte Beinhaus in der Folge auf Kosten der Städte Bern und Freyburg malsiv erbaut.

Es steht nicht weit vom See, und ist ein längliches Viereck. Die Länge beträgt ungefähr 17 und die Breite 6 Schritte. An den beyden längern Seiten sind zwey, an den schmälern aber nur ein eisernes Gitter in der Mauer angebracht, damit die Luft durchstreichen, und die durren Gebeine vor Fäulniß bewahren kann. Diese traurigen Überbleibsel von 20 oder 26000 Burgundern sind zwischen vier Mauern aufgehäuft, die etwa drey Fuß hoch sind, und von den äußern Mauern so weit abstehen, daß zwar ein freyer Gang zwischen beyden übrig bleibt, doch aber von aussen durch die weiten Öffnungen der Gitter hinein reichen, und die nächsten Gebeine berühren kann. Die meisten Reisenden nehmen daher einen Schädel oder irgend einen andern Rest der bedaurungswürdigen Schlachtopfer des rasenden Ehrgeitzes Karls des Kühnen zum Andenken mit. Durch diese beständig fortdauernden Entwendungen und durch das heimliche Nagen der Luft und Feuchtigkeit, die in jedem Augenblicke Theile auflösen oder forttragen, sind die Gebeine der Burgunder, die vor Zeiten bis an die innere Decke eines gleich großen Gebäudes emporstiegen, so sehr zusammen geschwunden, daß sie sich in Form eines spitz zusammenlaufenden Daches nur noch einige Schuh unter die steinernen Einfassungen erheben, von welcher sie zusammen gehalten werden. Der ferneren Verminderung könnte dadurch vorgebeugt werden daß man die Einfassung entweder weiter von der äußersten Mauer entfernte, oder die Öffnungen der eisernen Gitter kleiner machte. So sehr sich aber auch der Haufe von Gebeinen vermindert hat, so ist er doch immer noch ein merkwürdiges Denkmahl von der Tapferkeit der alten Helvetier. An manchen Gebeinen sieht man noch die Spuren der ungeheuren Schlachtschwerter und Streitäxte, wodurch sie gespalten und ihre ehemaligen Besitzer getödtet wurden. Die noch übrigen Knochen sind durch die Länge der Zeit so ausgedörret worden, daß, wenn man auch unter dem Winde steht, oder einzelne Knochen an die Nase bringt, man nicht den geringsten Todtengeruch spürt. Viele Knochen sind an gewissen Theilen so angefressen worden, daß man den ganzen innern Bau derselben so gut beobachten kann, als wenn sie von einem großen Naturkündiger wären zubereitet worden. Man kann einen ganzen Tag zubringen, wenn man all die Nahmen und Gedanken lesen will, die nicht nur an die Wände, sondern auch sogar an die Gebeine der Burgunder angekritzelt sind. Die Inschriften und Gedichte die man an allen vier Seiten des Gebäudes findet, sind kernhaft, ohne allen Prunk, und Prahlerey, oder Spott gegen die Überwundenen. Die meisten blieben auf dem Schlachtfelde, die andern wurden in den See gesprengt, wo sie ebenfalls zu Grunde giengen. Nur Karl und einige wenige trugen ihre mächtigen Pferde durch den See, der mit Leichen bedeckt war.

---

## Der Staubbach.

Diese sonderbare Naturerscheinung zeugt sich unfern von dem Dorfe Lauterbrunnen. In der Ferne sieht der Staubbach einer ruhigen fast unbeweglichen und nirgends unterbrochne Säulen von schäumenden Wasser, oder vielmehr einem breiten unbeweglichen Stück weißen Tuches oder Leinens ähnlich, das vom Felsen herabgelassen sey. Dieser Anblick gewährt ein ganz eigenes neues und wunderbares Schauspiel. Die Höhe des Falls wird auf 900 Schuh angegeben, und ist also viel beträchtlicher als die des Reinfalles. Wenn dieser Bach bey anhaltendem Regen oder heftigen Ungewittern plötzlich angeschwellt wird, so rollt er mit furchtbarer Gewalt Felsstücke herab, die durch ihre wiederholten Fälle von einer Wand auf die andere ein unaufhörliches Donnern verursachen. Der Bach stürzt sich aus einer mit Tannen besetzten Höhe in zwey schäumenden Strömen, von welchen der rechte der stärkste ist, über den Rand einer steilen mehrere hundert Schritte hohen Felswand weg, an welcher er in sichtbarer aber sich immer verdünnenden Wellen bis ungefähr an die Hälfte seines Falls herab zu gleiten scheint. Dieß Herabglitschen ist eine bloße Täuschung, indem der Bach wirklich vom Felsen sich losreißt, und in den leeren Luftraum hinein stürzt. Ungefähr gegen die Mitte der Felswand ist es, als wenn der Bach aufhörte eine zusammenhängende Wassermasse zu seyn, und als wenn seine sich immer mehr zuspitzenden und divergirenden Wellen in Staubwolken aufgelöst würden. Diese aufgelösten Dünste sammeln sich bald auf einer hervorragenden Felsbank wieder, und rinnen in vier bis fünf kleinen Strömchen und unzähligen einzelnen Tropfen in ein nicht sehr tiefes Loch hinab, in welches man ohne Gefahr hinunter steigen kann. Wegen der Höhe des Falls verbreiten sich die zerstäubten Tropfen wie ein feiner Regen auf einige hundert Schritte. Wenn man den Bach von der Seite betrachtet, so kommt es immer vor, als wenn man in eine Wolkensäule hinein sehe, die durch beständig veränderte Windstöße in jedem Augenblick neue Richtungen und Gestalten erhielt. Ein Anblick einzig in seiner Art, an welchem mancher große Mahler wahrscheinlich um sonst seine Kunst verschwenden würde.

---

## Der Montblanc.

Nahe am Salenche erblickt man diesen erhabendsten und ehrwürdigsten aller europäischen Berge in seiner ganzen Glorie. Die Häupter des Montblanc und seiner Nachbarn strahlen nicht von dem rosenfarbigen Glanze, womit man an heitern Abenden und Morgen die Spitzen der Schneeberge umkränzt sieht, sondern sie sind von einem goldgelben Schimmer erleuchtet, der eben so überirdisch lebhaft als milde ist, und der aus höhern und reinern Regionen, als jene, in welchen unsere Sonne brennt, herabzufallen scheint. Dieß goldne empyreische Licht glüht nicht so stark als der gewöhnliche Purpur der Schneeberge, allein es leuchtet vielmehr, indem es einen gemilderten Abglanz auf die tiefer liegenden Schneegefülle wirft, die dadurch gleichsam zu Stafeln des Thrones der nahen Gottheit erhöht werden. Dieß Schauspiel, diese herrliche Erscheinung, in der sich die Natur in ihrer ganzen göttlichen Herrlichkeit offenbaret, dauert mehrere Minuten. Lange nachdem der Scheitel des Montblanc den goldnen Nimbus verloren hat, wallt noch immer um seine hohe Stirne das weißlich blaue Licht, das nur in den hellsten Nächten an den höchsten Schneebergen sichtbar wird, und das selbst von dem Eingebornen, dem es doch nicht neu ist, noch immer mit Bewunderung betrachtet, und mit einem besondern Worte bezeichnet wird.

Kein anderer Berg verdienet so sehr, daß man sich sein Bild tief und unauslöschlich einpräge, als dieses Urgebirge. Der erlauchteste unter den erstgeborenen Söhnen der mütterlichen Erde, aus deren Schooß er wahrscheinlich gleich nach ihrer Bildung hervorbrach, und in deren Schooß er wahrscheinlich nicht eher zurückkehren wird, als bis das Innerste derselben wird erschüttert oder zerschmettert werden.

Alle Berge die den Montblanc umgeben, tragen jedes Zeichen der Hochgebirge vom ersten Range an sich. Ihre Häupter und Rücken sind tief

herab mit schimmernden Schnee bekleidet. In ihren Zwischenräumen senken sich Glätscher gegen oder gar bis in das unterliegende Thal herab, und aus diesen stürzen gewaltige Wässer hervor.

Über alle diese prächtigen Berge ragt der Montblanc wie ein Göttersohn über gemeine Menschen hinaus. Gegen die Spitze hin ist die blendende Schneedecke, womit er umhüllt ist, an einigen Stellen durch Felsspitzen zerrissen, die zu scharf abgeschnitten sind, als daß auch sie Schnee tragen könnten. Diese Hörner, die gegen den Schnee schwarz erscheinen, vermindern die Schönheit seines Gewandes nicht so sehr, als sie die Größe des Eindruckes vermehren. Denn sie erinnern den staunenden Wanderer an den unvergänglichen Stoff, aus welchem der sonst unsichtbare Körper des Montblanc gebildet ist.

Die Spitze desselben können auch die kühnsten und geschicktesten Wahlgänge selten ohne Lebensgefahr, oder ohne sich einige Gliedmaßen zu erfrieren, ersteigen, trotz allen Alpenstöcken und Steigeisen. Die meisten kommen nur bis etwa 200 Klafter unter seinen Gipfel, wo sie von einem so heftigen Sturme und Schneegestöber überfallen werden, daß es ihnen unmöglich wird weiter vorzudringen. Selbst die Guides oder Führer müssen sich dabey öfter halb erstarrt auf den Schnee hinwerfen, um neue Kräfte zu sammeln.

Rund um den Montblanc hat die Natur eine majestätische Kette von Schneebergen hergestellt, die seine Trabanten vorstellen. Alle diese Berge sind so hoch und mit so viel Schnee bedeckt, daß man ohne die Nachbarschaft ihres Gebieters kaum glauben werde, daß es noch höhere geben könne. Noch eigenthümlicher als ihre Höhe ist die Art, wie sie geordnet sind. Sie stehen alle in einer Linie als unvergängliche Denkmahle der Schöpfung da, die von der Hand des Allmächtigen nach einem Plane, in einem Nu und zu gleichem Zwecke aufgeführt wurden. Durch ihre Nähe und regelmäßige Folge erheben sie sich gegenseitig, und machen ein eben so harmonisches als großes Ganzes aus, daß gewiß geschwächt werden würde, wenn die Berge aus einander gerissen, oder aus ihrer Reihe herausgeschoben würden. Friedlich kehren sie sich so vortheilhaft gegen das Thal, daß man ihre Gestalt, ihre Höhe, die Größe und Durchmesser ihrer Schneedecken, die Breite ihrer Eistafeln, die wie ein Saum um den höher liegenden Schnee hergezogen sind, und den Lauf und die Wendungen der Glätscher mit einem Blicke übersehen



kann. Der prächtigste unter den Glätschern, die von dieser Kette von Schneebergen herabsteigen, ist der sogenannte Bosson. Er fällt gleich am ersten in die Augen, sobald man in das Chamounithal kommt. Er hat in mehreren Stücken selbst von den so berühmten Rhone-Glätscher unterscheidende Vorzüge. Zuerst übertrifft er ihn in der Höhe und Gröfse des Schuttdammes, den er allmählig zusammen gehäuft hat. Wenn man auf dem obersten Rande dieses Schuttdammes steht, so hat man an der einen Seite die Bäume des nahen Waldes tief unter sich, und an der andern muß man etwa einige hundert Schuh hinab steigen, um an die ersten Klumpen oder Pyramiden von Eis zu kommen. Der Grund, warum der Bosson gerade an der rechten Seite einen so ungeheuern Schuttdamm hat, liegt in der Beschaffenheit des Schlundes, in welchen er herabhängt. Dieser Schlund ist an der Seite, die nach Chamouni gekehrt ist, mit einem hohen Felsgestade begrenzt, das der Glätscher nicht übersteigen, und vor welchem er sich nicht ausbreiten kann. Der Glätscher wendet sich daher nach der niedrigeren Seite hin, und wirft vorzüglich hier alle die Trümmer von Steinen ab, die von seiner Oberfläche herabgefallen sind. Im Winter und Frühling wächst der Glätscher so sehr an, das seine Eistafeln und Eiszacken mit dem höchsten Rande des Dammes in gleicher Linie stehn. Das Geschiebe des Glätschers, oder die Blöcke und kleinen Steine, die er abgeworfen hat, besteht aus Hornstein oder aus Granit.

Ein anderer Vorzug, oder wenigstens eine andere Eigenthümlichkeit des Bosson ist die überraschende ja fast einzige Gestalt unter welcher er sich darbiethet. Man sieht ihn nicht wie andere Glätscher verworren oder da, wo er aufhört, sondern von der Seite und gleichsam im Profil. Wenn man nämlich andere Glätscher an ihren äußersten Enden betrachtet, so nimmt man zwar wahr, das sie aus dicken Eisgewölben und hohen Eissäulen bestehen, allein man stellt sich die einen so dick und die andern nicht so hoch vor, als sie wirklich sind, weil man sie nicht mit den Augen messen kann, oder die einen die andern bedecken. Die offene Seite des Bosson hingegen zeigt mehrere Reihen von Eispyramiden, die im Frühlinge sehr hoch sind, und im Sommer immer abnehmen. Jene die ihrem Umsturze am nächsten sind stehn einzeln da; und andere die noch an ihren Füßen verbunden sind, verrathen durch diesen Zusammenhang, das sie noch vor kurzer Zeit eine horizontale Eistafel ausmachten, die aber durch die große Hitze des Sommers durch warme Regen und durch Glätscherbäche in Reihen von hohen Eiszacken zerschnitten wurden. Die hohen Formen und Senkungen dieser Pyramiden sind

sehr verschieden, allein die Farbe von allen ist das reinste und lebhafteste Himmelblau, das durch die Verschiedenheit der auffallenden Lichtstrahlen bald verstärkt bald geschwächt wird, und die Schönheit dieser großen Natur-Szene in ein magisches Dunkel hüllt.

---

## Das Pfefferbad.

Es scheint nicht möglich selbst für solche Verbrecher, die man von aller menschlichen Gesellschaft absondern wollte, eine gräßlichere, und Schwermuth und Angst in höherem Grade einflößende Lage zu finden, als jene des Pfefferbades ist.

Der Platz wo das Badhaus steht, ist eine kleine von hohen Felsen und Bergen umgebene Fläche, die man durch das Springen der Felsen, und durch das Abtragen eines Theils derjenigen Bergwand gewonnen hat, an welcher man zum Bade hinabsteigt.

Die eine längere Seite des Gebäudes schwebt über dem tiefen Bette der Tamina, die mit einer solchen Gewalt forttrauscht, daß man alle Augenblicke besonders in den Zimmern an der Erde, glaubt, die heftigsten Donnerschläge oder das Geprassel einstürzender Felswände zu hören. Eben diese Seite berührt fast die südöstliche mehrere hundert Schub hohe Felswand, die sich unmittelbar aus dem Bette der Tamina empor hebt, und von welcher oft ungeheure Felsstücke herabstürzen, so daß selbst der Felsgrund, auf welchem das Badhaus steht, erbebt, und alle Badegäste durch die Erschütterung, wie durch den Stofs eines Erdbebens aufgeschreckt werden. Die eine schmale südliche Seite ist gegen den engen und tiefen Schlund gekehrt, aus welchen die Tamina zwischen senkrechten, und nach oben zu fast zusammenstossenden Felswänden herausdringt. Die zweyte schmale, der jetzt erwähnten entgegengesetzte Seite blickt dem Laufe der Tamina nach, die aber durch die sich krümmenden und schon hiernach zusammenrückenden Gebirgsketten dem Auge bald entzogen wird. Am wenigsten furchtbar ist die Aussicht aus den Fenstern der

nordwestlichen längern Seite des Badehauses. Man sieht zwar auch hier unmittelbar auf ein steiles und hohes Gebirge, aber dieses ist doch mit Bäumen und grünen Gebüsch bewachsen, und hier zeigt sich nur allein die Möglichkeit, wie man aus der tiefen Kluft, in welche das Badhaus hinabgesenkt ist, wieder heraus kommen kann.

Das Quellwasser wird in das Badehaus durch hölzerne Röhren geleitet, die man in jedem Herbst wegnimmt, und in jedem Sommer wieder bis an die Quelle hinlegen muß. Neben diesen Röhren läuft eine schmale Brücke her, unstreitig die abscheulichste und gefahrvollste unseres ganzen Erdtheils. Der Anfang derselben ist durch eine Thüre verschlossen, damit nicht unvorsichtige Personen sich ohne Führer hinauf wagen sollen. Diese Brücke, wenn sie anders diesen Namen verdient, besteht aus einer Reihe von Bretern, die auf hervorragenden in die Felswand getriebenen eisernen Stangen liegen, und zwanzig und mehrere Fufs über das mit grossen und spitzigen Felsstücken angefüllte Bett der Tamina erhaben sind. Die Breter sind so schmal, daß man manchmal nicht beyde Füße neben einander stellen kann, und so dünn und gebrechlich, daß nie zwey Personen zugleich auf ein Bret treten dürfen. Die wenigen welche es bisher gewagt haben; den gefährlichen Gang nach der Quelle zu wandeln, reden mit den höchsten Entsetzen davon. Grauen und Gefahr entstehen nicht bloß aus der geringen Breite und aus der Gebrechlichkeit der schwankenden Breter, unter welchen die von den Felswänden zusammengewängte Tamina in dunkler Tiefe wegbrüllt, sondern beyde werden dadurch noch vermehrt, daß die Breter an manchen Stellen durch kleine von oben herabfallende Bäche schlüpfrig gemacht werden, und daß hin und wieder aus der Felswand, an welcher man fortlehrt Höcker hervorstehen, unter welchen man durchkriechen, oder um welche man aus der Seite des Abgrundes sich herum hinwenden muß.

Wenn man die enge und unumgängliche Kluft sieht, worin die Pfefferquelle verborgen ist, so kann man nicht begreifen, wie man diese Quelle jemahls habe entdecken können. Dieß Räthsel wird auch ganz allein durch folgende wahrscheinliche Überlieferungen aufgelöst. Eine alte Sage erzählt nämlich, daß ein Gemsjäger einstens ein Stück Wild bis an die Kluft verfolgt habe, wodurch die östliche Felswand, aus welcher die heisse Quelle hervorsprudelt, von der gegenüber stehenden getrennt wird. Als der Jäger an dem Rande des Abgrundes, über welchen das Wild sich gerettet hatte, seiner Beute nach-

spürte, entdeckte er einen starken und fortdauernden Dampf der aus der Tiefe herauf stieg. Dieser machte ihn aufmerksam, und wurde die Veranlassung, daß er sich mit Hülfe einiger Bekannten in die Felsenkluft hinabließ, wo dann die wohlthätige Quelle entdeckt wurde. Das Wasser sammelt sich in der Felswand in einem tiefen und geräumigen Becken, welches sich das auflösende Wasser wahrscheinlich allmählig ausgehöhlt hat, indem es nach allen Seiten hin fortnagte, und noch immer fortnagt. Wenigstens behauptet man, daß die Oeffnung, aus welcher das Wasser hervor dringt, noch bey Menschendenken 40 Fuß höher in der Felswand und über dem Bette der Tamina gewesen sey als jetzt, und man fürchtet daher, daß der Ausfluß der immer sich tiefer senkenden Quelle bis zur Tamina, und vielleicht noch tiefer als das Bett derselben hinabfallen werde.

Es ist sehr Schade, daß die unglückliche Lage des Badehauses sich all den Anstalten widersetzt, die man in allen berühmten deutschen Bädern und Gesundheitsbrunnen zur Gesundheit, Bequemlichkeit, und zum Vergnügen der Badegäste getroffen hat. Bequeme abwechselnde und Schattenreiche Spaziergänge sind in dieser Gebirgskluft durchaus unmöglich. Heitere und offene Wohnungen sind ebenfalls im Badhause nicht zu haben. Der BrunnenSaal, in welchem Morgens das Wasser getrunken wird, alle Gänge und Zimmer sind düster, und mit einem widerlichen Dufte angefüllt, der sogar die Wäsche und Betten durchdringt. Diese Uannehmlichkeiten verhindern oft die guten Wirkungen der Kur.

Die beste Gattung des Bades daselbst ist das sogenannte Herren oder Fürstenbad. Die eigentlichen Badzimmer sind mit so heißen und beklemmenden Dünsten angefüllt, daß man zu ersticken fürchtet, wenn man die Thüre öffnet. Doch verliert sich die ängstliche Beklemmung, die man bey dem ersten Eintritt empfindet, bald nachher im Bade selbst.

Wenn das Brunnenwasser bis an den Rand der östlichen Bergwand durch ein Druckwerk gehoben werden könnte, welches nicht unwahrscheinlich ist, so würde das mit Recht so berühmte Pfeffersbad eine offene angenehme Lage erhalten, und seinen Heilkräften durch gute zweckmäßige Umgebungen neuen Reitz und neuen Glanz geben können.

## D a s E i s m e e r .

Von der Höhe des Montavert hat man die schönste Aussicht auf das Eismeer, und an die den Gestaden desselben sich erhebenden Urgebirge. Dies sogenannte Merde Glace ist eine Eismasse von unbestimmlicher Dicke, die eine oder anderthalb Stunden breit, acht Stunden lang ist, und alle die Thäler ausfüllt, die vom Fusse des Montblanc und der benachbarten Berge auslaufen. Man kann das Eismeer nicht seiner ganzen Länge nach überschauen, allein man sieht es sehr gut, wie beyde Arme desselben sich unter den Geant vereinigen. Der eine dieser Arme kommt von Montblanc der andere aber von den Gebirgen hinab, die links von Grantweg liegen. Die dunkle Farbe des Eismeeers, seine starre Unbeweglichkeit und die Grabeskälte flößen Grauen ein. Wenn man diese ganze Scene der erstorbenen Natur ins Auge gefasst hat, so kehrt man am häufigsten zu den hohen Felsspitzen zurück, die das Eismeer begrenzen. Die vorzüglichste derselben ist der Dent du Dru, der dem Beobachter am nächsten, und gerade jenseits dem Eismeer steht. Diese hohe Felspyramide besteht aus Granit. Die Seite gegen das Eismeer ist durch die vereinigten Kräfte von Hitze und Kälte von Regen und Schnee, von Schmelzwasser und Stürmen so angegriffen worden, daß sie bey nahe bis an die Spitze senkrecht und unersteiglich abgeschnitten ist. Die Trümmer welche die Zeit von dem Berge abgerissen hat, liegen noch großen Theils auf seinen letzten Abhänge und diese verkündigen es, daß Jahrtausende bey den festesten Urgebirgen eben das vermögen, was Jahrhunderte bey den Werken menschlicher Hände auszurichten im Stande sind.

In der Entfernung zeigt sich das Eismeer ganz anders, als man es in der Nähe findet. An dem Rande des Eismeeers sieht man fast keine andern Steine als Granite und Bittersteine. Die Oberfläche desselben ist sehr uneben. Die ganze Eismasse besteht nämlich aus lauter kleinen Eishügeln und Eisthälern, unter welchen die ersten eben so verschieden an Gröfse, als die letztern in

Ansehung der Tiefe, Länge Breite und Richtung sind. Die Gipfel der Eishügel ausgenommen ist das übrige Eismeer gewöhnlich im Sommer allenthalben mit Schmelzwasser bedeckt, das sich bald in kleine Seen sammelt, bald tiefe Löcher einfrist, bald auch in lebendigen Bächen gegen die nächsten Schründe zueilt. Die Guiden behaupten, daß man dieses Wasser ohne alle Gefahr nach der größten Erhitzung trinken könne. An den Schründen hört man nicht bloß das Rieseln und Plätschern der kleinen hineinfallenden Bäche von Schmelzwasser, sondern auch das dumpfe und starke Rauschen der Gletscherströme die unter dem Eismeer fortschießen. Der Vorgrund des Gletschers des Bois oder des Endes des Eismeereres ist weit und breit mit den prächtigsten Ruinen bedeckt. Die zusammengehäuften Überbleibsel von Persepolis, Palmyra und anderen in Staub liegenden Königsstädten bleiben gewiß hinter den Trümmern des Eismeerers vom Montanvert eben so weit zurück, als die größten Werke menschlicher Kunst hinter den großen Werken der Natur. An diesen erstaunlichen Trümmern erkennt und fühlt man die Majestät der Natur, die Größe der Berge, die das Eismeer umgeben, und die unwiderstehliche Kraft, womit diese todte und unbeweglich scheinende Eismasse in großen Augenblicken wirkt und fortschreitet viel lebendiger und tiefer als auf dem Montanvert und dem Eismeer selbst. Diese Trümmer bestehen fast ganz allein aus größern oder kleinern Blöcken des schönsten reinsten und unversehrtesten Granits. Viele davon haben die Höhe und Größe von mälsigen Häusern. An manchen Stellen liegen ungeheure Granitmassen in beträchtlichen Haufen zusammen gethürmt, und über einander hingeworfen. Wenn der Gletscher im Winter anwächst und vorrückt, so schiebt er die schwersten unter den Granitmassen eben so leicht als die kleinste Bruchstücke vor sich her. Wenn solche Massen von den Gipfeln der Urgebirge herabstürzen, wie muß da das Eismeer erbeben, wie furchtbar müssen davon alle Thäler und Höhen wiederhallen. Welche dicke und unverwüstlichen Eisgewölbe werden erfordert, um solche Massen von dem Fusse der Gebirge, wozu sie gehörten bis an den Vorgrund des Gletschers herzutragen!

Das bewunderungswürdigste dieser Eisgewölbe ist die sogenannte Bouche de l'Arveiron, aus welchem nämlich die Arveiron hervorbraust. Es ist nach den Augenmasse wenigstens 100 Schuch hoch, mehrere 100 Schuch breit, und läuft ohne große Eisklumpen in dem Bette des Arveiron immer spitziger zu, so daß es die Form eines großen Trichters hat.

So stößt man überall in der Schweiz auf Seltenheiten und Kunstwerke der Natur, von welchen wir die vorzüglichsten hier im Umriss aufgestellt gesehen haben. Wohl dem, der im Genuss dieser Schönheiten mit eigenen Augen schwelgen, und den großen Meister in seinen großen Werken bewundern kann.

---

## Türkische Merkwürdigkeiten.

Die europäische Turkey war einst der Schauplatz der größten Merkwürdigkeiten. Das kultivirteste Volk des Alterthums bewohnte dieses schöne und von der Natur reichlich ausgestattete Land. Alles was die Künste und Wissenschaften großes und schönes aufzuweisen hatten, war hier vereinigt. Alle diese Herrlichkeiten sind nun verschwunden. Nur einzelne hie und da zerstreute Trümmer zeigen von der Hinfälligkeit menschlicher Werke und nur ihr Andenken ist noch in den unsterblichen Geisterprodukten der griechischen Schriftsteller erhalten.

---

### Stadt Konstantinopel.

Die Hauptmerkwürdigkeit der europäischen Turkey ist wohl ihre Hauptstadt Konstantinopel, oder wie sie die Türken nennen Istambol. Diese berühmte Stadt war schon vor drithalbttausend Jahren unter dem Nahmen Byzanz bekannt. Sie machte einen von den vielen kleinen griechischen Staaten aus, bis sie der römische Kaiser Vespasian seinem Reiche unterwarf und Kaiser Severus, gegen den sich die Provinz empörte, nach einer langen Belagerung völlig zerstörte und die Einwohner zerstreute. Der erste Christliche Kaiser Konstantin der Große stellte sie wieder im Jahr 330 nach Christi Geburt her und machte sie zum Sitz der römischen Regierung. Von ihm erhielt sie ihren ge-



genwärtigen Nahmen Konstantinopel. Sie war wie das alte Rom, auf sieben Hügeln angelegt, daher sie auch durch ein ausdrückliches Gebot auf einer steinernen Säule Neu-Rom genannt wurde. Nach der Zertheilung des großen römischen Reiches unter Theodos, blieb Konstantinopel die Hauptsadt und Residenz des morgenländischen Kaiserthums. Die Alten hielten sie für die anmuthigste und am besten zur Handlung gelegene Stadt in der Welt, und von ihrer Pracht und ihren übrigen Herrlichkeiten sind die Schriftsteller voll. In dieser Verfassung blieb sie an der Spitze eines Reiches, das immer mehr herab sank, bis ihm endlich die osmanischen Türken ein Ende machten. Mohamed II. nahm Konstantinopel im Jahr 1453 nach einer überaus merkwürdigen Belagerung von 54 Tagen durch Sturm ein, und machte sie nachher zur Hauptstadt des türkischen Reiches.

Konstantinopel hat eine vortreffliche Lage in einem Erdwinkel, den die Natur ausdrücklich zu diesem Endzweck gebildet zu haben scheint. Sie stellt ein Dreyeck vor, dessen eine Seite, vom Lande, die beyden andern aber von zwey verschiedenen Meeren begrenzt werden. Gegen Mittag ist nähmlich das weisse Meer von Marmora und der Helespont, gegen Morgen aber der Auslauf des schwarzen Meeres. Sie liegt an zwey Welttheilen, nähmlich an der äußersten Spitze unsers gebildeten Europa, gegen über von dem großen Welttheil Asien, von dem sie nur durch eine kleine Meerenge getrennt wird. Diese Meerenge bildet zugleich mit einem in das Land hinein dringenden Kanal, in den ein Fluß fällt, einen ungemein großen, sicheren und bequemen Hafen für die Schiffe. Das Ganze stellt sich von Aufsen auf eine sehr vorzügliche Art den Augen dar, es erhebt sich allmählich, in amphitheatralischer Gestalt vom Ufer, und macht mit seinen vielen prächtigen Moscheen, die meistens auf Hügeln angebracht sind, mit seinen Palästen, und den vielen, zwischen den Häusern hervorstehenden Bäumen und Gärten einen Anblick, der schwerlich seines Gleichen hat, der sich aber gewaltig verliert, wenn man in die unreinen Straßen und Häuser hinein tritt.

Die Stadt ist mit einer alten Mauer umgen, die ihr aber keine Festigkeit gewehrt. Von der Landseite ist von einem Meere zum andern, eine vier Meilen lange dreyfache Fortificationsmauer, von denen immer eine 18 Fuß von der andern absteht, gezogen. Sie ist mit vielen Thürmen von verschiedener Gestalt und mit Brustwehren versehen. Der Graben ist 25 Schuhe breit aber hin und wieder angefüllt. Von der Landseite sind 6 und von der Seeseite

16, in allem 22 Thöre. Am südlichen Ende, nahe am Meere steht das kleine Kastell, Yeddikuli oder die sieben Thürme, welches zur Aufbewahrung der Staatsgefangenen dient, der Stadt selbst aber keinen Schutz gewährt. Sonst sind aber noch 4 Kastelle, welche an dem Kanal liegen, der nach dem Archipelagus führt, und 4 andere an jenem, der nach dem schwarzen Meer führt. Der Eingang des Hafens ist durch die Kanonen bey dem Serail, bey Tophana und auf Kiskulesi beschütz. Alles dieses giebt aber der Stadt keine Haltbarkeit gegen Operationen der neuern Kriegskunst.

Die merkwürdigsten Gegenstände von Konstantinopel sind das Serail und die Sophienkirche, von welchen beyden besonders wird gehandelt werden. Außer diesem sind zunächst die prächtigen Moscheen oder türkischen Gotteshäuser der Aufmerksamkeit würdig. Sie wurden meistens nach dem Modell der Sophienkirche von griechischen Baumeistern errichtet. Die schönsten darunter sind folgende: Die Moschee Sultan Mohammeds II, an deren Stelle einst die berühmte Kirche der Apostel stand, wo die Gebeine des heil. Lukas, Andreas und Thimotheus sollen gelegen seyn, und wo auch der Begräbnisort der griechischen Kaiser war. Die Moschee Sultan Bajazets, wo sehr viele schöne Marmors gefunden werden, welche noch Überbleibsel des alten prächtigen Konstantinopels sind. Die Moscheen der Sultane Selim II, Solyman II, Muhamet IV. Aber alle diese übertrifft die Moschee des Sultan Achmets I. welche um das Jahr 1610 mit solchem Aufwande erbaut wurde, daß ihm jeder Stein drey Asper gekostet haben soll. Er war so eifrig in der Herstellung dieses Werkes, daß er selbst alle Freytage eine Stunde daran arbeitete und den Arbeitern ihren Lohn selbst bezahlte.

Dies sind die kaiserlichen Moscheen, neben denen zugleich die Begräbnisplätze ihrer Stifter vorhanden sind. Diese Kapellen sind wie die Moscheen ausgeziert, und nach der Straßenseite mit einem Gitter versehen, durch welches man den Sarg sehen kann. Er ist mit einem rothsamtenen, goldgestickten Tuche überdeckt. Bey seinem Haupte liegt der Turban, bey den Füßen steht ein großer silberner Leuchter, und oben hängen in einem Kreise mehrere Lampen. Hier werden die Reliquien der Verstorbenen und andere Merkwürdigkeiten, zum Beyspiel der Koran den Machmuth mit seiner eigenen Hand geschrieben hat. u. dgl. aufbewahrt.

Außer den kaiserlichen Moscheen sind auch einige vorhanden, welche von Müttern der Sultane herrühren. Die meisten Moscheen stehen auf Anhöhen der Stadt, und sind entweder mit einer Mauer oder mit Geländern für die Tempeldiener, und fromme Leute versehen, gewöhnlich ist auch ein freyer Platz dabey, der zum Spatziergange dient. Was sie aber vorzüglich ehrwürdig macht sind die verschiedenen Stiftungen, welche damit verbunden sind. So hat man Akademien, niedere Schulen, Bibliotheken, Hospitäler, Khans zur Aufnahme der Fremden, und dergleichen. Auch werden bey vielen täglich Almosen entweder an Gelde oder an Lebensmitteln ausgetheilt.

Nebst den Moscheen der Türken sind noch 23 Kirchen der Griechen, worunter die Patriarchalkirche bemerkenswerth ist, und 3 Kirchen der Armenier. Andere christliche Kirchen werden in der Stadt selbst nicht geduldet.

Von andern Merkwürdigkeiten sind in Konstantinopel noch vorzüglich zu bemerken: Der Admeidan oder die Rennbahn, der größte freye Platz in der Stadt, welcher 250 Schritte lang und 150 breit ist. Die alten Griechen nannten ihn Hippodromos, und hier wurden zur Zeit des morgenländischen Kaiserthums die öffentlichen Spiele und Ringerübungen gegeben. Hier sind noch einige griechische Überreste, welche die Wuth der Barbaren verschont hat, nämlich ein Obelisk, der aus einem 60 Fufs hohen, mit egyptischen Hieroglyphen versehenen ungeheuren Granitblocks besteht, und aus Theben in Egypten hierher gebracht wurde. Er wurde auf Befehl des Kaisers Theodors durch eine geschickte Maschinerie binnen 32 Tagen aufgerichtet. Von den vielen Statuen sind noch übrig der 94 Fufs hohe eiserne Koloss, welcher das äußerste Ziel der Rennbahn ausmachte, und eine eiserne Säule, die aus drey in einander gewundenen Schlangen besteht deren einen Kopf Mohamet II. zum Beweise seiner Stärke mit einem einzigen Hiebe seiner Streitaxt abschlug.

Die Kahne, oder großen öffentlichen Herbergen, wo in einem drey Stockwerke hohen, im Viereck gebauten, und mit Mauer und Kolonade umgebenen steinernen Gebäude die Kaufleute aus dem ganzen Reiche, die mit Karavannen reisen, für sich und ihre Waaren Aufnahme finden, gehören zu den sehr lobenswürdigen öffentlichen Anstalten. Eben so sind die Bozars oder Marktplätze bemerkenswerth. Es sind abgesonderte große gewölbte Plätze oder Kaufhäuser, wo Türken, Juden, Griechen und Armenier ihren Handel treiben. Die prächtigen Bäder gereichen den Einwohnern zur Bequemlich-



*Ansicht des Serails.*



keit und der Stadt zur Zierde. Kaffeehäuser sind in Menge vorhanden, gewöhnlich licht und auf chinesische Manier verziert.

Eines der wichtigsten Denkmähler, so noch aus den ältern Zeiten vorhanden ist, ist die große Wasserleitung. Ein wahrhaft kaiserliches Werk. Sie verbindet den dritten und vierten von den sieben Hügeln, worauf Konstantinopel gebauet ist durch mehr als vierzig Arkaden, ist äußerst massiv, und durch sie wird der Bach Hydrule aus dem Dorfe Belgrad geleitet. Ihr Urheber ist der griechische Kaiser Valens, welcher die Mauer der Stadt Chalcedon, die sich ihm widersetzt hatte, abbrechen, die Steine hierher bringen, und dieses herrliche Werk davon erbauen ließ. In der Folge näherte es sich mehrmahl dem Untergange, aber Kaiser Justinian der jüngere wurde im Jahr 570 sein Wiederhersteller, und als der türkische Sultan Solimann der prächtige, alle Wasserleitungen in Konstantinopel in einen bessern Stand setzen ließ, wurde auch diese Wasserleitung fast von Grund aus wieder hergestellt.

Diese Wasserleitung haben die türkischen Sultane dazu benutzt eine große Menge von Brunnen herzustellen, und dadurch Konstantinopel mit Wasser hinlänglich zu versehen, woran es sonst sehr gefehlt haben würde. Diese Brunnen sind niedrige viereckige Gebäude mit Röhren an jeder Seite, und mit eisernen Bechern, aus denen der vorübergehende einen erquickenden Trunk nehmen kann. Die Dächer sind von Bley, das Ganze ist chinesisches geziert, reich verguldet, sehr bunt gemahlt und mit Versen beschrieben.

Eine andere ebenfalls aus den ältern Zeiten vorhandene Merkwürdigkeit sind die ungeheuren Cisternen, welche zu Wasserbehältnissen dienen und mit vielen Säulen versehen sind. Eine davon, die noch vom Kaiser Konstantin herührt, hat eine Arkade, welche von einer Menge Gransäulen mit schön gearbeiteten Piedestalen und korinthischen Kapitälern getragen wird. In einer, wo jetzt Seidenspinner arbeiten, sind 212 Säulen, und die Türken nennen sie die tausend und eine Kolonne.

Von ältern Denkmählern sind außer diesen prächtigen Werken noch die Trümmer des ehemaligen Pallastes der griechischen Kaiser, dann Überreste von drey herrlichen Säulen, stolze Denkmähler griechischer Triumphe vorhanden. Das übrige hat die Zeit oder die Barbarey zerstört, oder es ist zu einem neuen Werke verwendet worden.

Das älteste türkische Gebäude ist das Eski Serail oder der alte Pallast, welcher mitten in der Stadt auf dem dritten Hügel steht, und mit einer hohen Mauer umgeben ist, die fast eine viertel deutsche Meile im Umfange hat. Mahomed II. erbaute oder bewohnte ihn wenigstens und als er ihn in der Folge mit dem neuen Serail vertauschte; wurde er der Harem der verstorbenen Sultane oder der Aufenthaltsort ihrer hinterlassenen Weiber. Diese werden gleich nach seinem Tode hieher gebracht und leben nachher von aller Welt abgesondert. Nur die Mutter eines Prinzen darf ihren Sohn an jedem Bairamfeste sehen. Sobald aber einer von den Prinzen zur Regierung gelangt, verläßt seine Mutter diesen Ort wieder, und hat nachher als königliche Mutter unter dem Nahmen Valida Sultan gewöhnlich großen Einfluß bey Hofe.

Von neuern Gebäuden sind vorzüglich die Bäder zu bemerken. Man zählt in Konstantinopel 130 solche Badhäuser. Das Baden geschieht aber bey den Türken nicht wie bey uns, indem man seinen Leib in das Wasser eintaucht, sondern auf eine ganz eigene Art. Die Hamans oder Bäder bestehen gewöhnlich aus zwey Zimmern, wovon eines zum Aus- und Ankleiden, das andere aber zu dem sogenannten Bade dient. Dieses ist durch unsichtbare Öfen zu einer beträchtlichen Hitze gebracht. Mitten ist ein Marmornes Becken, worein sich der Badende setzt. Hier waschen ihn zwey Männer mit parfümirter Seife mittelst einer kameelharenen Bürste am ganzen Leibe ab. Dann kneten sie die Muskeln und dehnen die Gelenke, daß sie schnappen, als wenn man elektrisirt würde; das alles geschieht mit der äußersten Sauberkeit und Wohlanständigkeit. Darauf begiebt man sich in ein anderes Zimmer, wo rings an den Wänden Kissen liegen, auf die man sich legt und mit Kaffee und Rauchtack bedient wird. Erst nach einer Stunde wagt man es, ins Freye zu gehen.

Die Weiber baden sich gewöhnlich in Gesellschaft, wo oft mehrere Harems zugleich ein Bad besuchen, und während den Waschungen eigene Lieder singen. Die Bäder sind ein Lieblingsaufenthalt vornehmer Frauenzimmer, wo sie oft stundenlang bey angenehmen Unterhaltungen und Erfrisungen zubringen.

Überhaupt ist das Baden den Türken zur Religionspflicht gemacht. Besonders muß jede verheurathete Frau alle Donnerstage baden. Daher sind auch so viele öffentliche Bäder vorhanden, welche unentgeltlich sind, und blos für die ärmere Klasse der Muselmänner gehören.

Die Privatgebäude zeichnen sich nichts weniger als durch ihre Schönheit aus. Die Häuser der reichen Türken sind groß, aber haben kein schönes äußeres Ansehen. Im Innern ist der Harem der beste Theil und gewöhnlich von einem Hofe umgeben, in dessen Mitte sich ein Brunn befindet. Hier ist auch alles zu finden, was der Besitzer an Pracht und Bequemlichkeit zu verwenden im Stande ist. Die übrigen Häuser sind meistens elende hölzerne Buden. Daher sind auch die Feuersbrünste so häufig und so groß, wie man sie vielleicht nirgend in der Welt antrifft. Im Jahr 1633 brannten gegen 70,000 Häuser ab.

Die Zahl der Häuser in Konstantinopel wird auf sehr verschiedene Art angegeben. Fürst Kantemir gibt die ungeheure Zahl von 400,000 an. Einer von den neuesten Reisenden, und der sich durch seine richtigen Beobachtungen auszeichnet, der Engländer Dallaway, sagt, daß nach einem Verzeichniß des Stambuls Effendi, so viel als etwa Bürgermeister von Konstantinopel, 88,185 Häuser daselbst wären.

Eben so verschieden sind die Angaben von der Zahl der Einwohner. Es hat Schriftsteller gegeben, welche die Bevölkerung von Konstantinopel auf eine Million Einwohner geschätzt haben. Otter gibt ihre Zahl auf 800,000, Baltimore zwischen 7 bis 800,000 an. Andere behaupten es wären nicht viel über eine halbe Milliou vorhanden. Dallaway behauptet gar, daß sich nicht mehr als 400,000 Menschen daselbst befinden, und sagt daß die Hälfte davon aus Türken, der vierte Theil aus Griechen bestehe, den übrigen Theil machen die Armenier, Juden und Franken, wie man die Europäer dort nennet, aus. Alles kömmt darauf an, ob man Konstantinopel für sich allein betrachte, oder ob man die ansehnlichen Ortschaften, die man gewöhnlich unter dem Nahmen der Vorstädte begreift, mit dazu rechnet. Im letztern Fall macht Konstantinopel freylich nicht eine Stadt, sondern einen Klumpen von verschiedenen, beynahe zusammen hängenden Städten aus, und alsdann mag freylich die Volksmenge desselben sehr groß seyn.

Diese Ortschaften, welche viel schöner als Konstantinopel selbst sind, befinden sich gleich außer den Ringmauern der Stadt. Kyub ist ein schönes Dorf neben dem Hafen. Hier ist eine berühmte Moschee, wo die größten Heiligthümer des türkischen Reiches aufbewahrt werden. Besonders ist darunter



das Schwert Osmanns, des Stiftern des osmannischen Reiches zu bemerken, das den Prinzen bey dem Antritt ihrer Regierung mit vielen Zeremonien umgürtet wird. Hier ist auch ein Landhaus des Sultans, mit einem nach europäischem Geschmacke angelegten Garten, verschiedene Palläste von Prinzessinnen der regierenden Familien und mehrere schöne Landhäuser von Privatpersonen.

Der Hafen, welcher das goldene Horn genannt wird, ist eine der schönsten Wassergegenden, die man sich nur denken kann. Er ist eine halbe Meile breit. Auf der einen Seite liegen die Kriegsschiffe, und auf der andern die Kauffartheschiffe. Das Wasser ist beständig mit Booten bedeckt. Von dem Hafen an ziehet sich längst der Meerenge gegen das schwarze Meer eine Reihe von Kiosks, oder Lusthäusern vornehmer und reicher Leute, Gärten, Wiesen, Weinberge, Wälder, Städte und Flecken hin.

Die Stadt Galata wird gewöhnlich als eine Vorstadt von Konstantinopel angesehen. Sie liegt jenseits des Meerbusens gerade gegen Konstantinopel über, an einer steilen Anhöhe. Sie ist mit alten Mauern und Thürmen umgeben und hat einen Umfang von einer deutschen Meile. Sie ist sehr stark bewohnt und der Sitz von einer Menge Kaufleute von allen Nationen. Türken, Griechen, Armenier, Juden, und besonders eine Menge von europäischen Kaufleuten sind hier anzutreffen. Die engen Gassen sind alle mit Läden voll europäischer Waaren besetzt. Die Griechen haben hier 6 Kirchen, die Katholiken drey, die Armenier einige, und seit dem Frieden von 1774 haben auch die Russen hier eine Kirche zur Ausübung des öffentlichen Gottesdienstes. Die Zitadelle oder der sogenannte Thurm Christi steht auf der Spitze eines Hügels und hat eine Höhe von 140 Fuß. Hier wird der Tocsin, oder die große Trommel angeschlagen, wenn in Konstantinopel Feuer ist. Zu Galata sind sehr viele Weinschenken, welche aber nur von Griechen und Armeniern gehalten werden dürfen, da den Türken der Gebrauch des Rebensaftes durch ihre Religion verbothen ist.

Pera wird ebenfalls als eine Vorstadt von Konstantinopel angesehen, sie ist aber eigentlich eine Stadt bey Galata, und sieht eher als Vorstadt von dieser Stadt aus. Sie liegt auf einem erhabenen Hügel und hat eine Länge von einer viertel Meile. Hier ist der Sitz der christlichen Abgesandten und Residenten, welche große Vorrechte von der Pforte genießen und von hier aus ihre Geschäfte mit derselben betreiben. Dieses geschieht entweder schrift-

lich durch Memoriale, welche Donnerstags, als am Sitzungstage des Divans durch den Dragomann, oder Dollmetscher der Gesandtschaft überreicht werden, oder mündlich durch den Gesandten selbst. Im letztern Falle hat er eine Privatzusammenkunft mit dem Reis-Effendi in einem Kiosk am Bosphorus, genannt Bebeck Serai. Ausser den Gesandtschaften und den unter ihrem Schutze stehenden Personen wird Pera auch von vornehmen Türken, Griechen, Armeniern bewohnt, welche durch die gute Luft, die schöne Aussicht, und die freyere europäische Lebensart, welche daselbst herrscht, hingezo- gen werden.

In Pera sieht man mehrere prächtige Palläste, worunter sich besonders der ehemahlige venetianische, der französische und schwedische auszeichnen. Die Katholiken haben hier einen Erzbischof, 5 schöne Kirchen und einige Klöster. In den Häusern des schwedischen Gesandten wird evangelisch-lutherischer Gottesdienst gehalten. Die Engländer und Holländer haben in den Häusern ihrer Gesandten ebenfalls eigene Kapellen. Die Türken haben hier eine merkwürdige Schule, Medresse, wo 500 der hoffnungvollsten Knaben für die Dienste des Serails gebildet werden. Jeder Türke kann seine Söhne, wenn sie die gehörigen Fähigkeiten besitzen, unterbringen, und der Sultan wählt jährlich einige von ihnen bey einem Besuche, den er abstattet. Die Deutschen und Franzosen unterhalten Seminarien für die jungen Leute aus ihrem Lande, welche in Sprachen unterrichtet und zu künftigen Dragomanns gebildet werden. Manche lernen mit vieler Geläufigkeit 6 bis 8 Sprachen sprechen. Dallaway meint Pera könne täglich mit dem Thurm zu Babel verglichen werden, in Absicht auf die Menge und nicht selten auf die Verwirrung der Sprachen. Auch hier sind wie in Galata eine Menge Weinschenken anzutreffen.

Top Hana ist eine Vorstadt am entgegen stehenden Ufer des Hafens. Sie enthält ein großes Gebäude, wo die Kanonen gegossen werden und sich das Arsenal befindet, dann eine schöne Moschee, das Zollhaus, eine Reihe Kaffeehäuser und einen schönen gezierten Brunn. Von hier genießet man einer herrlichen Aussicht auf das Serail, die Stadt Konstantinopel, Galata und Pera.

Eben so rechnen einige auch Bujukdereh ein sehr schönes Dorf mit vielen Landsitzen der Personen vom diplomatischen Korps unter die Vorstädte von Konstantiopol.

Mitten im Bosphorus oder der Meerenge, welche beyde Meere mit einander verbindet, stehen zwey Schlösser gegen einander über, dort wo die entgegengesetzten Küsten einander am nächsten kommen. Als Darius mit seinem ungeheuren Heere Griechenland überzog, liefs er an dieser Stelle eine so feste Schiffbrücke über diese Meere bauen, daß die ganze persische Armee darüber gehen konnte. In den spätern Zeiten des Mittelalters giengen an dieser nähmlichen Stelle die Kreuzfahrer und Sarazenen aus einem Welttheil in den andern über. Diese beyden Schlösser wurden von den griechischen Kaisern angelegt, aber von den osmannischen Sultanen Mahomet I. und Mahomet II. aufs neue befestiget und von hier aus wurde auch dem griechischen Reihe ein Ende gemacht. Itz nennt man sie Thürme der Vergessenheit, weil sie schon seit langer Zeit zu Staatsgefängnissen dienen, wo gewöhnlich die Gefangenen entweder strangulirt oder lebenslänglich aufbewahrt werden.

Außer diesen sind noch zwey andere Schlösser, welche von den griechischen Kaisern zur Vertheidigung der Stadt und der Meeresstrasse angelegt wurden, und gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts legte Baron Tott auf Befehl des Sultan Abdul Hamid, aus Furcht für den Russen Festungswerke nach europäischer Art an.

Zuletzt müssen wir noch die Stadt Skutari anführen, welche mit zu dem grossen Ganzen gehört, das die konstantinopolitanische Welt ausmacht. Sie liegt am jenseitigen Ufer an der Küste von Asien, hiefs in den ältern Zeiten Chrysopolis und war viel glänzender als itzt. Aber noch gegenwärtig ist sie stark bewohnt. Hier hat der persische Gesandte seinen Sitz, welcher eben so wenig wie die europäischen Gesandten in Konstantinopel wohnen darf. Hier halten sich auch viele Staatsbeamte auf, welche entweder in Ungnade gefallen sind, oder sich freywillig in die Ruhe des Privatlebens begeben wollen.

Rings um Skutari liegen eine Menge Begräbnisplätze unter melancholischen, aber schönen und schattichten Cypressenhainen. Sie erstrecken sich mehrere Meilen weit, denn sie dienen nicht bloß den Einwohnern von Skutari zum Begräbnis, sondern auch den vornehmsten Einwohnern von Konstantinopel. Die Türken haben eine Prophezeihung, daß Konstantinopel noch einmal werde erobert werden. Daher lassen sie sich in Asien begraben, damit ihre Leiber nicht in die Hände der Ungläubigen fallen mögen. Denn Asien glauben sie, werde als das eigentliche Land der Rechtgläubigen, dieses Schicksal nicht haben.

Bey Skutari versammeln sich auch alle Jahre die Pilger, welche die große Karavane ausmachen, die nach Mekka auf Kosten des Sultans wallfahrtet, um das Grab des Propheten zu besuchen. Sie halten sich hier wochenlang auf, ehe sie ausziehen und verrichten allerhand sonderbare Ceremonien.

---

## Das Serail zu Konstantinopel.

Das Serail oder der Pallast der türkischen Sultane liegt an der äußersten Spitze desjenigen Dreyecks, worauf Konstantinopel erbauet ist, nahe an dem Kanal und Hafen, und ist von der Stadt selbst durch eine hohe Mauer abge sondert. Es hat seine Benennung von Serai, welches im türkischen einen Pallast bedeutet. Es wurde von Mahomed II. nach der Einnahme von Konstantinopel erbaut und im Jahr 1478 vollendet, aber seine Nachfolger vergrößerten es ungemeyn.

Es ist nicht ein einziger Pallast, sondern eine ganze Stadt von Pallästen, welche in einem unregelmäßigen, beynahe eine deutsche Meile im Umfange begreifenden Raume, eine ganze Reihe von Wohngebäuden, Bädern, Moscheen, Kiosks, Gärten und Cypressenhainen enthält. Die Menge von prächtigen und glänzenden Kuppeln und Zinnen, die sich in die Lüfte erheben, untermischt mit niedrigen Gebäuden, Bäumen und andern theils durch Kunst theils durch Natur hervorgebrachten Gegenständen, bilden ein Ganzes, welches jeden, der es das erste Mahl sieht, überrascht und alle Beschreibung übertrifft.

Der Haupteingang in das Serail ist von Marmor, hat aber sonst keine architektonische Schönheit, denn es ist eine plumpe Masse, wie ein Bastion gestaltet. Sein Erbauer war Mahomed II. im Jahr 1478. Man hat ihm verschiedene, meistens ausschweifende Nahmen beygelegt, der gewöhnlichste und bekannteste darunter aber ist Baba-hanajum oder die hohe Pforte. Von dieser Benennung hat man in der Folge dem ganzen türkischen Reiche den

Nahmen der hohen Pforte beygelegt, welchen sie noch gegenwärtig führt. An dieser Pforte werden die Köpfe der Staatsverbrecher drey Tage lang ausgestellt, mit einer Überschrift, welche die Ursache ihres Todes enthält. Hier befinden sich auch die großen Mörser in der Erde eingegraben, welche für die Mufti's oder Oberhäupter der Religion, bestimmt waren, die hier, wenn sie ein Verbrechen begiengen, auf eine von den Profanen ausgezeichnete Art, durch zerstoßen hingerichtet wurden.

Durch diesen Eingang kömmt man in den ersten Hof, einen weiten, unregelmäßigen Platz, der einst Forum Augusti hieß. Mitten ist ein reich verzierter Brunn mit vielen Versen, welche von der eigenen Erfindung seines Erbauers, Achmets II., herrühren. An den Seiten sind einige ansehnliche Gebäude als das Krankenhaus, die Taraphana oder Münze, der Divan des Veziers und das Zeughaus. Letzteres war einst die Irenenkirche, welche schon von Konstantin soll erbaut worden seyn, und wo Theodosius das zweyte allgemeine Concilium hielt. Hier sind sehr viele Sehenswürdigkeiten enthalten, z. B. das römische Belagerungsgeschütz, welches der Kaiser Alexius im Jahr 1097 bey der Belagerung von Nicäa brauchte; die Waffen und Rüstung der Kreuzfahrer, welche unter Gottfried von Bouillon Konstantinopel einnahmen; eine Menge Trophäen, welche die Türken während dem Laufe ihrer siegreichen Periode erobert haben, und dergleichen historische und andere Merkwürdigkeiten. Hier wird auch das Sanjak Scherife, oder die Fahne Mahomeds aufbewahrt. Dieses berühmte Panier des türkischen Reiches ist schon mehrmahl verloren gegangen und doch noch immer vorhanden. Die Sache gieng ohne Wunderwerk zu. Man schneidet nämlich von der ächten Originalfahne einen schmahlen Streifen ab, näht ihn an eine andere Fahne von derselben Farbe, und behält das Original, während diese Kopie, so oft es nöthig ist, erneuert wird, und zu Felde zieht.

Von dem ersten Hofe kömmt man durch ein Thor, welches Babo Selam oder das Thor des Wohlseyns genannt wird, in den zweyten Hof. Dieser heißt der Hof des Divans, weil sich hier das Gebäude befindet, wo sich der Divan oder Staatsrath in einem großen Saale versammelt. Außerdem sind hier noch die Küche, die Schatzkammer und der Marstall. Hier ist auch ein schönes Denkmahl des Alterthums zu sehen, eine schlank gearbeitete Säule nach korinthischer Ordnung mit einer Innschrift. Auf dieser Säule befand sich im Jahr 322 die Statue Theodosius I. welche ihm zu Ehren errichtet wurde, als der Anführer der Gothen nach Konstantinopel kam, um Frieden zu bitten.



Die Sophienkirche.



Von dem zweyten Hof kömmt man durch das Thor Baba Sadi oder Thor der Glückseligkeit in das eigentliche Serail, welches gegen Norden daran stößt. Hier führt ein bedeckter Gang in das Audienzzimmer des Sultans, wo derselbe die Ambassadeurs auswärtiger Mächte in Person annimmt. Dieses Audienzzimmer ist zwar sehr prächtig, aber ziemlich klein und dunkel. Hier ist der Thron unter einem Baldachin von Sammt, reich mit Juwelen besetzt. In einer Nische neben dem Throne sind viele Turbans zu sehen, die der Sultan zwar niemahl trägt, aber die mit den kostbarsten Diamanten besetzt sind. Besonders ist einer von diesen Steinen von vorzüglicher Größe, welcher unter den Ruinen des Pallastes der griechischen Kaiser von einem armen Knaben gefunden wurde. Auf dem Throne sitzt der Sultan gewöhnlich einige Minuten, wenn er die Komplimente auswärtiger Fürsten anhört.

Bis hieher kommen die Abgesandten, weiter aber ist den Fremden der Zugang zum Serail nicht erlaubt. Manchmal findet aber doch ein neugieriger Reisender bisweilen für Geld und auf andere Weise Gelegenheit, die inneren Zimmer, in Abwesenheit des sultanischen Harems zu sehen. Wenn es auch möglich wäre, diesen weitläufigen Theil des Serails genau zu untersuchen, so wäre es doch schwer eine deutliche Beschreibung davon zu geben. Die Gebäude liegen in einer prachtvollen Unordnung zerstreut. Bäder von Marmor und Porcellain, reiche Kiosks, schöne Gärten und dergleichen füllen diesen großen Raum aus. Näher gegen die Küsten des Meeres sind die Kiosks, wohin sich die Damen begeben, mit herrlichen Blumengärten, nach türkischem Geschmacke, und mit grünen Terrassen auf hohen Wällen, welche die herrlichsten Aussichten auf das Meer, die asiatische Küste, und auf die zunächst gelegenen europäischen schönen Ortschaften besitzen. Auch ist hier die kaiserliche Reitbahn; der große Kiosk, den der Sultan dann und wann besucht, und der auf prächtigen Kolonaden ruht, und mit eingelegtem Marmor getäfelt ist; ein prächtiger Garten, der in den neuern Zeiten nach europäischen Geschmacke angelegt wurde; und andere dergleichen Herrlichkeiten zu sehen.

Von dem Innern dieser Gebäude macht Dallaway folgende Beschreibung: „Die Prunkzimmer sind einander alle sehr ähnlich. Rund um den Fußboden hin liegt das Sopha; Teppiche und Spiegel machen die Hauptverzierungen aus. In denen, die für den Sommeraufenthalt bestimmt sind, be-



finden sich marmorne Springbrunnen, welche Kühlung verbreiten. Das Rieseln des Wassers ist eine angenehme Musik für das Ohr der Türken."

„Nicht die Schönheit und Manigfaltigkeit der Meublen, sondern die Pracht derselben ist es, welche das Serail auszeichnet. Wolle und Baumwolle wird hier durch Seide und Gold ersetzt; alles ist mit Juwelen und Perlen gestickt. Die Wände sind mit Jaspis, Perlmutter und Elfenbein ausgelegt. Der Anblick solches überladenen Zeugs erregt eher Staunen als Wohlgefallen. Der Türk häuft, weiß aber nicht zu ordnen, und geschmackvolle Anordnung der Gegenstände, die allein wahrhaft reizt, und nach welcher man an europäischen Höfen so vorzüglich trachtet, ist ihm gänzlich unbekannt und aus Hochmuth verächtlich. „Ein Haus voll Kostbarkeiten" reich verziert, ohne Zierde des Geschmacks und der Auswahl — das ist alles, was ein Türk begreifen kann."

„Wir dürfen nicht vergessen, daß Werke der bildenden Kunst, denen die europäischen Palläste ihre schönste Pracht verdanken, durch die ersten Grundsätze des Mahometanismus streng verboten sind. Gemälde und Werke der Bildhauerkunst werden in ihr für gröbliche Profanationen der Gottheit und dessen, was sie geschaffen hat, erklärt."

In dem Serail wird ein außerordentlich großer Schatz aufbewahrt. Der Grund dazu wurde durch den Schatz der griechischen Kaiser gelegt, welchen Mahomet II. bey der Eroberung von Konstantinopel fand. Seit dieser Zeit wurde er durch alle nachfolgende Sultane vermehrt. Die Türken haben auch eine so hohe Meinung von seinem Werthe, daß sie glauben, er sey über alle Berechnung erhaben.

Auch ein litterarischer Schatz ist in dem Serail vorhanden, welcher aber eben so wenig wie der Metallschatz benutzt wird. Die Bibliothek welche noch aus den Zeiten der griechischen Kaiser her stammt, und wahrscheinlich Manuscripte von der äußersten Wichtigkeit enthält, ist schlechterdings für jeden Europäer unzugänglich, weil sie im Innern des Serails aufbewahrt wird. Hundert zwanzig Manuscripte in Folio welche noch von Konstantin herrühren und das neue Testament, nebst Comentarien darüber enthalten, sind das einzige, was von Türken mit gebührender Ehrfurcht betrachtet wird. Eine Menge griechischer, lateinischer und orientalischer Manuscripte liegen ohne

Ordnung und ohne Verzeichniß umher. Unter diesen sollen, wie man behauptet ein vollständiges Exemplar vom Livius und eines vom Diodorus Siculus mit allen für uns verlorenen Büchern enthalten seyn.

Das Serail hat mehr als 6000 Bewohner, von denen 500 Frauen sind. Dalway macht folgende Beschreibung von dem Harem des Großherrn. „Wenn der Sultan zur Regierung gelangt, beschenken ihn die Großen mit jungfräulichen Sklavinnen, von denen sie hoffen, daß sie ihre Patroninnen werden sollen. Von diesen werden sechs ausgewählt, die den Titel Kadinus führen: der letzte Sultan, Abdülhamid, fügte eine siebente hinzu. Welche von ihnen zuerst dem Reiche einen Erben giebt, wird Sultaninn Favorite und erhält den Titel Hasseky Sultan. Von allen Frauen des Sultans behauptet die Kadinus mehrentheils ausschliessend das Recht, dem Reiche Erben zu geben: bey den andern sucht man durch die abscheulichsten Mittel die Fruchtbarkeit gewaltsam zu verhindern. Stirbt das Kind der ersten Hasseky-Sultan, so ist ihr Vorzug verloren. Es ist ein Märchen, daß die Frauen in einer Reihe stehen, und der Sultan der erwählten das Schnupftuch zuwirft. Seine Wahl wird alle-mahl von Kislarağa (dem Vorsteher der schwarzen Verschnittenen) der Gewählten officiell bekannt gemacht.“

„So sehr hängen die Meinungen der Menschen von der Erziehung und der Gewohnheit ab, daß die Frauen des Serail sich für höchst glücklich halten. Mahomet befahl, daß die Weiber nicht wie vernünftige Geschöpfe behandelt werden sollten, damit sie nicht auf gleiche Rechte mit den Männern Anspruch machten. Dies System hatten aber seine Anhänger schon längst beobachtet; es war im ganzen Orient herrschend: man kann ihn daher nicht beschuldigen, daß er es sey, der die Hälfte des Menschengeschlechtes um ihre Freyheit brachte. Im ganzen türkischen Reiche sind die Weiber nichts als gosse Kinder: kindisch in ihren Spielen und Zeitvertreiben; in ihren Wünschen, in ihrer Unfähigkeit, über sich selbst zu disponiren; es sind willenlose Geschöpfe, die zu nichts als zur Geschlechtsbestimmung und zur Üppigkeit da sind. Doch kann keines unserer Vorurtheile von den Meinungen der Türken ungegründeter seyn, als daß sie glauben sollten, die Weiber haben keine Seelen: im Gegentheil verspricht ihnen der Koran, daß sie mit allen Reitzen ewiger Jugend und fleckenloser Jungfräulichkeit wieder erwachen, und daß sie, gewiß für viele nicht die kleinste Wonne des Paradieses; nicht wieder mit ihren vorigen Männern,

sondern mit ächten Muselmännern nach der Huld des Propheten werden verbunden werden."

„Die Frauen des Serail sind meist georgische und tscherkassische Sklavinnen, die aus allen, welche entweder besonders gekauft, oder auf dem Avret Bazar (Weibermarkt) ausgestellt sind, ausgewählt werden. Andere, als sehr junge Kinder werden nicht gewählt. Man kann leicht denken, daß es auf Erden keinen Ort giebt, wo eine solche Auswahl der größten Schönheiten vereinigt ist, als hier."

„Diese Mädchen werden sehr sorgfältig erzogen: sie lernen tanzen, jedoch mit mehr Üppigkeit, als Anmuth; sie singen, spielen das Tambourin, eine Art Zither, und manche sticken vortrefflich. Ihre Erziehung ist das Werk älterer Frauen: neuerdings sind auch einige griechische Lehrerinnen für die Harfe und das Pianoforte angenommen worden, die diese Instrumente erst selbst lernen mußten, um den Geschmack des Sultans, der alles europäische geradezu vorzieht, zu befriedigen. Unter den genannten 500 Frauen bestimmt der Kislaraga den Rang. Einige werden durch ihr Alter unfähig, vor dem Sultan zu erscheinen; vier werden als seine wirkliche Gemahlinnen betrachtet, deren er eigentlich sieben haben darf: allein die Zahl seiner Beyschläferinnen ist nicht eingeschränkt, sie hängt von seinem Wunsche ab. Die Obersten dieser Frauen kürzen die Zeit mit Belustigungen, bey denen sie auf ihrem Sopha sitzen können. Die prächtigsten Kleider mehrmahls des Tages wechseln, reich aufgeputzte Zimmer bewohnen, sich von den Geringeren Respekt erweisen lassen — das ist es, worinn ihre Glückseligkeit besteht — in der That die höchste, die sich eine Türkin wünscht, oder die sie zu genießen fähig ist."

„Bisweilen erhalten sie als eine Gnade die Erlaubniß, die Kiosks am Meere zu besuchen, welches den Policyofficieren gemeldet wird, damit kein Schiff sich dem Serail zu sehr nähere. Alle Sommer besucht der Sultan seine Landhäuser nach der Reihe auf ein Paar Tage mit seinem Harem: alsdann sind alle Wege vier bis 5 Meilen im Umkreis von rauhen Bostandjis, Leibgardisten des Sultans, besetzt, damit kein männliches Geschöpf ihnen zu nahe komme."

„Ihre Unterhaltung ist ganz das Geschäft ihrer Sklavinnen: sie lehnen stundenlang auf ihren Sophas und sehen den Tänzen und Possenspielen dieser

letztern zu: das ist ihre ganze Belustigung. Bisweilen erhalten sie Besuch von griechischen oder fränkischen Damen, deren Männer mit der Pforte als Kaufleute oder Dolmetscher verbunden sind, unter dem Vorwande, ihnen europäische Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Dies ist denn die einzige Gelegenheit, etwas von ihnen und dem Innern des Serails überhaupt zu erfahren."

Übrigens ist das Serail eine kleine Welt, die ihre Sprache, Gebräuche und Moden für sich hat, die von denen der Hauptstadt und des ganzen Reiches sehr verschieden sind. Die Hofleute beyder Geschlechter reden die zierlichste Sprache im Orient. Hier ist der Mittelpunkt der türkischen Politik. Der Sultan ist zwar ein unumschränkter Beherrscher, allein als Kalife oder Nachfolger des Propheten wird er doch durch die Religion beschränkt. Der Mufti hat das Recht, ihn dreymahl im Nahmen des Volkes zu ermahnen. Man hat Beyspiele, daß wenn er bey ungerechtem und gewaltsamen Verfahren die Ermahnung verächtet hat, er abgesetzt, verhaftet, ja selbst hingerichtet wurde. Seine Einkünfte, welche mit den Staatseinkünften des Reiches keinen Zusammenhang haben, belaufen sich auf sechzehn Millionen Piaster oder beyläufig 18 Millionen Gulden. Hiezu kommt noch der ungeheure Schatz, über den er, wenn Bedürfnisse eintreten, disponiren kann.

Der Staatsrath oder Divan wird in dem zweyten Hofe des Serails gehalten. Die Mitglieder davon sind der Großvezier, welcher den Vorsitz hat, der Kadiläskier von Romili oder Europa, der Kadiläskier von Anadoli oder Asien, der Defterdar, oder Großschatzmeister, der Reichseffendi, oder Reichskanzler und die Vorsteher der Rentkammer und vom Kriegsstand der Janitscharenäga, der Kapudan Bascha, oder Großadmiral und andere mehr. Der Mufti ist nur alsdann gegenwärtig, wenn er ausdrücklich bestellt wird. Der Sultan höret aus einem Nebenzimmer den Verhandlungen zu, aus welchen er durch ein Gitterfenster in den Divan sehen kann.

Die Hausofficiere des Serails sind sehr zahlreich. Der vornehmste darunter ist der Kislaraga, oder der Oberste der schwarzen Verschnittenen, unter dem 400 jener traurigen Geschöpfe stehen, welche in ihrer Kindheit völlig entmannt, und wovon die häßlichsten Neger als die beliebtesten zum Dienste des Harems ausgewählt werden. Denn ist der Kapyn Baschi, der die weisen Verschnittenen, welche mit unsern europäischen Castraten Ähnlichkeit haben, kommandirt. Beyde haben die Aufsicht über den Harem und über die

jungen Leute, welche in dem Serail erzogen werden, und zu künftigen Regenten der Provinzen, oder zu ansehnlichen Staatsbeamten bestimmt sind.

## Die Sophienkirche.

Die drey herrlichsten Gotteshäuser in der Welt sind die Peterskirche in Rom, die Paulskirche in London und die Sophienkirche in Konstantinopel. Letztere ist die älteste von allen und diente gewissermaßen den prächtigsten Kirchen zum Modelle. Konstantin der erste christliche Kaiser und Erbauer von Konstantinopel baute in dieser seiner neuen Residenzstadt die erste Kirche, welche der geoffenbarten Weisheit gewidmet war. Daher entstand der Name Sophia, welcher so viel als Weisheit im Griechischen bedeutet. In einem Volksaufstand unter dem Kaiser Justinian wurde diese Kirche verbrannt. Nachher legte dieser Kaiser den Grund zu der jetzigen Kirche, welche in dem sehr kurzen Zeitraum von acht Jahren und fünf Monathen vollendet wurde. Der Baumeister davon war Anthemius von Tralles, der berühmteste Architekt seiner Zeit und sein Gehülfe Isidorus von Miletus. Das ganze Gebäude soll 320,000 Pfund Gold gekostet haben, einige andre Schriftsteller behaupten aber, es wären nur eben so viel Pfund Silber darunter zu verstehen, welches freilich einen merklichen Unterschied verursacht.

Nach dem Berichte des Prokopius wurden die herrlichen Säulen von grünen Jaspis, welche dem berühmten Dianentempel zu Ephesus, den die Alten unter die sieben Wunderwerke der Welt zählten; zur Zierde dienten, auf Befehl des Kaisers Justinian zum Bau der Sophienkirche verwendet. Zu dem Dache der Kuppel ließ er die bleiernen Röhren nehmen, wodurch das meiste Wasser in die Stadt geleitet wurde. Auch die silberne Statue des Theodosius, welche 7400 Pfund wog, wurde zum Behuf dieses Baues eingeschmolzen.

Was aber am wenigsten lobenswürdig war ist der Umstand, daß er zur Bestreitung der Kosten, welche der Bau forderte, auch die Besoldungen einzog, welche die öffentlichen Lehrer des Reiches genossen hatten. Als der Bau vollendet war, soll er so vergnügt gewesen seyn, daß er ausrief: „Salomo, ich habe dich übertroffen!“

Dieses prächtige Gebäude wurde mehrmahl durch Erdbeben stark verwüstet, aber immer wieder hergestellt. Es war durch die ganze Zeit seiner Dauer der Stolz des griechischen Reiches. Die Byzantinischen Schriftsteller waren unerschöpflich in dem Ruhme dieses Tempels, den sie allen Tempeln in der Welt weit vorzogen.

Als Mahomed II. Konstantinopel erobert hatte, verfügte er sich in die Sophienkirche. Er setzte sich mit kreuzweis überschlagenen Beinen, nach Art der Türken, vor dem Hochaltar nieder, und verrichtete sein Gebeth. Dann befahl er den Altar niederzureißen, und liefs an einem Pfeiler, wo vorher der Thron des griechischen Patriarchen stand, eine mit arabischen Charakteren bezeichnete Tapet, die einst ein Vorhang in der Moschee zu Meka gewesen war, aufhängen. So wurde diese christliche Kirche zum Islamismus eingeweiht. Als türkische Moschee steht sie bey den Osmanen in eben solcher Verehrung wie vorher als Kirche bey den Christen. Alle nachfolgende Moscheen wurden größtentheils nach dem Muster der Sophienkirche gebaut. In dieser Achtung bey Christen und Türken steht dieses herrliche Gebäude des Erdbodens zu Rivalen.

Das merkwürdigste an der Sophienkirche ist die Kuppel. Die Idee dazu entlehnte ihr Baumeister Anthemius von den Alten, bey denen sphärische Tempel nicht ungewöhnlich waren: daß er sie aber auf eine Zwischenbasis von vier Arcaden gründete, und so in demselben Grundriß das Viereck und die Cirkelform vereinigte, ist sein eigener Gedanke. Die Christen waren gewohnt ihren Kirchen die Form eines Kreuzes zu geben: Anthemius wählte ein Kreuz mit vier gleichen Branchen, wodurch er sehr glücklich den Grundriß zur Kuppel passen machte: denn indem so das Gebäude von innen volles Licht und Anmuth behält, gewährt es von aussen den Anblick der reinsten und schönsten Verhältnisse.

Der erste Versuch, eine Kuppel von so ungeheurer Ausdehnung zu wölben, war fruchtlos: 21 Jahre nach der Einweihung im Jahr 558 wurde sie durch ein Erdbeben fast ganz wieder eingestürzt. Der noch regierende Kaiser Justinian gab einem Anverwandten des Isidorus, welcher bey dem ersten Baumeister Gehülfe war, den Auftrag sie wieder herzustellen. Dieser zweyte Isidorus machte sie um 20 Fufs höher, als sie vorher war, und veränderte die Cirkelform in eine eliptische. Um sie zu unterstützen, stellte er an die äussersten Enden gegen Norden und Süden vier Säulen von Granit, deren Schaft 4 Fufs lang ist, führte auf jenen eine Wölbung und auf dieser eine Mauer auf, die sechs kürzere Säulen trug: so vernichtete er die Wirkung des griechischen Kreuzes, indem zwey Branchen kürzer wurden.

Von Aussen macht die Kirche bey weiten nicht den grossen Eindruck, wie von Innen. Man sieht nichts als einen Haufen unscheinbarer Massen. Die vielen ungleichartigen Zusätze machen nichts zusammenhängendes aus. Diese Zusätze, welche das Hauptgebäude umkleiden, und seine einfache Schönheit verunstalten, sind theils Stützen theils Nebengebäude, welche in den spätern Zeiten aufgeführt wurden. Die Hauptstützen sind vier Gegenpfeiler, welche die Kuppel von aussen unterstützen, und so ungeheure Stücke sind, dafs sie wie vier sehr dicke Thürme aussehen. Nur die Kuppel erhebt sich majestätisch über das Ganze hin und giebt ihm ein prachtvolles Ansehen.

Eine andere Zierde des Äußern sind vier Minarehs, welche an den vier Seiten der Kirchenmauer, isolirt stehen, und dem Ganzen ein eigenthümliches Ansehen verschaffen. Dieses sind sehr hohe, runde Thürme, die wie Säulen gestaltet sind, und oben ganz spitzig zugehen. Unter der obern Spitze geht eine Gallerie herum, von welcher den Muselmännern täglich fünfmal die Stunden des Gebethes durch Ausrufung gewisser Formeln von den Kirchendienern angezeigt werden. Auf der Spitze ist der halbe Mond, als das Wapen des türkischen Reiches zu sehen. Diese Minareh, welches Wort im Arabischen eine Warte andeutet, sind bey allen Moscheen vorhanden. Die gewöhnlichen Moscheen haben nur ein Minareh, die kaiserlichen zwey, die Moschee zu Mecca aber und die Sophienkirche zu Konstantinopel haben vier. Nur Sultan Achmet hat seiner Moschee als eine besondere Vorzüglichkeit 6 Minarehs ertheilt, worüber aber der Ulemah oder geistliche Rath sehr entrüset wurde. Man nahm es ihm sehr übel dafs er zu seiner Moschee mehr solche Thürme bauen liefs, als selbst die Moschee zu Mekka hat, wo doch

das Grab des Propheten befindlich ist, und die man vor allen andern für heilig hält.

Der Eingang in dieses außerordentliche Gebäude verspricht nicht viel. Man kömmt zuerst in eine Halle, die ungefähr 6 Klaftern breit ist, und zur Zeit des griechischen Kaiserthums statt eines Vorhofes diente. An diesen stößt noch ein anderer Vorhof. Diese Vorhöfe dienten dazu, um diejenigen Christen abzusondern, welche entweder die heiligen Sakramente noch nicht empfangen hatten, oder eine öffentliche Kirchenstrafe auszustehen hatten. Aus den Vorhöfen führen 14 metallene mit erhabener Arbeit gezierte, ungemein prächtige Pforten in die Kirche selbst. Hier wird man nun durch einen Anblick überrascht, der alles übertrifft, was die Baukunst in dieser Art hervorgebracht hat. Das Innere der Sophienkirche macht noch einen größern Eindruck als selbst das Innere der Peterskirche zu Rom, und der Paulskirche zu London.

Das Schiff der Kirche wird durch die Kuppel gebildet. Diese hat eine so niedrige Wölbung, daß die senkrechte Linie des Mittelpunktes nicht mehr als den sechsten Theil des Durchmesser ausmacht, wodurch eine Flachheit zuwege gebracht wird, welche sehr große Wirkung macht. Der Umfang der Kuppel bildet ein Oval, dessen größte Länge 180, die größte Breite aber 115 Fuß hält. Rings herum geht eine dichte Reihe von Fenstern, in regelmässigen Zwischenräumen, wodurch das Ganze sein volles Licht erhält. Diese prächtige Wölbung ruht auf 4 Arkaden, die durch eben so viele Wölbungen verbunden sind, welche sich an das Hauptgewölbe anschließen. Diese bildet eine ungeheure Decke, ein Wunder der Kunst, dessen Wirkung so groß und erstaunend ist, daß man ein Werk zu sehen glaubt, dessen Schöpfung weit über menschliche Kräfte erhaben sey.

Die vier Pfeiler, worauf dieser majestätische Dom ruhet, sind von großen Werkstücken mit Kalk und Bley eingegossen, und mit eisernen Klammern befestiget. Jeder hat eine Dicke von beynahe acht Klaftern. Das Gemäuer ist von Ziegelsteinen, mit Marmor überkleidet.

Ringsherum geht eine Gallerie, welche 60 Fuß breit ist, die in den ältern Zeiten für die Weiber bestimmt war. Sie ruht auf 67 Säulen, wovon acht von Porphyr aus dem Tempel der Sonne zu Rom, und sechs von grünem Jaspis aus dem Dianentempel zu Ephesus genommen wurden. Über die



ser Gallerie, welche man auch die Gallerie des Konstantins nennt, ist noch eine kleinere angebracht. Sie ist vielmehr ein Geländer, wo nur eine einzige Person gehen kann, das rings um den Ansatz, oder den Kranz der Kuppel geht, und noch weiter oben in der Höhlung der Kuppel selbst ist ein zweytes Geländer von der Art angebracht.

An diesem Hauptdom, welcher das Schiff der Kirche ausmacht, schliessen sich noch zwey grössere und sechs kleinere Halbdome an. Der östlichste von diesen war ehemals das Sanktuarium. Hier sollen so viele und kostbare Messgewänder, Juwelen und andere Kostbarkeiten aufbewahrt gewesen seyn, daß ihr Werth über 10 Millionen Gulden nach heutigem Gelde ausgetragen habe. Jetzt befindet sich darinn die Höhlung, worinn der Alkoran liegt, und deren Lage nach Mekka hingerichtet ist. Hierher richten die Muselmänner, wenn sie beten, ihr Angesicht. Nicht weit davon ist der Thron des Mufti, auf mehreren Stufen, und eine Tribune, wo die Priester gewisse Gebete herlesen müssen.

Die ganze Kirche ist inwendig wie ein griechisches Kreuz gebaut und ist faßt viereckig. Ihre größte Länge beträgt 269 und die größte Breite 243 Fuß. Dieser große innere Raum hat nichts, wodurch der Blick aufgehalten würde, man kann alles unterscheidend sehen und der große Eindruck des Ganzen wird nicht durch Nebendinge unterbrochen.

Von den ehemahligen Herrlichkeiten der Sophienkirche ist nur sehr wenig mehr aufser dem Gebäude selbst vorhanden. Gegenwärtig fällt einem zuerst der prächtige Fußboden in die Augen, welcher mit Porphyrr und grünen Jaspis getäfelt und ganz mit den reichsten Teppichen überdeckt ist. Sitze und Bänke sind gar keine angebracht, denn nebst dem erwähnten Throne des Mufti ist nur eine Gallerie für den Sultan vorhanden, welche mit vergoldetem Gitterwerk umschlossen ist. Säulen sollen in allem 107 vorhanden seyn. Sie sind von Marmor, Porphyrr, grünem Jaspis, aber nicht nach der regelmäßigen Ordnung gestellt und nicht nach den schönsten griechischen Verhältnissen gebaut.

Die Verzierung der Kuppel ist noch aus den ältesten Zeiten. Sie ist von den Fenstern an, ganz mit Mosaik überkleidet, welche aus kleinen Stücken zusammen gesetzt ist, die den achten Theil eines Quadratzolls halten, und aus einer verglasten Masse bestehen, die Vitruvius Smaltum nennt. Es ist

schwer zu bestimmen, ob die Mosaik in Rom oder in Konstantinopel zuerst Mode geworden sey, so viel ist aber gewiß, daß sie an beyden Orten während der ersten christlichen Jahrhunderte im Gange war. Wahrscheinlich war sie schon vor dem Dome der Sophienkirche, welcher 575 fertig wurde, in Griechenland in Ausübung und diese Kunst kam vielleicht erst von Konstantinopel nach Rom. Diese Mosaik in der Kuppel sowohl als in dem Gewölbe einer kleinern Kapelle, welche an die Kirche anstößt, fällt vor Alter nach und nach herunter, und wird von den mindern Offizianten der Moschee an Reisende und an abergläubige Griechen verkauft. Sonst sind noch aus den alten Zeiten in der Kuppel vier kolossalische Seraphine vorhanden, denen aber die Türken die Gesichter verstümmelt haben.

Die Zeit und die Andacht der Türken haben den vormaligen Glanz der Colonnen verwischt. Sie sind zum Theil mit Kalk überklebt, und mit großen Tafeln behangen, worauf die Nahmen Gottes, des Propheten, und der vier ersten Kalifen, Ebubekir, Omar, Osmin, und Hali mit arabischen Buchstaben geschrieben stehen. Unzählige Lampen von buntem Glase, Kristallkugeln, Strausseneyer und goldene und silberne Zierrathen hängen vom Dom in dem freyen Raume der Kirche herab, und beschreiben einen Kreis, in welchem mehrere kleine Kreise eingeschlossen sind. Wenn sie beleuchtet werden, welches besonders zur Zeit des Ramezan geschieht, so gewährt dieses einen unvergleichlichen Anblick in diesem unermesslichen Gewölbe.

Die Sophienkirche hat sehr ansehnliche Einkünfte, welche sich jährlich auf mehrere hundert tausend Gulden belaufen sollen. Der Fond dazu ist eine Art von Lehen, Vacuf genannt, welches unsern Kirchenlehen nicht unähnlich ist. In der ganzen Turkey sind solche Vacufs, die von der Hand der Regierung nicht angetastet werden dürfen. Jeder Unterthan kann nämlich sein Haus oder Grundstück zum Vacuf machen, wenn er es den Moscheen zu Mekka, Medina, oder Konstantinopel, oder irgend einem Brunnen, oder einer andern andächtigen Stiftung widmet; dann bezahlt er täglich ein Paar Asper nach dem Werthe des Grundstückes, und dafür ist seinen männlichen und weiblichen Nachkommen die Erbfolge in gerader Linie gesichert. Stirbt das Geschlecht aus, so fällt das Grundstück der Moschee zu. Doch kann noch der letzte Erbe oder Erbin es verkaufen, und dem Käufer ihre eigenen Gerechtsamen übertragen, wenn das Lehen erneuert wird. Zu den Vacuf der Sophienkirche

gehört sogar das Serail. Der Sultan zahlt nämlich für den Grund, worauf sein Pallast gebaut ist täglich tausend und einen Asper.

Von den Einkünften der Sophienkirche werden die vielen Imans besoldet, die zugleich Mitglieder des Ulemah, oder türkischen Consistoriums sind. Dann sind sie zur Unterhaltung der Gebäude bestimmt, zum Unterhalt der Armen, die sich täglich zu gewissen Stunden bey der Thüre einfinden, für die umliegenden Hospitäler, für die Schüler, die in den mahometanischen Gesezen erzogen und unterrichtet werden, und zu andern löblichen Entzwecken. Das übrige wird in den Schatz der Moschee gelegt, welcher dazu dient, um im Nothfall, bey unvermutheten Gelegenheiten davon Gebrauch zu machen, z. B. wenn etwas an dem Gebäude hinfällt, oder das Feuer, welches in Konstantinopel fürchterlich ist, einen großen Schaden verursacht. Dieser, so wie der Schatz von den übrigen Moscheen wird in dem Schlosse der sieben Thürme aufbewahret, und der Großherr selbst hat nicht die Erlaubniß ihn anzurühren, ausgenommen in einem Nothfalle zur Erhaltung der Religion.

Nebst andern gemeinnützigen Anstalten ist auch ein litterarisches Institut mit der Sophienkirche verbunden. Mahomet II. begünstigte die Litteratur und stiftete das Jahr nach der Eroberung von Konstantinopel eine Akademie zur Sophienkirche, besoldete Professoren und gründete einen Fond für Studierende. Diese Akademie, welche in den neuern Zeiten immer über 150 Zöglinge enthält, wurde zugleich das Muster für ähnliche Institute, bey andern kaiserlichen Moscheen. Die Lehrer heißen Softah, und jeder hat einen Chiomes oder Knaben, den er unterrichtet und der ihn bedient. Der Softah darf nicht heurathen und nur einmahl des Tages essen. Hier werden alle Mitglieder des Ulemah und alle Rechtsgelehrte gebildet, und keiner kann eine solche Bedienung erhalten, ohne in derselben einen Grad erhalten zu haben.

Bey der Sophienkirche ist auch eine Bibliothek vorhanden. Sie wurde im sechzehnten Jahrhunderte von Solymann dem prächtigen gestiftet und zu ihrem jetzigen Zustande 1754 von Sultan Machmut erhoben. Sie enthält 1527 Manuskripte, worunter ein Koran, geschrieben von Osman, dem dritten Kalifen, und 133 Bände Commentarien darüber. Die Offenbarungen Mahomets an seine Gehülfen füllen 200 Bände in dieser Bibliothek aus. Gedruckte Bücher sind gar keine darinn vorhanden,

Die Sophienkirche wird als Moschee sehr häufig von den Muselmännern besucht, und soll gegen 100,000 Personen fassen können. Den Christen wird der Zugang nur selten gestattet. Der Sultan besucht sie fast alle Freytage an welchem Tage immer öffentlicher Gottesdienst gehalten wird. Bey dieser Gelegenheit zeigt sich der Sultan gewöhnlich dem Publikum mit großer Pracht auf einem prächtig gezäumten und geschmückten Pferde, mit einem zahlreichen Gefolge von Hofleuten und Gardien. Die Einwohner von Konstantinopel lieben den Anblick ihres Monarchen ausnehmend, und haben seit der Regierung Amuraths IV. es immer als ein Recht betrachtet, ihn alle Freytage nach einer oder der andern Moschee reiten zu sehen. Dann reitet er allemahl ein arabisches Pferd, und hat einen kleinen Sonnenschirm in der Hand, welcher reichlich mit Diamanten besetzt ist, die in der Sonne blitzen. Sultan Mahmud war lang unpäfslich und unterließ diesen Ausgang. Darüber entstand solches Mißvergnügen, daß er genöthigt war, sich auszuwagen. Bey seiner Rückkehr starb er im zweyten Thore des Serails.

---

## Türkische Feste.

Das größte Fest in der Turkey ist jährlich das Beiramfest, welchem das Ramezan vorher geht. Das Ramezan oder die türkische Faste dauert einen ganzen Monath, und wird jedes Jahr in einem andern Monath gefeyert, so daß alle der Reihe nach in zwölf Jahren einmahl durchfastet werden. Dallaway macht in seiner Reise nach Konstantinopel folgende Schilderung davon.

„Kein Gebot kann allgemeiner und strenger befolgt werden. Die Muselmänner dürfen von Sonnenaufgang zum Untergang nicht die geringste Nahrung, nicht einmahl Wasser genießen. Mahomet sah nicht voraus, daß einst Kaffee und Tabak seinen Nachfolgern unentbehrlich werden würde: daher waren die Meinungen verschieden, ob es erlaubt sey, oder nicht, sie während des Ramezan zu genießen, endlich wurde die Frage verneinend entschieden. Dem Arbeiter und Handwerker sind dies in der That Tage des Kasteiens; den Reichen aber nur eine angenehme Abwechslung, denn diese

schlafen den ganzen Tag, und des Nachts schmausen sie, als wenn sie frolokten, den Propheten zu betrügen. Die einzige Ensigung ist, daß sie während der Tagezeit nicht ins Harem gehen."

„Für die Hofofficiere ist jede Nacht des Ramezan ein Fest; aber auch die geringern genießen für ihren Antheil, denn die Läden der Köche und Conditors sind nie besser besetzt, und die Kaffeehäuser nie schöner ausgeputzt, und fleißiger besucht. Auch sind Kara-Guze, Puppenkomödien und chinesische Schattenspiele zur Kurzweil des Pöbels zu sehen."

„Für die Ernsthaftern ist in den meisten Kaffeehäusern ein Raccontatore, Erzähler von Profession, beschäftigt, orientalische Märchen, oder sarkastische Anekdoten von den Vorfällen des Tages, mehrere Stunden nach einander einem sehr aufmerksamen und zahlreichen Auditorium zu erzählen. Bisweilen veranlaßt sie die Regierung, von Politik zu handeln, und das Volk mit irgend einer neuen Maasregel des Sultans oder Veziers auszusöhnen. Sie sprechen sehr lebhaft und mit vielen Gesticulationen. Wenn sie bemerken, daß sie viel Zuhörer haben, die recht in ihren Vortrag vertieft sind, so haben sie die Finesse, abubrechen, und die Fortsetzung auf morgen aufzuschieben. Die nächtliche Beleuchtung der Minarechs, besonders der kaiserlichen Moscheen, ist prächtig und von auffallender Wirkung. Zwischen ihnen sieht man die weiten Vertiefungen der Kuppeln von mehreren hundert Lampen von buntem Glas erleuchtet, und von einem Minareh zum andern sind Seile gezogen, von denen Lampen, die Figuren und Buchstaben bilden, herabhängen. Nie hat mich etwas angenehmer überrascht, als die erste Nacht des Ramezan in Konstantinopel."

„Um auf die strenge Fasten auch ein Freudenfest folgen zu lassen, haben die Türken ihr Beiram und die Christen ihr Osterfest. Um diese Zeit erscheinen alle Nationen in neuen Kleidern, und so vergnügt als möglich. Die öffentlichen Plätze werden dann besonders besucht, und der Zeitvertreib, die Gruppen der Menschen, nur nicht ihre Kleidung erinnert an ein europäisches Kirchweihfest. Die Türken schaukeln vorzüglich gern im Kreise herum, es wird nämlich ein Balken mit Queerhölzern, von welchen die Sitze herabhängen, durch ein horizontal gehendes Rad schnell herumgedreht. Nichts kann lächerlicher aussehn, als diese alten Kinder mit großen Bärten, mit großer Freude schaukeln zu sehen, besonders wenn man noch an ihre feyerliche Kleidung

dabey denkt. Die Griechen genießen dann auch volle Freyheit, tanzen bey elender Musik durch die Strafsen, und sind auf dem Gipfel ihrer Lustigkeit, Die grösste Lust der Armenier scheint im Betrunkenseyn zu bestehen und darinn, daß sie mit der Zierlichkeit eines Elephanten herumtanzen. Im Campo de Morti bey Pera, dem Begräbnisplatze der Franken und Armenier, kann der Beobachter der verschiedenartigen Äußerungen der Charaktere der Nationen in ihrer Freude, diese bunten Scenen neben einander sehen."

In dem Serail des Großherrn werden jährlich mehrere Lustfeste gefeiert, welche dazu bestimmt sind, dem sultanischen Frauenzimmer Vergnügen zu machen. Besonders zeichnet sich darunter das Tulpenfest aus.

Das Tulpenfest wird zu der Zeit, wenn die Tulpen in ihrem Flore sind, in den Gärten des Serails gehalten. Die Tulpen werden unter allen Blumen von den Türken am meisten hochgeschätzt, und da das türkische Frauenzimmer überhaupt die Blumen besonders liebt, so kann man sich leicht vorstellen, welch ein Tulpenflor im Serail anzutreffen seyn müsse. Nicht allein große Parterres sind mit den schönsten, kostbarsten und mannigfaltigsten Kindern Florens auf das üppigste ausgeschmückt, sondern auch alle übrige Theile des Gartens mit unzähligen Blumengefäßen besetzt. Zugleich sind eine Menge künstliche Blumenstöcke, Guirlanden, Festons, Kränze und dergleichen vorhanden.

Alles dieses ist auf die Nacht auf das herrlichste beleuchtet. Die Blumenbeete sind mit vielen tausend großen beleuchteten gläsernen Kugeln besetzt, die mit den mannigfaltigsten, lebhaftesten und buntesten Farben spielen, und dem ganzen ein bezauberndes Ansehen geben. An den Wänden, Bäumen und Baumspalieren hängen eine große Menge von Laternen, die auf verschiedene Art gemahlt, vergoldet, und ausgeziert sind, und wovon manche sich bewegen. Ferners sind viele beleuchtete gläserne Röhren, allerhand transparente Figuren, als Pyramiden, Säulen, Obeliske und dergleichen aufgestellt. Endlich sind an vielen zweckmäßigen Oertern große Spiegel angebracht, wodurch die verschiedenen Gartenpartien, mit ihrer ungeheuren Menge von Blumen und Beleuchtungsstücken ins Unendliche vervielfältiget werden.

Was aber dem Ganzen das wahre Leben und Thätigkeit ertheilet, sind die 500 Weiber des Großherrn, worunter sich die größten Schönheiten des Orients befinden. Sie bilden eine Art von Jahrmarkt, haben eigene, niedliche

Buden, mit den kostbarsten Waaren angefüllt, und sind auf verschiedene, ihren Handlungsgewerben angemessene Art gekleidet. Die verschiedenen weiblichen Verwandten des Großherrn kommen alsdann ebenfalls, um dem Feste beyzuwohnen. Sie kaufen von den feil gebotenen Waaren und beschenken einander wechselweise damit. Besonders aber kauft der Großherr sehr häufig ein und theilt unter seine Lieblinge reichliche Geschenke aus.

Dieses lebendige Gewühle wird noch durch die zahlreichen Sklavinnen und durch die Verschnittenen vermehrt, welche Musik machen, tanzen, Pantomimen aufführen, und allerhand Gaukelwerk zur Belustigung anstellen. So wird die ganze Nacht bis gegen Morgen in Fröhlichkeit zugebracht.

Bey gewissen außerordentlichen Gelegenheiten werden auch eigene Festins gefeyert. So ist die Zeremonie merkwürdig, welche vor der Eröffnung eines wichtigen Feldzuges, zum Beyspiel gegen die Russen oder die Österreicher, vorgenommen wird. Alsdann wird die Fahne Mahomeds durch die Strafsen von Konstantinopel mit vieler Feyerlichkeit getragen. Sie besteht aus einem alten Stück rother Seide, welches der Überrest der wirklichen Fahne Mahomeds seyn soll. Es wird ihr eine große Kraft beygelegt und die Türken setzen ihr ganzes Vertrauen darauf. Alles verkündigt die Heiligkeit dieser Fahne; die Emirs allein haben das Recht sie anzurühren, und ihr Oberhaupt trägt sie. Nur die Muselmänner allein können ihre Augen zu ihr aufheben; andere Hände würden sie besudeln, andere Blicke sie entweihen; der barbarischste Fanatismus umgiebt sie.

Die Türken nennen den Aufzug, der bey dieser Gelegenheit vorgenommen wird, Alay. Er besteht in einer Art von Maskerade, wobey alle Handwerkszünfte, eine hinter der andern, den Zuschauern die mechanische Ausübung ihrer Künste vorstellen. Der Ackersman führt seinen Pflug, der Leinweber schießt sein Schiffchen durch, der Tischler hobelt, u. dgl. und diese verschiedenen Gemählde, die auf reich geschmückten Wagen erhoben sind, eröffnen Zug und gehen vor der Fahne Mahomeds her, wenn man sie durch die Strafsen von Konstantinopel trägt, um sie alsdann zur Armee zu bringen, und dadurch den Osmanen den Sieg zu versichern.

Jetzt bleibt diese Fahne größtentheils im Serail, wo sie im Schatze aufgehoben wird. Aber das Wasser, worinn sie eingetaucht worden ist, und das



Stadlmayer f.

Die Grotte Antiparos.





man für sehr kräftig hält, wird wenigstens den Kriegführern mitgetheilt. Tott sagt in seinen Nachrichten von den Türken und Tartarn, daß im Schatze noch eine andere Reliquie verwahrt werde, von der manche glauben, daß es ein altes Kleidungsstück des Propheten sey. Man tauche sie alle Jahre ins Wasser, welches der Sultan hernach an die großen des Reichs vertheilen lasse. So viel sey gewiß, daß dies geweihte Wasser denen, die damit beschenkt werden, sehr theuer zu stehen komme.

Ganz vorzügliche Feyerlichkeiten werden bey der Geburt eines Prinzen veranstaltet, besonders aber bey der Geburt des ersten Prinzen, oder wenn man lange Zeit keine Thronfolge von dem regierenden Sultane zu hoffen hatte. Baron Tott gibt uns in seinen Nachrichten die Beschreibung eines dergleichen Festes, welches unter die vorzüglichsten von dieser Art gehörte. Sobald die Zeit der Niederkunft herannahte, welche schon in der ganzen Stadt beyläufig bekannt war, wurden zu deren feyerlichen Begehung alle Anstalten gemacht.

Sobald die ersten Wehen verspürt wurden, mußten sich der Großvezier, der Mufti, die vornehmsten Staatsämter und Militärbefehlshaber in dem mittlern Theil des Serails einfinden, welchen man Sopha nennt, und der den vordern Theil des Pallastes, wo der Großherr wohnt, von dem Harem, oder dem Wohnort des Frauenzimmers absondert. Hier sind 12 viertelpfündige Kanonen aufgepflanzt, welche man die Kanonen des Sopha nennt, und die zum Signal bestimmt sind. Sobald die Niederkunft vorbey war, brachte der Kislaraga, oder das Haupt der schwarzen Verschnittenen das Kind dahin, und die versammelten Minister stellten eine förmliche Akte über die Geburt und das Geschlecht des Kindes aus. Hierauf wurde das Zeichen gegeben, die zwölf Kanonen des Sopha wurden abgefeuert, eine Batterie schwerer Kanonen in einem weiter entfernten Park wiederholte es, und dann wurden die Kanonen vom Serail, von Tophana, von dem sogenannten Leander-Thurm und von andern Punkten abgefeuert. Zu gleicher Zeit machten die Ausrufer auf den Minarechs der Moscheen und an andern Orten diese erfreuliche Begebenheit dem Publikum der Hauptstadt bekannt, und zeigten an, daß die Lustbarkeiten durch 7 Tage zu Lande und durch 3 Tage auf der See sollten gehalten werden. Diese Tage waren die Zeit der allgemeinen Freude, der allgemeinen Freyheit, aber auch der allgemeinen Ausgelassenheit.

An den Fußwegen und vor den Boutiken der Häuser waren alle drey bis vier Schritte Pfähle gesetzt, und durch Bögen mit einander vereinigt. Dieses Zimmerwerk war mit Lorbeerzweigen, und gekrausten Papier von verschiedenen Farben bedeckt und bildete schöne Lauben, an welchen eine Menge Flitgold herumflatterte, und die von aussen durch gläserne Lampen und farbige Laternen beleuchtet waren. Eben solche Beleuchtungen hatten die Thöre der Wohnungen und die Häuser selbst.

Nichts glich der Pracht, womit die Wohnungen der Großen sich den Augen der Zuschauer darstellten. Die Gassen, welche zu diesen Pallästen führten, waren mit Bögen überdeckt, die eine solche Höhe hatten, daß die herabhängenden Laternen die Fahrenden nicht hindern konnten. Diese herrlichen bedeckten Gänge führten bis in den innern Hof der Palläste hinein, und von da kam man in die Säle, welche zu diesem Entzweck geöffnet und herrlich eingerichtet waren. Prächtige Meublen, eine Menge Lustern und Wandleuchter, und Spiegel, die das Licht vervielfältigten, waren hier vorhanden. Hier konnte man zugleich ausruhen, und wurde von den Dienern des Hauses mit Kaffee und Erfrischungen bedient.

Die Palläste des Großveziers und des Janitscharenaga übertrafen aber alles an Pracht. Die Pforten waren mit den reichsten Verzierungen, aber auch mit einer Menge Flitterwerk verschwenderisch begabt. Man konnte das Innere des Pallastes nicht ohne Bewunderung ansehen. Der Saal des Divans des Großveziers, dieses fürchterliche Tribunal, athmete nichts als Freude. Überhaupt sah man Pracht und kleinlichtes Spielwerk mit einander vereinigt.

Bewegliche Laternen, auf welchen lächerliche und zuweilen obscöne Figuren gemahlt waren, wechselten mit Transparenten ab, auf welche der Nahme Gottes und seine Eigenschaften, der Nahme des Großherrn, Verse aus dem Koran und zweydeutige Wortspiele angebracht waren. Dieses und eine Menge Spiegelstücke, die wie Sonnen ausgeschnitten waren, belustigte die zahllose Menge, welche unaufhörlich zuströmte. Unter andern war in der Wohnung des Großveziers ein kleiner Pallast zu sehen, den ein Europäer aus Glasstücken mit Hausenblase zusammengeleimt hatte, und der über tausend Thaler zu stehen kam.

Bey einer solchen Verschwendung der Großen und des Publikums sollte

man glauben, daß die Illumination des Serails alles übrige übertreffen müßte, allein dieses war nicht der Fall. Unterdessen befanden sich hier doch mancherley bemerkenswerthe Gegenstände.

Eine Reihe Lampen umgab das erste und zweyte Thor des Serails und verschiedene Laternen beleuchteten den Zwischenraum nur sparsam, daß man die alten Fahnen, die großen Streitäxte, einige Schilde, verschiedene Waffenvorräthe, große Fischbeiner, die man für Riesenbeiner ausgiebt, und dergleichen Dinge unterscheiden konnte. Viel merkwürdiger war der Anblick des Zeughauses selbst, in welches man bey dieser Gelegenheit freyen Eintritt hatte, das sich auf der linken Seite des Hofes befindet, und wo man alle dessen Seltenheiten, mit Bequemlichkeit sehen konnte. Aber eine der seltensten Beleuchtungen, und die man nicht leicht irgendwo in der Welt zu sehen bekömmt, war der Saal des Münzhauses in dem nähmlichen Hofe des Serails. Er war nähmlich mit lauter Gold- und Silbermünzen ausspaliert, die verschiedene Zeichnungen bildeten, und mit einer außerordentlichen Menge Lampen beleuchtet waren.

Die Freude des Volks war bey dieser Gelegenheit ganz ausgelassen. Die Sklaven durften ihren Herrn, die Gemeinen den Vornehmen Dinge sagen, welche ihnen sonst sehr übel bekommen würden. Besonders zeichneten sich dabey die Griechen aus. Die Juden aber zeigten auch hier ihre Neigung zum Gewinn. Nachdem sie vor der Eröffnung des Festes sich auf alle mögliche Art mit der Verfertigung und dem Verkauf der zur Illuminirung gehörigen Dinge beschäftigt, und den größten Nutzen aus dem Verkauf der Laternen gezogen hatten, beschäftigten sie sich auch noch damit, allerhand Possen zu treiben.

Vor manchen Häusern waren ordentliche Bühnen errichtet, wo allerhand Schauspiele, aber immer von der unausstündigsten Art aufgeführt wurden. Außerdem zogen ganze Truppen von Griechen und Juden herum, welche die verschiedenen Staatsbeamten und andere Personen nachahmten und gewöhnlich lächerlich machten. Ein Trupp Juden hatte sogar die Dreustigkeit, den Großherrschaft selbst mit seinem Gefolge zu parodieren, welches aber bald eingestellt wurde. Ein anderer Trupp spielte die Rolle des Stambul Effendi, oder Polizeyvorstehers von Konstantinopel, und der Zufall traf sich, daß der wirkliche dazu kam. Beyde grüßten einander auf eine sehr gravitätische Art, und gingen wieder ihrer Wege.

Einen vorzüglich schönen und reichen Anblick gewährten die Besestins, wo die Kaufleute ihre Waaren feil haben. Besonders zeichneten sich die Läden der Juweliere aus, und die bedeckten Gänge, worin sie enthalten sind, gewährten einen wirklich herrlichen Anblick. Eben so waren die Spezereyhandlungen und andere auf gewissen Örtern beysammen befindliche Handlungen sehr sehenswertig.

Die Marine und Artilleriekorps gaben bey dieser Gelegenheit Feuerwerke. Ungeheure Flösse wurden mitten in den Hafen gezogen, um vor dem Marine Kiosk, wohin sich der Großherr selbst begab, allerhand kriegerische Schauspiele vorzustellen, als die Einnahme von Malta und andere für die Türken erfreuliche Begebenheiten, worin immer die Mahometaner über die Christen siegten. Eine Menge Petarden, viel Rauch und wenig Feuer, welches kaum im Stande war das Schloß von Pappendeckel gehörig ins Licht zu setzen, gaben eben keinen großen Begriff von der Feuerwerkkunst. Eben so war die Kunst die Raquetten steigen zu lassen eben nicht zu bewundern. Die meisten davon löschten im Meer aus, ohne daß sie gehörig angebrannt waren. Die Feuergarben waren etwas besser, aber doch entzündeten sie sich zu langsam und nahmen eine unregelmäßige Richtung. Allein eben diese Fehler gaben ihren Feuerbouquets ein verschwenderisches Ansehen und eine längere Dauer, und waren daher nicht unangenehm.

Aber nichts machte den Zuschern bey diesen Feuerwerken mehr Freude, nichts wurde lebhafter beklatscht, als da es zum Festungssturm kam, da die gemietheten und bezahlten Juden und Griechen, welche als Europäer gekleidet das Kastel mit einigen kleinen Kanonen vertheidigten, überwunden herunter purzelten und von den Überwindern mit Faustschlägen empfangen wurden.

---

## Die Höhle von Antiparos und das Labirinth auf der Insel Candia.

Unter den Natur-Merkwürdigkeiten, welche sich in der europäischen Turkey befinden, ist die Höhle von Antiparos vorzüglich anzuführen.

Die beyden Inseln Paros und Antiparos liegen neben einander. Sie machen einen Theil der ehemahligen Cycladischen Inseln aus. Die Insel Paros besteht eigentlich nur aus einem einzigen Marmorfelsen, der einige Schuhe auf der Oberfläche mit Erde bedeckt ist. Hier wurde der berühmte parische Marmor gebrochen, welcher den größten Meisterwerken des Alterthums zum Stoffe diente. Wirklich sieht man noch in der Stadt dieser Insel, welche gegenwärtig Parichia heisst, eine Menge künstliche Überbleibsel des Alterthums. Bey allen Schritten sieht man in der Mauer schöne Karnise, Friese, Säulenkapitäler und auch ganze Säulen, welche anstatt der Steine manchemahl in elende Gebäude eingemauert sind.

Die ehemahligen Marmorbrüche, woraus fast ganz Asien versorgt wurde, um die Tempel der Götter zu verschönern, oder das Andenken berühmter Männer zu ehren, bestehen aus einer Anzahl von Höhlen. Man brach ehemahls nicht bloß den rohen Marmor, und versendet ihn, sondern die Künstler von Paros und andere, die dahin kamen, arbeiteten ihre Meisterwerke gleich in die Wände der Höhlen selbst. Sobald ein Werk fertig war, sprengte man den Block in seiner gehörigen Stärke, und so bekam man auf einmahl die größten Meisterstücke der Kunst und der Natur. In einer der ältesten von diesen Höhlen ist wirklich noch ein schönes Stück von halberhabner Arbeit vorhanden, das ein Bachusfest vorstellt.

Zu Paros war es, wo man zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, die schönen Marmortafeln entdeckte, auf welche die merkwürdigsten Begebenheiten der griechischen Geschichte, seit der Erbauung von Athen, gegraben sind. Der Graf Thomas von Arundel trug Sorge, daß sie nach England gebracht wurden, wo sie auf der berühmten Universität von Oxford verwahrt werden. Man nennt sie jetzt gewöhnlich, die Marmor von Oxford, oder die Arundelischen Marmor, oder die Marmor von Paros.

Die Insel Antiparos liegt gleich neben Paros. Hier ist die berühmte Höhle, die Eis-Grotte genannt, davon die Alten und Neuern mit so viel Bewunderung redeten.

Der Eingang zu dieser Höhle ist ein weitläufiges Gewölbe, das durch etliche, von der Natur selbst gemachte Säulen unterstützt wird. Hier ließt man eine griechische Inschrift, die vielleicht über 2000 Jahre alt seyn mag, und

die in der Übersetzung also lautet: „Unter dem obrigkeitlichen Amte des Criton, sind an diesen Ort gekommen, Menander, Socarnes, Menecrates, Antipater, Ippomedon, Aristeas, Phileas, Gorgus, Philocrates, Onesimus.“ Am Ende dieser Höhle ist ein schmaler Weg, dem man, mit Fackeln versehen, folgt und der an einen fürchterlichen Abgrund führt. Am obern Theile sind Haken in den Felsen befestiget, woran man Stricke bindet, und sich so an denselben hinabläßt. Das Schauerliche dieses Ortes, und die unzähligen Echo, welche die Stimme der Hinunterfahrenden vervielfältigen, bringen eine ganz eigene Empfindung zu wege. Unten folgt man einigen kurzen und schmalen Gängen, und kömmt dann abermahls zu einer Kluft, welche zwar nicht so steil, wie die vorige, aber um desto mühsamer zu passiren ist; denn man muß sich auf dem Rücken hinunter wälzen, indem man sich an den Ecken des Felsens anhält.

Man kömmt hierauf in eine große, prächtige Grotte, deren Wände von Porphyr mit rothen Adern durchlaufen sind und eine blendend schöne Farbe haben. Das Pflaster besteht aus einem grauen Steine, in welchem eine Menge versteinerte Muscheln angetroffen werden. Diese Grotte ist eigentlich nur die Hälfte von dem Wege, denn von hier aus sind noch zwey Klüfte zu passiren, bis man theils auf Leitern, theils durch Herablassung mittelst Stricken an den Ort der Bestimmung gelangt. Die ganze Tiefe von der Oberfläche der Erde bis in den untersten Theil dieser geheimen Werkstatt der Natur beträgt über 1000 Fuß.

Sobald man in die sogenannte Eisgrotte gelangt ist, läßt man, wenn man das herrlichste Schauspiel in seiner ganzen Pracht genießen will, eine Menge Fackeln anzünden, und alle Ecken der Höhle damit erleuchten. Dadurch entsteht plötzlich, weil die Lichtstrahlen von allen Seiten der Höhle zurückprallen, ein so blendendes Licht, daß das Auge in den ersten Augenblicken gehindert wird, irgend einen Gegenstand von dem andern zu unterscheiden. Man glaubt aufeinmahl, wie durch ein Wunder in die glänzende Wohnung der Sonne, oder wenigstens in die Palläste der Circe, oder der Armide versetzt zu seyn. Diese Verwunderung nimmt noch mehr zu, wenn die Augen mit diesen funkelnden Strahlen gleichsam bekannter werden. Man sieht da die Wände, das Gewölbe, und das Pflaster der Grotte voller glänzender Crystalle, und zwar in so vortrefflicher Abwechslung, daß es für die Kunst nicht möglich ist, jemahls dergleichen Vollkommenheit nachzuahmen.

Dieser bezaubernde Ort ist dreyhundert Fuſs lang und faſt eben ſo breit, die Höhe aber bis an das Gewölbe, beträgt ungefähr achtzig Fuſs. Das Waſſer, das in alle unterirdiſche Behältniſſe dringt, und überall den mineraliſchen Spat, oder vielmehr den darin enthaltenen Crystall anſetzt, iſt die Urſache und der Urſprung dieſer Natürierscheinung. Der Boden iſt nicht nur mit dergleichen ſpiegelglattem Eiſe belegt, ſondern auch die Waſſertropfen, die durch das Gewölbe nach und nach herunter gefallen waren, haben ſich durch die Länge der Zeit in Form eines chryſtallinen Buſchwerkes, oder wie Staudengewächſe angelegt, die bey dem Scheine der Fakeln die lebhaftesten Farben ſpielen. Die Büſche kleiner, chryſtallener Spitzen ſind mit allerhand angeſetzten, theils pyramidenförmigen, theils vorne abgerundeten Figuren untermenget. Überdieß machen die vereinigten, und aneinander hängenden Zweige eine Art von Wänden aus, deren vielfältige Umſchweife die anmüthigſte Abbildung eines Labyrinthes vorſtellen.

Das Gewölbe iſt mit einer unzähligen Menge umgekehrter Pyramiden verziert. Die Größe und Beſchaffenheit dieſer aneinander hängenden, durchſichtigen Tropfen, ſind unendlich verändert und die gebrochenen Lichtſtrahlen verurſachen die vollkommenſten und lebhaftesten Strahlen des Regenbogens. Gegen das Mittel des Gewölbes, wo das Waſſer, wegen der ausgehöhlten Rundung der Seiten nicht füglich hatte herunter laufen können, ſind durch die Länge der Zeit, von der Mauer abſtehende, chryſtallene Tücher, 10 bis 12 Fuſs breit, entſtanden, die wie gewäſſerte Vorhänge ausſehen, und wovon einige oben vom Gewölbe, bis auf die Erde gehen. Man glaubt eine Reihe von durchſichtigen Kabinettern zu ſehen, deren unvergleichlicher Bau alles beſchämet, was die Kunſt jemahls vollkommenes hervorgebracht hat. Überhaupt geſtehen alle Reiſende, die dieſes Heiligthum der Natur beſucht haben, daß mit der Schönheit dieſer Grotte nichts zu vergleichen ſey.

Am Ende der Höhle ſteht eine einzelne Pyramide von Chryſtall, auf welcher man eine lateiniſche Inſchrift erblickt, die im 17. Jahrhundert der franzöſiſche Botſchafter bey der Pforte, Herr von Nointel, hier eingraben ließ. Der Inhalt davon iſt folgender: „Im Jahr 1673 iſt Carl Franz Olivier von Nointel mit einer zahlreichen Geſellſchaft hieher gekommen, um dieſes Wunder der Natur zu beſehen; er iſt überall hingegangen, auch an die verborgenſten und tiefeſten Winkel, und hat die groſſen Seltenheiten nicht genug bewundern können.“



Eine andere unterirdische Merkwürdigkeit der Natur ist das sogenannte Labyrinth auf der in den ältern Zeiten so berühmten Insel Creta, welche jetzt Candia genannt wird. Dieses ist nicht mit jenem bewundernswürdigen Gebäude zu verwechseln, welche nach dem Muster des egyptischen Labyrinthes von Dädalus erbaut, und durch die Geschichte mit dem Minotaurus und dem Leitfaden der Ariadne so berühmt wurde. Es ist vielmehr die Höhlung eines Berges, voll unterirdischer Gewölber.

Der Eingang dazu ist niedrig und ungleich, das ganze Werk scheint von der Natur allein gemacht zu seyn, die Kunst aber keinen Antheil zu haben. Vielleicht war es vor Zeiten eine bloße Grotte, die sich zu Anlegung verschiedener Gänge schickte, oder alte Steinbrüche, woraus man die Steine zur Erbauung der nicht weit davon gelegenen Stadt Gortyna genommen hatte. Wenn man einige Schritte weiter geht, kömmt man in eine Art von Saal, davon die in den Felsen gehauenen Wände eine schöne Abwechslung von Steinen und Marmor in verschiedenen Farben vorstellen. Die Decke hängt voll kleiner Basaltchry stallen, die sich vortreflich ausnehmen. Der Saal ist sehr groß und führt durch einen unvermerkten Hang in eine Menge Alleen, und Gänge, die sich durchkreuzen. Diese bilden eine Art von Labyrinth, in welchem man sich ohne Wegweiser nicht leicht zu rechte findet. Man sieht mit Befremden, daß wenn man lange Zeit hin und her gegangen ist, man endlich wieder an eben den Ort kömmt, von dem man ausgegangen war. Am Ende dieses Labyrinthes sind wieder zwey große Säle, wo man ausruhen kann.

Der ganze unterirdische Gang beträgt ungefähr 200 Schritte. An beyden Seiten der Wände, entdecket man, durch den Schein der Fackeln, eine unbeschreibliche Menge von Nestern von Fledermäusen. Sie hängen oben an dem Gewölbe, eines neben dem andern, in Gestalt einer umgekehrten Pyramide; sie sind mehrentheils 5 Fufs lang, und in Zellen abgetheilet, worinn diese Nachtvögel nisten. Der Unrath welcher herunter fällt, häuft sich in Form einer andern Pyramide und geht vielmahls bis an die Nester hinauf, nimmt auch einen Theil des Weges ein; der übrige Gang aber ist frey und offen. Die Fledermäuse thun den vorbeystehenden keinen Schaden, so lange man ihre Nester nicht berührt; widrigenfalls aber kommen sie haufenweis heraus, löschen die Fackeln mit den Flügeln aus; machen in der ganzen Höhle ein erbärmliches Geschrey, und fliegen mit solchem Ungestümm hin und wieder, daß auch die Beherztesten furchtsam werden. Das einzige Mittel ist als-

dann, sich auf die Erde zu legen, und so lange stille zu bleiben, bis die Thiere in ihre Nester gekrochen sind.

Dieses natürliche Labyrinth scheint seinen Namen von dem künstlichen Labyrinth bekommen zu haben. Letzters ist aber nicht mehr vorhanden. Die Zeit hat es gänzlich zerstört und nach der Aussage der Einwohner sieht man schon seit vielen Jahrhunderten nicht die geringste Spur davon.

---

## Russische Merkwürdigkeiten.

Das russische Reich ist das ausgedehnteste, welches die Weltgeschichte aufzuweisen hat. Es begreift die Hälfte von unserm Europa, mehr als ein Drittheil des ungeheuren Asiens in sich, und erstreckt sich bis gegen das nordwestliche Amerika. Es nimmt beynahe den achten Theil des gesammten festen Landes von unserm ganzen Erdboden ein. Daß in einem so weitläufigen Reiche auch manche Merkwürdigkeiten vorhanden seyn müssen, welche in dem gegenwärtigen Werke einen Platz verdienen, läßt sich leicht denken. Wir wollen hier zuerst einige Nachrichten von den beyden Hauptstädten des Reiches, nämlich von Moskau und Petersburg mittheilen, und dann Beschreibungen von den einzelnen Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst liefern.

---

### S t a d t M o s k a u.

Moskau, oder eigentlich Moskwa, ist die erste Hauptstadt des Reiches, die ehemahlige Residenz der Zaren, und noch gegenwärtig der Krönungsort derselben. Sie liegt an den Flüssen Moskwa und Neglina in dem moskowischen Gouvernement.

*Merkwürdigk. d. W. II. B.*

Q

Diese Stadt ist nach Konstantinopel die grösste in Europa, denn sie hat mehr als 6 deutsche Meilen im Umfange. Aber freylich befinden sich darinn viele Gärten, Felder u. dgl. Sie besteht eigentlich aus vier Theilen, welche wie vier Kreise einer um den andern herumgehen, und einander einschliessen, und rings herum von den Vorstädten umgeben sind.

Der innerste Kreis ist der älteste von allen und heisst der Kreml, welches vermuthlich tartarische Wort eine Festung bedeutet. Er ist mit sehr hohen und dicken Mauern und Thürmen, und einem tiefen aufgemauerten Graben umgeben. Der Kreml wurde von dem Fürsten Daniel Alexandrowitsch um das Jahr 1300 von Holz und 60 Jahre darauf von dem Großfürst Dmitri Iwanowitsch Donski von Steinen erbaut. Allein unter dem Großfürsten Iwan Wasiliewitsch wurde der Bau wieder niedrigerissen und zwischen 1485 bis 94 wieder gebaut, nachdem ihm seine griechische gemahlin Baumeister aus Italien verschafft hatte.

Der zweyte Theil der Stadt heisst Kitaigorod und stößt an den Kreml an. Von den übrigen Seiten wird er durch die Flüsse Moskwa und Neglina umgeben. Auch dieser Theil der Stadt ist mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, die mit 12 Thürmen und starken Bollwerken versehen ist. An einem von den Thören befindet sich eine lateinische Innschrift, welche anzeigt, daß Aristoteles, ein italienischer Baumeister, der Erbauer davon gewesen sey.

Um diese beyden ältesten Theile der Stadt geht der dritte Kreis, welcher Beloigorod oder die weisse Stadt genannt wird, weil er mit einer weissen Mauer umgeben war, die im 16ten Jahrhundert erbaut, aber im 18ten wieder abgebrochen und zu andern Endzwecken verwendet wurde.

Um den dritten geht endlich der vierte Kreis, welcher Semlanoigorod genannt wird. Er nimmt einen Raum von 14 Wersten ein, und ist mit einem Erdwall umgeben. Ehemahls waren 34 hölzerne und 2 steinerne Thöre vorhanden, welche aber gegenwärtig theils verbrannt, theils verfallen sind. Endlich liegen um diesen letzten Kreis noch 30 Vorstädte, welche sämmtlich mit einem Graben umgeben sind.

In Moskau sind eine große Anzahl Kirchen. Im Jahr 1798 zählte man 307 Kirchen, worunter eine katholische, 2 luthersche, 1 reformirte, 1 unirte und 1 armenische sich befanden, die übrigen waren alle für den griechischen

Religions-Ritus bestimmt. Zu diesen Kirchen gehörten 29 Klöster. Von dieser ganzen Anzahl sind nur 6 von Holz gebaut, die übrigen aber alle von Stein aufgeführt. Viele davon haben vergoldete Thürme, die mit großen Glocken versehen sind, mit welchen ein immerwährendes Geläute gemacht wird. Inwendig sind sie meistens vortrefflich geschmückt und mit prächtigen Messkleidern der Priester und andern Ornamenten und Geräthschaften wohl versehen. Die merkwürdigsten darunter sind folgende.

Die vornehmste Sobor oder Kathedralkirche steht auf dem Schloßplatze im Kreml. Sie heißt Uspenie Bogorodizi oder zur Himmelfahrt Mariä. Hier wird die Salbung und Krönung der russischen Kaiser verrichtet. Mitten in der Kirche hängt eine silberne Krone mit 48 Leuchtern, die 2800 Pfund wiegen soll. Sie hat einen prächtigen Hochaltar und kostbare Kirchengeschirre. Hinter dieser Kirche steht das alte Patriarchenhaus, in welchem sich der hohe geistliche Synod versammelt. In demselben ist eine Bibliothek, voll von guten griechischen und russischen Handschriften. Auch werden hier alte, ungemein kostbare Patriarchen Kleider verwahrt.

In der Kirche des heiligen Erzengel Michael ist das Zarische und kaiserliche Begräbniß von den Fürsten männlichen Geschlechts, denn die Großfürstinnen, Zarinnen und zarischen Prinzessinnen sind in dem Nonnenkloster Wosnesenskoj beygesetzt. Der Glockenthurm Iwan weliki ist der höchste in der ganzen Stadt und hängt voll Glocken von verschiedener Größe. Zu diesem Geläute wurde im Jahre 1736 noch eine ungeheure Clocke gegossen; welche man unter die größten in der Welt zählte, denn sie wog über 400 Zentner, wurde aber schon in dem darauf folgenden Jahre durch einen Brand unbrauchbar gemacht.

Aber unter allen ist die merkwürdigste jene berühmte Kirche, welche sich in Kitaigorod befindet, und die aus einer ganzen Sammlung von Kirchen besteht. Sie wurde im Jahre 1559 erbaut und bestand schon damals aus 9 Kirchen. In der Folge kamen noch 11 hinzu, so daß sie jetzt aus 20 Kirchen besteht, in welchen allen zugleich Gottesdienst gehalten wird. Alle diese Gotteshäuser sind so auf einem Klumpen zusammengefügt, daß man sich wundern muß, wie man doch das gehörige Licht hat hineinbringen können. Von hier aus wurde der ehemalige Einzug des Patriarchen am Palmsonntage, nach der Hauptkirche im Kreml gehalten.

Moskau war ehemahls der Sitz des Hauptes der griechischen Geistlichkeit nämlich des Metropolitens. Diese höchste geistliche Würde wurde im Jahre 1589 in jene eines Patriarchen verwandelt und im Jahr 1700 aufgehoben. Seit 1721 leitet die heilige Synode die kirchlichen Angelegenheiten, und hat ebenfalls zu Moskau ihren Sitz. Außerdem sind noch zwey Erzbischöfe daselbst. In dem Kloster Sa Ikonospaskoi ist eine Schule, worinn unter der Direktion des heiligen Synods die gelehrten Sprachen, die Weltweisheit und die Theologie gelehrt werden, so daß man diese Stiftung für das Seminarium der moskowischen Geistlichkeit ansehen kann.

Unter den weltlichen Gebäuden ist das alte kaiserliche Residenzschloß zu bemerken. Es liegt im Kreml und neben demselben ist auf einem hohen gewölbten Gebäude ein Garten angelegt. Es wurde so wie überhaupt der Kreml im dreyzehnten Jahrhundert von Daniel Alexandrowitsch einem Sohn des berühmten Alexander Newski erbaut. Als hierauf sein Sohn zur Regierung kam, wählte er Moskau zu seiner Residenz und in der Folge blieb diese Stadt auch immer der Sitz der Großfürsten und Zare, bis Peter der erste im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Petersburg erbaute und seine Residenz dahin verlegte.

Sonst war noch eine neuere Residenz vorhanden, welche Dworez oder der kaiserliche Hof genannt wurde. Er war sehr weitläufig und ansehnlich, aber von Holz erbaut. Die Kaiserinn Anna liefs ihn im Jahre 1730 aufführen, und nachdem er 1753 abbrannte, liefs ihn die Kaiserinn Elisabeth wieder herstellen. Im Jahr 1771 wurde er durch eine abermahlige Feuersbrunst gänzlich zerstört.

Nur wenige Städte haben so viele Palläste und prächtige Häuser als Moskau, zum Theil in so riesenförmigen Anlagen, daß in manchen einzelnen, nebst den herrschaften noch mehrere hundert Bediente Raum haben. Überhaupt beläuft sich die Zahl aller Gebäude über 12,500. Unterdessen muß man doch gestehen, daß die Zahl der schlechten Gebäude die Zahl der bessern bey weitem übersteige, und besonders ist der Umstand sehr ungünstig, daß die meisten davon von Holz gebaut sind. Nach des Grafen von Sternberg Berichte sind bey dieser außerordentlichen Menge von Häusern, doch nicht mehr als 1706 von Stein gebaut zu finden. Daher ist auch die Stadt sehr oft durch fürchterliche Feuersbrünste verwüstet worden. Übrigens hat das Ganze ein

hübsches Ansehen; die Strafsen sind breit, durchaus gepflastert und mit Laternenpfählen besetzt.

Die Bevölkerung von Moskau mag so ziemlich mit jener von Wien gleich seyn. Nach den neuesten Berichten sollen gegen 300,000 Menschen daselbst seyn, doch nimmt diese Zahl im Sommer so sehr ab, daß man die Bevölkerung von Moskau in dieser Jahrzeit nur auf 200,000 Einwohner schätzt.

Sonst sind noch zu bemerken: In dem Kreml die hohen kaiserlichen Kollegien und Kanzelleyen, das Zeughaus und das Provianthaus; in dem Kitaigorod das schöne Münzhaus, die Hauptwache, der Marktplatz und das Kaufhaus; in Beloigorod die Stuckgießerey, der kaiserliche Marstall, die Oberapotheketheke und die Universität; in Semlanoigorod das peinliche Gericht, die Polizeykanzelley, die große Tuchmanufaktur und Färberey, der kaiserliche Stall, der Artilleriehof, ein Provianthaus, eine Münze und verschiedene Holzmärkte.

Die Vorstädte sind nichts weniger als ansehnlich. Sie sehen so aus, wie in andern Ländern die Dörfer. Hievon ist aber die ausländische oder deutsche Vorstadt, Nemetzka Sloboda, auszunehmen. Man nannte sie ehemahls Kokui weil man die Gegend vor ihrer Erbauung für so schlecht hielt, daß nur Kucke daselbst schreien könnten, allein durch den Fleiß der Ausländer und besonders der Deutschen hat sie sich immer mehr empor gehoben. Sie ist nun recht ansehnlich, enthält viele steinerne Häuser, einige große Palläste und ansehnliche Gebäude für den Senat.

In Moskau sind verschiedene Bildungsanstalten vorhanden. Die Vornehmste darunter ist die Universität. Sie wurde erst im Jahr 1755 auf Anrathen des Kammerherrn Iwan Iwanowitsch Schuwalow durch die Kaiserinn Elisabeth gestiftet, und gehört also unter die jüngsten Universitäten von Europa. Sie hat schöne Gebäude zu ihrem Besitz und ist auch im übrigen wohl eingerichtet. Unter ihr stehen zwey Gymnasien, nämlich eines für Adelige und eines für Bürgerliche. Für die griechische Geistlichkeit ist das oben angezeigte Institut in dem Kloster Ikonospaskoi, und für die slawonisch-griechisch-katholische Geistlichkeit eine eigene Akademie vorhanden. Ferner ist hier eine mathematische Schule, worinn einige hundert Soldatensöhne im Seewesen und in der Befestigungskunst unterwiesen werden, und welche zugleich mit einer

Sternwarte versehen ist; eine chirurgische Pflanzschule; ein botanischer Garten; u. dgl.

Zum Unterhalte armer Studierender ist eine Stipendienanstalt mit der Universität verbunden. Auch hat die Universität eine eigene Buchdruckerey und Buchhandlung. Die Synode hat ebenfalls eine Buchdruckerey in welcher Kirchenbücher gedruckt werden. Über dem Eingange dieser Buchdruckerey sieht man noch das englische Wappen, weil das Gebäude der ehemalige Gesandtenhof gewesen war, der ausdrücklich für die englischen Gesandten erbaut wurde. Zar Alexei Michailowitsch ließ ihn aber aus Unwillen über die Hinrichtung König Karls I. einziehen und in eine Buchdruckerey umwandeln. Endlich ist noch unter den litterarischen Anstalten zu Moskau die freye russische gelehrte Gesellschaft anzuführen.

Von andern löblichen Anstalten sind vorhanden: Das kaiserliche Hospital in der deutschen Slobode. Dieses ist die erste Anstalt dieser Art im russischen Reiche. Peter der Große ließ es 1706 anlegen, aber Bidlow brachte es erst in Ordnung. Es besteht aus einem großen steinernen Gebäude, worinn einige hundert kranke Soldaten verpfleget werden. Auch werden fünfzig junge Leute dabey in der Arzneykunst, Wundarzney, Zergliederungskunst, Kräuterkenntniß, Zeichenkunst und in der lateinischen Sprache unterwiesen. Ein anderes Hospital ist das große Landhospital; ferners das golitzynische große Krankenhaus, welches der Fürst Golitzyn mit einer Million Rubel Kapital gestiftet hat, und andere Hospitäler. Das große Findelhaus wurde im Jahre 1764 gestiftet. Hier werden alle Anstalten zur Erziehung und Unterhaltung von 5000 Kindern getroffen, wovon aber 3000 auf dem Lande vertheilt sind. Viele von diesen Kindern verfertigen allerhand Fabrikwaaren.

Moskau ist ein ungemein wichtiger Handelsplatz. Es ist eigentlich der Mittelpunkt des gesammten innern Handels. Der Haupthandel wird in Kitai-gorod getrieben. Hier ist der große Marktplatz, Krasnaja ploschad genannt, wo alle merkantilische Industrie sich vereinigt. Das Kaufhaus enthält an 6000 gemauerte und zum Theil gewölbte Buden, in welchen aller Handel getrieben wird; daher es auch immer von handelnden und wandelnden Personen wimmelt. Ferners ist hier ein Gasthof, wo alle ankommende Waaren hingeführt und daselbst entweder im Großen verkauft, oder in die Buden vertheilt oder weiter verführt werden. Auch war hier ein Zollhaus, in welchem aber seit

1754, da alle inländische Zölle abgeschafft wurden, nichts mehr geschieht, als das allerhand Märsereyen gestempelt werden.

Am Ende des Marktplatzes ist ein rundes aufgemauertes Gerüste, Lobnoe mesto genannt, das zu allerhand öffentlichen Handlungen als Publikationen und dergleichen gebraucht wird, und zwischen dem Marktplatz und dem Kreml ist eine Reihe von metallenen Kanonen aufgepflanzt, woraus bey Freudenfesten geschossen wird.

Nebst diesem großen Marktplatz sind noch in Semlanoigorod verschiedene andere Märkte. So ist zum Beyspiel ein eigener Wagenmarkt vorhanden. Besonders aber sind die Holzmärkte sehr merkwürdig, und dürften wohl schwerlich ihres gleichen haben. Hier kann man nicht allein alle Gattungen von Baumaterialien, sondern sogar ganze fertige Häuser kaufen. Auch einzelne Theile von Gebäuden kann man sich aussuchen. So findet man Stuben, Ställe, Keller u. dgl. Alles ist so eingerichtet, dafs es leicht von einander genommen und wieder zusammen gesetzt werden kann.

Auch das Fabrickwesen ist nicht unbedeutend. Zu Moskau ist die meiste Industrie von dieser Art zu finden. Im Jahr 1792 waren nach des Grafen von Sternberg Berichte in dieser Stadt 20 Seidenfabriken, 8 Tuchfabriken, einige Lederfabriken und darunter zwey, welche Saffian verfertigten, 2 Leinwandfabriken, eine Ziz- und 13 Kattunfabriken, 26 Fabriken in Golde, eine Werkstätte zu chirurgischen Instrumenten für Armeen, Flotten und Lazarethe, 112 Bierbrauereyen, 10 Brantweinbrennereyen, u. dgl. Die Anzahl der Kaufleute und Krämer belief sich auf 2864.

Überhaupt ist das ganze Gouvernement von Moskau nicht nur eines der bewohntesten des russischen Reiches, sondern es zeichnet sich auch durch seine vielen ansehnlichen Fabriken und dergleichen Industriezweige aus. In dem nämlichen Jahre zählte man daselbst in allem 35 Tuchmanufakturen, 38 Seidenmanufakturen, 2 Zitzfabriken, 2 seidene Strumpffabriken, 70 seidene Tücherfabriken, 2 Spitzenfabriken, 2 Baumwollene Strumpffabriken, 24 Leinwand- und Tischzeugfabriken, 10 Segeltuchfabriken, 4 Färbereyen, 16 Hutfabriken, 98 Lederfabriken, 2 Saffianfabriken, 39 für nnächte Metalle, 17 Kupferhämmer, 1 Stahl- und 1 Messingfabrike, 2 Glockengiessereyen, 7 Drathzüge, 1 Porzellainfabrike, 52 Töpfereyen, 1 Glasfabrike, 1 Zuckersiederey,



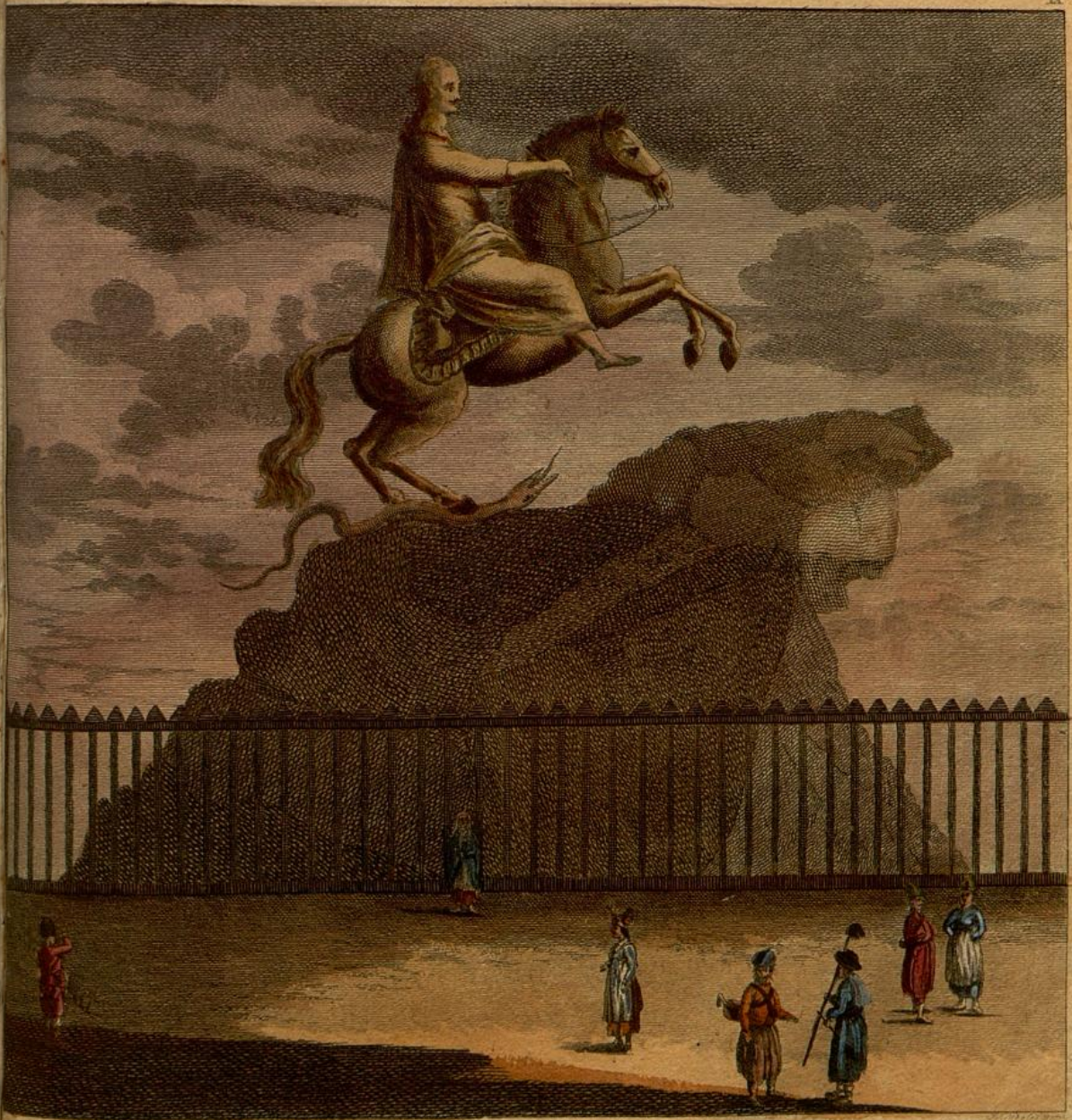
13 Papier- und Tapetenfabriken, 13 Kartenfabriken, 2 Vitriol- 1 Salmiak- 1 Mennig- und 3 Bleyweißfabriken, 47 Talgschmelzereyen, 8 Lichtziehereyen und Giefsereyen, 2 Seifensiedereyen, 14 Brantweinbrennereyen, 10 Aquavitbrennereyen, 95 Malzdarren, 112 Bierbrauereyen, 158 Ziegelhütten, 14 Sägemühlen, 446 Mahlmühlen, 2 Pulvermühlen u. dgl. Hiebey ist nicht gerechnet eine Menge von einzelnen Werkstühlen; der moskowsche Kreis hat allein 300 Stühle für seidene und baumwollene Zeuge.

## St. Petersburg.

St. Petersburg (lateinisch Petropolis) ist die zweyte Hauptstadt und die gegenwärtige Residenz des russischen Reiches; eine große, prächtige, regelmäßige Stadt mit einem Seehafen. Der Anfang und Fortgang dieser Stadt ist bewunderungswürdig und vielleicht einzig in der Weltgeschichte.

Diese wichtige Stadt steht noch nicht länger als 102 Jahre. Im Jahr 1703 waren an ihrer Stelle nur einige kleine Fischerhäuser. Damahls eroberte Peter der Große die Festung und Stadt Nyenschanz am Newa-Strome und bemächtigte sich dieser Gegend, welche damahls den Schweden gehörte. Er beschloß sogleich wegen der bequemen Lage zum Handel auf der Ostsee hier eine Stadt und Festung anzulegen. Der Bau wurde angefangen, und der Ort nach dem Apostel Petrus, von welchem er selbst den Nahmen führte St. Petersburg genannt.

Petersburg war anfangs nur zu einem Waffenplatze bestimmt, woselbst man alle Kriegsnothwendigkeiten aus dem Innersten des Reiches bequem zusammen bringen, und desto nachdrücklicher wider Schweden handeln konnte. Die öffentlichen und Privatgebäude waren nur von Holz; die Befestigung



Die Statue Peter des Ersten.



der Admiralität und der Festung bestund nur aus einem schlechten Erdwall, und die Strafsen waren ungepflastert. Kurz, es war alles so eingerichtet, daß, wenn man diesen Ort wieder verlassen müßte, man nicht viel verlöhre. Allein nach der Schlacht bey Pultava und nach der Eroberung von Lifland und Esthland faßte Peter I. Hofnung, seine Eroberungen behaupten und St. Petersburg zur Hauptstadt seines Reiches machen zu können.

Von dieser Zeit an wurde alles angewendet die Stadt zu vergrößern und solid herzustellen. Er ließ die Festung von Steinen erbauen, die Wälle der Admiralität unten ummauern, Gärten anlegen, und dauerhafte Gebäude auführen. Im Jahr 1714 wurde der Senat und ihm Jahr 1718 verschiedene andere Kollegien in diese neue Stadt verlegt, und zu ihrer Aufnahme und zur Verschönerung des Orts mehrere Gebäude in gerader Linie erbauet. Um aber Petersburg so geschwind als möglich zu vergrößern und zu bevölkern, so ertheilte er den vornehmsten Familien des Reiches Befehl, sich hieher zu begeben und nach dem Verhältnisse ihrer Einkünfte Häuser zu erbauen.

Bey diesem Geschäfte gieng es anfangs ziemlich unordentlich zu, und im Jahr 1721 wurde erst bestimmt, wo die Stadt eigentlich seyn sollte. Dem Adel und der Bürgerschaft war die petersburgische Insel zur Bebauung angewiesen worden, woselbst auch viele öffentliche und Privatgebäude aufgeführt wurden: nachher aber beschloß der Kaiser die ganze Stadt auf der Insel Wasil Ostrow zu errichten. Die Strafsen wurden abgezeichnet, Kanäle gegraben, die Insel sollte durch 37 Bastionen befestiget werden und die Edelleute mußten hier, nach dem Verhältniß der Anzahl ihrer Bauern, entweder hölzerne oder steinerne, kleine oder große Häuser bauen. Allein der Tod des Kaisers unterbrach die Ausführung dieses Vorhabens, und die errichteten steinernen Gebäude verfielen nach und nach. Die Edelleute, denen ihre neu erbauten Häuser größtentheils unnütz, und manchen sehr zur Last waren, durften sie dennoch auch nach Peters Tode nicht verkaufen, bis sie endlich im Jahr 1759 von der Kaiserinn Elisabeth hiezu die Erlaubniß erhielten.

Die Lage von Petersburg hat sehr viele Unbequemlichkeiten, welche sie zur Haupt- und Residenzstadt ungeschickt machen. Sie ist zu sehr am Ende des Reiches. Moskau schickte sich besser dazu, weil diese Stadt fast um die Mitte des alten Rußlandes liegt, und daher das Justiz- und Finanzwesen und

überhaupt der ganze Geschäftszug dieses weitläufigen Reiches geschwinder und besser besorgt werden konnte. Ein anderes bedeutendes Uebel liegt in den Gegenden von St. Petersburg. Diese sind nur wenig fruchtbar, daher müssen die Lebensmittel aus den entfernteren Gegenden herbey geführt werden, und kommen auf sehr hohe Preise zu stehen. Es sind nur sehr wenige Oerter in Europa, wo es so theuer zu leben ist, wie in Petersburg. Dieses war auch die Ursache, warum die russischen Edelleute sich nicht dazu verstehn wollten, dem Wunsche Peters des Großen zu willfahren, so dafs er sie zwingen mußte, die Stadt anzubauen. Denn außerdem, dafs alles für sehr hohe Preise zu stehen kam, mußten sie, deren Einkünfte meistens in Landesprodukten bestanden, die zugeführten Lebensmittel für baares Geld, das ihnen fehlte, bezahlen.

Dafür hat aber Petersburg wieder andere grofse Vortheile. Die Lage an der See eröffnete für Rußland neue, bis dahin gar nicht gekannte Hülfquellen. Der Handel auf der Ostsee verschafte ihren Landesprodukten einen stärkern und sehr vortheilhaften Absatz. Dieses zog in kurzem Geld und Menschen, Lebhaftigkeit und Industrie, nach Petersburg und trug ungemein viel zur Vergrößerung und Verschönerung bey. Ein anderer wesentlicher Vortheil ist die nähere und leichtere Kommunikation mit den übrigen europäischen Staaten. Das vorher wenig gekannte Rußland fieng seit Peters Regierung an einen Plaz unter den europäischen Mächten einzunehmen, und es näherte sich alsdann seiner gegenwärtigen politischen Bedeutenheit mit Riesenschritten. Auch dazu ist die Lage von St. Petersburg sehr vortheilhaft, denn nun gehen die Unterhandlungen mit den übrigen europäischen Mächten viel geschwinder und besser von statten, als dieses von Moskau aus geschehen wäre.

Alles dieses trug ungemein viel zum Emporkommen der Stadt bey. Schon unter Peter I. war sie grofs und prächtig, aber unter seinen Nachfolgern wurde sie noch weit ansehnlicher. Sie gehört nun unter die grölsten und schönsten Städte von Europa, und wurde das, was sie ist, in einem Zeitraume von einem einzigen Jahrhunderte, während ähnliche Städte fünf, sechs und mehrere Jahrhunderte zu ihrem Emporkommen brauchten.

Petersburg liegt im  $43^{\circ} 59'$  und  $30''$  östlicher Länge, und im  $59^{\circ} 56'$  nördlicher Breite an den Mündungsinseln der Newa. Der Newa Strom, welcher hier in seiner größten Breite gegen 800 Schritte hat, theilt sich vor seinem Ausfluß ins Meer, in drey Arme, nämlich die große und kleine Newa und die Newka; dadurch und durch die kleinen Flüsse Fontanka und Moika und durch mehre Kanäle werden verschiedene große und kleine Inseln gebildet. Diese Inseln hat man zur Erbauung von Petersburg benutzt, indem man die niedern und sumpfigten Oerter durch abgehauene Baumäste, Steine und Erde erhöhte und so die Stadt darauf anlegte. Das Übrige aber wurde auf dem daran stossenden festen Lande gebaut. Ueber die drey Arme der Newa sind im Sommer zur Verbindung der verschiedenen Theile von Petersburg Schiffbrücken angelegt, im Winter aber findet die Kommunikation über das Eis statt. Ueber die kleinern Flüsse Moika und Fontanga und über die Kanäle sind beständige Brücken gebaut.

Petersburg hat in der Länge eine starke deutsche Meile und eben so viel in der Breite. Es hat weder Thore noch Mauern, aber schöne breite gerade Strafsen und viele große Plätze. Das Ganze wird in 10 Haupttheile eingetheilt, nämlich die erste, zweyte und dritte Admiralitätsseite, die Stückhofs-moskowitzsche-jamskoi- und wrogner-Seite, die wasiliowskische St. Petersburgische und wiburgische Seite. Diese 10 Theile bestehen wieder aus 42 Quartieren.

Häuser waren im Jahr 1787 vorhanden 3431, wobey zu bemerken ist, daß diese Zahl nur die Haupthäuser in sich begreift, denn die Nebenhäuser, welche auf dem Grund und Boden der erstern gebaut sind, mögen wohl viel zahlreicher seyn. Darunter waren 1291 von Stein gebaute, deren Zahl sich aber von Jahr zu Jahr vermehrt, weil die ganz neuen und die zu Grund gehenden Häuser nicht mehr von Holz gebaut werden dürfen. Von Kirchen sind vorhanden 56 griechische, nebst einem Mönch- und Nonnenkloster, 7 protestantische, 2 reformirte, 1 katholische, 1 armenische, und 1 Bethaus der evangelischen Brüdergemeinde. Der Cottesdienst wird in 14 Sprachen gehalten.

Die Bevölkerung von Petersburg hat seit ihrer Entstehung außerordentlich zugenommen. Nach 48 Jahren, nämlich 1750 belief sie sich schon auf 74,200 Einwohner. Aber seitdem stieg sie noch weit mehr empor, so daß man im Jahr 1792 nicht weniger als 225,000 Menschen daselbst zählte. Darunter waren 17 bis 1800 Deutsche, 2290 Franzosen, 930 Engländer, 1860 Schweden u. dgl. Nach den Religionen waren daselbst, außer der herrschenden griechischen, 13,193 Katholiken, 20,512 Lutheraner, 1736 Reformirte, und 93 Armenianische Glaubensgenossen.

Mitten in der Stadt liegt eine Festung auf einer Insel in der Newa. Sie ist ein regelmässiges Sechseck, welches eben nicht sehr zur Vertheidigung der Stadt geeignet ist, sondern mehr zur Aufbewahrung der Gefangenen und zur Zierde dient, denn bey grossen Staatsfesten werden die Bollwerke und Wälle mit Lampen erleuchtet. Mitten darinn befindet sich die Hauptkirche St. Peter und Paul, worin seit Peter dem Grossen alle Kaiser und Kaiserinnen in prächtigen Särgen beygesetzt werden. Auch sieht man hier das holländische Boot, welches Peter I. eigenhändig gezimmert haben soll.

Gleich darauf stößt die Petersburgerinsel, welche stark bebaut ist, aber wenig Merkwürdiges enthält. Nur müssen wir das kleine Häuschen anführen, welches Peter der Grosse, als er zuerst auf die Stelle kam, wo izt das prächtige Petersburg steht, erbauen liess und bewohnte. Es ist von Holz, und noch so, wie es vor 100 Jahren war, nur daß man es mit einem neuen Dache versehen, und zu besserer Erhaltung mit einer Mauer umgeben hat. Zwischen dieser Insel und der Festung ist ein Partikularwerft, auf welchem Galioten und Schiffpontons zu den Brücken gebaut werden.

Die Insel Wasili-Ostrow oder St. Basilius-Insel ist die gröfste unter allen. Sie enthält 12 sehr lange und breite strassen, welche die Linien genannt, und von 6 geraden Querstrassen durchschnitten werden. Hier bemerkt man die Hanfniederlage, das Packhaus, die Börse, das Zollhaus, die Brücke, wo die Kauffartheschiffe anlegen und ihre Waaren ausladen, das ansehnliche Gebäude der kaiserlichen Akademie, die sämmtlichen hohen kaiserlichen Kollegia, das weitläufige Gebäude für das adeliche Landkadetenkorps, die Akademie der Künste, das Gebäude für das Seekadetenkorps, eine ansehnliche Reihe von mehr als 50 schönen Pallästen, welche das Ufer der Newa schmücken.

und ganz am Ende, gegenüber von der Festung Kronstadt, den Galeerenhafen.

Der prächtigste Theil von Petersburg ist die Admiralitätsseite oder Insel, welche sich neben der vorhergehenden befindet. Hier ist das Admiralitätsgebäude, welches mit 5 Bastionen befestiget, und mit vielen Kanonen umgeben ist, das von allen ankommenden Schiffen begrüßt wird, und den Grufß wieder beantwortet. Nahe dabey sind die Proviantmagazine für die Admiralitätsbediente, die Scheunen, wo das Eichenholz zum Schiffbau aufbewahrt wird, das Galeerenwerft, wo alle Galeeren gebaut werden, und wo man immer einige Kriegsschiffe auf dem Stappel sehen kann, das Senatsgebäude und die berühmte Bildsäule Peters des Großen. Hier ist auch der kaiserliche Winter- und der angenehme Sommerpallast, der Stallhof und andere kaiserliche Gebäude. Einige der ansehnlichsten Kirchen, worunter besonders die russische Kirche der Mutter Gottes von Kasan, und die Matrosenkirche zu bemerken, welche letztere das schönste Kirchengebäude in der ganzen Stadt ist. Sonst sind in diesem Theile der Stadt noch eine beträchtliche Anzahl Palläste und schöne Privathäuser. Besonders enthalten die beyden ansehnlichen Straßsen, die große und kleine Millionenstraße genannt, sehr viele schöne Gebäude.

Die übrigen Theile von St. Petersburg sind auf dem festen Lande angelegt. Man unterscheidet hier die moskowische Seite mit den ansehnlichen Kasernen. Die Stückhofsseite, wo der italienische Garten, die Baukanzley, ein Partikularwerft, das alte Hofprovianthaus, das Gießhaus für Mörser und Kanonen, das Zeughaus, die kaiserliche Tapetenmanufaktur, das neue Hofprovianthaus, das Feuerwerkslaboratorium, die Wasserleitung zu den Fontainen im kaiserlicher Springwasser Garten, das weitläufige Nonnenkloster u. dgl. zu bemerken sind. Auf der wiburgischen Seite ist das Land- und Seehospital, die holländische Bierbrauerey, die Reperbahn u. dgl. Auch gehört noch dazu die Vorstadt oder Sloboda Kosatschia, und die beyden Flecken Ochta und Kleinochta.

Petersburg ist der vorzüglichste Sitz der Künste und Wissenschaften in Rußland. Hier ist die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, welche schon im Jahr 1724 von Peter I. gestiftet wurde. Sie besteht aus der eigentli-



chen Akademie und der Universität. Die eigentliche Akademie besteht aus einer Anzahl ordentlicher Mitglieder, dann aus einigen im Auslande befindlichen pensionirten Mitgliedern, und aus vielen auswärtigen Ehrenmitgliedern. Die Universität ist zum Unterricht der Studierenden in allen Theilen der Wissenschaften bestimmt, welche hier theils in lateinischer, theils in russischer Sprache vorgetragen werden. Unter der Universität steht zugleich das Gymnasium. Alles dieses befindet sich in einem großen ansehnlichen steinernen Gebäude, wo noch andere Merkwürdigkeiten angetroffen werden.

In dem Gebäude der Akademie ist vorzüglich die wichtige kaiserliche Bibliothek zu bemerken. Sie bestand im Jahr 1775 nur aus ungefähr 36,000 Bänden, wurde aber in der Folge ansehnlich vermehrt. Außerdem ist sie sehr reich an Handschriften, welche die russische Geschichte betreffen und an chinesischen Manuskripten. Ferner sind zu bemerken, die Kunst-Naturalien-Münz- und Metallienkabinette, die Sternwarte, die kostbare Sammlung von physikalischen, mathematischen und andern Instrumenten u. dgl. Auch sind in diesem Gebäude eine Buchdruckerey, Buchhandlung, Buchbinderey, Schriftgießerey, Kupferstecherey, Mahlerey, und Instrumentenmacherey.

In einem eigenen steinernen Hause befindet sich der berühmte gottorpsche Globus. Er hat sieben Fuß im Durchmesser, ist von Kupfer und inwendig hohl. Die äußere Fläche stellt die Erdkugel vor, auf der innern aber ist der Sternhimmel abgebildet. Man steigt auf einer kleinen Treppe durch ein Thürchen in diesen ungeheuren Globus hinein. In der Mitte befindet sich inwendig ein Tisch mit Bänken, worauf 12 Personen gemächlich sitzen, und die Bewegungen des gestirnten Himmels betrachten können.

Die Akademie der Künste ist gegenwärtig für sich allein bestehend. Sie hat ein ansehnliches steinernes Gebäude, eine reiche Sammlung von Gemälden und von andern alten und neuen Kunstsachen; eine Bildungsanstalt für 300 junge Leute in allen Kunstfächern u. dgl. Sie hat einen Fond, der 60,000 Rubel jährlicher Einkünfte abwirft, zur ihrer Unterhaltung.

Zu den übrigen Bildungsanstalten gehören vorzüglich die merkwürdigen Kadeteninstitute. Das Landkadeteninstitut ist in einem der größten Gebäude

von Petersburg, welches 1253 Zimmer enthält. Hier werden 500 russische Kadets von Adel, 100 Lief- oder Finnländer von Adel, und 80 Bürgerliche erzogen. In diesem großen Gebäude befinden sich 3 Kirchen, nämlich eine russisch - griechische, katholische und lutherische, ferners eine Bibliothek, ein physikalisches Kabinet, eine Naturaliensammlung u. dgl. Ein anderes dergleichen Institut ist das Seekadeteninstitut, welches ebenfalls sehr ansehnlich ist, und die griechische Kadetenanstalt für 200 junge Griechen aus dem osmanischen Archipelagus.

Ferners sind noch zu bemerken, die Artillerie - Ingenieurs - Bergwerks - Navigations - und Handlungsschule; die chirurgische Schule, mit einer Werkstätte, worin chirurgische Instrumente gemacht werden, die anatomischen Theater bey den Hospitälern für Land- und Seetruppen, der botanische Garten u. dgl. Auch hat in Petersburg eine russische Akademie für die russische Sprache, und eine freye ökonomische Gesellschaft zur Beförderung der Gewerbe im russischen Reiche ihren Sitz.

Das Kommerzwesen ist in Petersburg von sehr großer Bedeutung. Die Manufakturen und Fabriken werden immer beträchtlicher. Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren hier folgende die merkwürdigsten. Auf kaiserliche Kosten wurden unterhalten 1 Tapetenmanufaktur, welche Hautelisse- und Basselisse - Tapeten lieferte, 1 Gold- und Silberschneideoffizin mit einem großen Laboratorio zur Bereitung des Scheidewassers u. dgl., 1 Bronzefabrik, 1 Medaillengießerey, 1 Stückgießerey, und 1 Münzhof. Unter den Privatfabriken waren 8 Zuckersiedereyen, 12 Gold- und Silberfabriken, 7 Manufakturen für seidene Zeuge und Strümpfe, 1 Kattun- und Zizfabrik, 8 Spielkartenfabriken, einige Papiertapetenfabriken, 1 Wachsbleiche, 1 Wachstuchfabrik, 1 Uhrfabrik, 14 Buchdruckereyen, 5 Schriftgießereyen u. dgl. Im Jahr 1792 zählte man hier 183 Gold-Silber- und Galanteriearbeiter, worunter 44 russische und 139 ausländische waren. Außerhalb der Stadt sind aufer den wichtigen Glashütten, 1 Porzellänfabrike, 1 große Pulverfabrik mit 44 Mühlen u. dgl.

Die Land- und Seehandlungsgeschäfte sind sehr wichtig, und geben der Stadt ungemein viel Lebhaftigkeit und Wohlhabenheit. Sie sind meistentheils in den Händen der Ausländer. Man findet hier fast aus allen an der See

gelegenen Ländern eine ziemliche Anzahl Schiffe, welche die russischen Waaren von hier aus dem Stappel abholen, und dagegen andere, die in Rußland abgesetzt werden können, wieder einführen. Im Durchschnitt kommen jährlich gegen 1000 Schiffe zu Petersburg an. Wie sehr der Seehandel zugenommen habe, kann man daraus abnehmen, daß im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch gar keiner vorhanden war, im Jahr 1742 aber der Werth der Ausfuhr 2,479,000 Rubel betrug, und dann so sehr zunahm, daß im Jahr 1796 nicht weniger als für 34 Millionen und 500,000 Rubel Waaren ausgeführt wurden.

Nach dieser kurzen Uebersicht der beyden Hauptstädte Rußlands, Moskau und St. Petersburg, wollen wir nun zu den einzelnen vorzüglichsten Merkwürdigkeiten fortschreiten.

---

## Bildsäule Peter des Großen

Die Bildsäule Peters I. gehört unter die merkwürdigsten öffentlichen Denkmähler von Europa. Sie ist ein würdiges und prächtiges Monument des großen Kaisers den es vorstellt und der großen Kaiserin, die es demselben errichtete.

Katharina II. bediente sich zur Ausführung dieses schon 1766 gefassten Entschlusses, des gelehrten französischen Künstlers Falconet, dessen genehmigtes Modell in Gips einige Jahre zur Schau ausgestellt ward. Die Darstellung der Statue selbst erfolgte 1782. Die Statue stellt den Helden zu Pferde vor, auf einer ungeheuern Granitmasse.

Der Granitfelsen, den die Wahl traf, lag bey dem karelischen Dorfe Lachta, in einem morastigen Walde, etwa 12 Wersten von St. Petersburg und 4 vom Ufer des kromstädtischen Busens. Als von demselben das zwecklose abgesprengt war, betrug dessen Höhe 21, die Länge 38 Fuß und sein Gewicht nach Berechnung über 3 Millionen Pfund. Der Transport dieser Masse war eine mechanische Aufgabe, die der Graf Carhuri, der sich hier Ritter Lascari nannte, glücklich auflöste und ihn 1770 an den Ort seiner Bestimmung brachte.

Man machte für den Stein von seinem Lager zum Ufer einen festen Weg und brachte den Stein auf metallenen Schlitten, die in metallenen Bahnen oder Rinnen, auf metallenen Kugeln von 5 Zoll im Durchmesser liefen, mit Winden durch 400 Menschen, täglich an 200 Faden, dem Ufer näher.

Der Transport zu Wasser geschah auf einem Flosse. Weil aber das in dieser Gegend zu seichte Wasser die ungeheure auf einem einzigen Klumpen zusammen gedrängte Last nicht hätte tragen können, so hob man sie durch die sogenannten Kameele. Dieses sind große, platte, halbmondförmige Fahrzeuge, wovon zwey ein ganzes Kriegsschiff zu umgeben und empor zu heben im Stande sind. Sie werden nämlich so sehr mit Wasser angefüllt, daß sie sich bis zu dem untersten Raume desjenigen Gegenstandes, den sie heben sollen, versenken; alsdann werden sie an denselben befestiget. Wenn sie nachher wieder von dem Wasser, welches sie anfüllt, befreyt werden, so steigen sie dadurch von selbst in die Höhe und heben den Gegenstand mit empor. Das Floß erhielt durch die Verbindung mit den Kameelen eine Länge von 180 Fufs, eine Breite von 66 und eine Höhe von 17 Fufs. So wurde dieses außerordentliche Stück, vielleicht das schwerste, welches jemahls von Menschen auf eine so große Strecke geführt wurde, an die gehörige Stelle gebracht.

Die Steinmasse ist ein kleingemengter Granit, aus weissem und gefärbtem Quarz, weißem und rothem Feldspath, weißem und schwarzem Glimmer und hie und da hat er auch Eisengranaten und Schörlkristallen. Stellenweise ist er sehr schön, und taugte zu geschnittenen Handknöpfen, Brasseletten, Ohrgehängen, Brelocken, Stockknöpfen und dergleichen, die sich viele Liebhaber wegen der merkwürdigen Bestimmung dieses Steines von den Abgangbrocken machen ließen.

Bey der Anwendung ließ ihn Herr Falconet so sehr verkleinern, daß er eines Ansatzes bedurfte. Er liegt nun auf dem Petersplatze auf stark pilotirtem Grunde, in der Form einer steilen Anhöhe, die an der Gegenseite fast abgeschnitten ist, 53 Fufs lang, 21 Fufs breit und oben bey dem Absturz auf der Newaseite 17 Fufs hoch. An zwey Seiten sind russische und lateinische Inschriften und rings herum faßt ein eisernes Geländer mit vergoldeten Knöpfen einen kleinen ovalen Platz ein, der mit Granitfliesen abschüssig belegt, und am Felsen etwan zwey Fufs höher als der Platz umher ist.

Der Guß der Statue geschah auch durch den Herrn Falconet, in einem eigenen Hause neben dem Tragefelsen, im Jahre 1775. Das Metall ist Glockenspeise aus Kupfer und wenig Zinn und Zink, und wog 44,041 russische Pf. Das Eisen, welches des Gleichgewichtes wegen in den Hintertheil des Pferdes kam, betrug 10,000 Pfund. Der Kopf, die Arme, Füße und das Gewand

des Reuters haben die Dicke von 3, der Körper von 4 Linien; der Kopf und die Vorderfüße des Pferdes sind 3 Linien dick, die Dicke nimmt aber nach hinten bis auf 1 Zoll zu. Wenige Güsse solcher Größe werden so dünn seyn.

Die Figur des Monarchen ist 11 Fufs hoch, das Gewand ist russische alte Tracht und noch jetzige Nationaltracht, mit Halbstiefeln, einem Knebelbart und gekämmten Haar, mit einem Lorbeerzweige umflochten. Sie streckt den rechten Arm mit bloßer Hand aus. Die Gesichtsbildung, die Demoiselle Gollot modellirte, ist wohl getroffen, und die ganze Stellung edel und ausdrucksvoll. Das Pferd ist von großer Vollkommenheit, mit dem Ausdruck von vielem Feuer und Anstrengung, bergan zu galloppiren. Es tritt mit einem Hinterfufse auf eine Schlange. Seine Höhe beträgt 17 Fufs.

Die Erklärungen des Emblematischen dieser Statue sind sehr verschieden. Vielen scheint folgendes stark ausgedrückt: Das Standgestelle, ein rauher Granitberg; Bild der Schwierigkeiten, die der Kaiser zu überwinden hatte. Sein muthiges Pferd deutet auf rastlose Anstrengungen; es zertritt in der Schlange den Neid. Das einfache Nationalgewand ist für alle Zeiten schicklich und kann die einfache Art seiner Maasregeln bemerken; der Sattel, die Haut eines überwundenen Löwen. Die ganze Stellung unbefangen, mit ausgestreckter, wohlthätiger Hand, nach der Newa, der Akademie und der Festung können auf Stärke zu Wasser und Lande, Aufklärung und Handel, als seine vorgesetzten Ziele weisen.

Die öffentliche Darstellung des unter einem Schoppen bearbeiteten Standbildes geschahe 1782 am 7ten August, sehr feyerlich, in einem Kreise der Militz, unter dem Donner der Kanon. Die Monarchinn, die der Feyerlichkeit vom Balkon des Senats zusahe, verherrlichte den Tag durch Austheilung goldener und silberner Metaillon und durch eine Gnadenkase, die alle mehr als zehnjährige Prozesse aufhob, alle 5 Jahre in Verhaft gewesene Schuldner frey gab, und alle Kronschulden unter 500 Rubel erlies.

Die Kosten dieses würdigen Denkmahls waren kaiserlich. Der Transport des Standsteines von Lachta kostete 70,000 Rubel. Falkonet bekam an neunjährigem Gehalt gegen 48,000 Rubel; als Vergüttung einer freyen Station 26,800; für den Guß besonders 17,500; seine Untermeister 27,284; der Stückgiefser Chaïlow 2500 Rubel u. s. w. Alles betrug nach Berechnung des Baukontours 424,610 Rubel.

Aber Peter der Große verdiente auch ein solches Denkmahl. Dieser große Monarch war seines Nahmens werth und wird in der Geschichte ewig unvergesslich bleiben. Er vergrößerte nicht allein sein Reich, seine Macht und seine Einkünfte, sondern was in der Geschichte der Menschheit weit wichtiger ist, er hob es aus seinem damaligen rohen Zustande empor und verschaffte ihm im Innern eine Vollkommenheit und Ausbildung wodurch es fähig wurde, mit den übrigen europäischen Staaten in eine Reihe zu treten.

Er vergrößerte sein Reich durch den nystätischen Frieden mit Liefland, Estland, Inngermannland und einem Stück von Karelilien. Er erbaute St. Petersburg, und erwählte diese neue Stadt zur Residenz, legte auch die Städte Tawrow, Petrowsk, Kronstadt, Neu-Ladoga und Katharinenburg und verschiedene Festungen an. Er errichtete eine Seemacht, verbesserte das Kriegswesen und legte den Hauptgrund zu der nachherigen Macht des russischen Reiches. Zugleich vermehrte er die Einkünfte des Reiches, verordnete das Recht eines Zaren, seinen Nachfolger zu ernennen, nahm zuerst den Kaisertitel an, und that alles für die Größe und den Glanz seines Hauses.

Unendlich liebenswürdig erscheint dieser Monarch durch dasjenige, was er für das Wohl seiner Länder und Unterthanen that. Er sorgte für die Aufklärung der Russen, für die Verbesserung ihrer Sitten. Er verbesserte das Kirchenwesen, führte die Wissenschaften und Künste in seinem Reiche ein, ließ ungebaute Gegenden anbauen, setzte die Handlung und Manufakturen auf einen bessern Fuß. Kurz er schuf sein ganzes Reich so zu sagen um.

Die Regierung Peter des Großen macht eine so wichtige Epoche in der Kulturgeschichte des russischen Reiches, daß wir uns nicht enthalten können, hier einige der merkwürdigsten Epochen aus der Geschichte seiner Kulturschöpfung auszuheben. In einem der interessantesten Werke über Rußland in Heinrich Storchs historisch-statistischem Gemählde des russischen Reiches am Ende des achtzehnten Jahrhunderts findet man im dritten Theile folgende Bemerkungen über diesen Gegenstand.

„Nach dem Beyspiele seines großen Vorfahren (Alexei Michailowitsch) gründete Peter seinen Entwurf, die Industrie zu erwecken, vorzüglich auf die Einberufung kunstseicher Ausländer. Schon auf seiner ersten Reise im Jahr

1697, warb er selbst in allen Ländern, die er durchreiste, geschickte Manufakturisten und Handwerker an, die er sogleich nach Rußland abfertigte. Eine zahlreiche Menge französischer Refügies, Deutsche, Schweitzer, Holländer und Engländer, die er größtentheils unter seinen Augen hatte arbeiten sehen, traten in seine Dienste. Der Ruf seiner Freygebigkeit und das glänzende seiner Entwürfe, die das Gericht dem erstaunten Europa vergrößert wiedererzählte, bewogen viele tausend Ausländer, sich freywillig in seinen Staaten niederzulassen, um hier, mit Kunstfertigkeiten, die in ihrem Vaterlande wenig galten, ein schnelles Glück zu machen."

„Peter fand für gut diese Meinung durch ein öffentliches Manifest zu bestärken, welches im Jahr 1701 in mehrern auswärtigen Ländern verbreitet ward, und wodurch er besonders Künstler, Fabrikanten und Handwerker einlud, denen nach Verhältniß ihrer Brauchbarkeit ansehnliche Belohnungen verheissen wurden. So groß die Menge derer war, welche diesen allgemeinen Einladungen folgten, so fuhr Peter demungeachtet jährlich fort, bald für dieses bald für jenes Gewerbe ausdrücklich Leute zu verschreiben, denen aus seiner Kasse kontraktmässige Gehalte ausgezahlt wurden. Im Jahr 1714 zum Beyspiel, gab er seinem Gesandten in Frankreich den Auftrag, von dorthier geschickte Handwerker nach Rußland zu schicken, welchen aufser der freyen Wohnung und einer zehnjährigen Immonität von allen Auflagen, noch ansehnliche Bedingungen zugestanden wurden. Im Jahr 1718 wiederholte Peter diesen Auftrag, um Manufakturisten zur Anlegung von Seidenwebereyen zu erhalten."

„Nie war Peter thätiger für die innere Verbesserung seines Reiches, als vom Jahr 1715 bis an seinen Tod; um diese Zeit verdoppelte er auch seine Bemühungen, fremde Künstler in seine Staaten zu ziehen. Sein großer Geist, statt durch so viele und manigfaltige Anstrengungen ermüdet zu werden, schien vielmehr gegen das Ende seines Lebens einen neuen und kühnern Aufschwung zu nehmen; befreyt von den Sorgen eines langwierigen und gefährlichen Krieges, wandte er seine Thätigkeit vorzüglich auf die Belebung der Industrie."

„Auch die zerstörende Geißel des Krieges selbst wußte er zu diesem großen Zwecke zu nutzen. Nicht Härte, nein, Politik war es, die ihn bewog die tausende von schwedischen Kriegern, die das Waffenglück in seine Gewalt gebracht hatte, nach dem innern Rußland und nach Sibirien zu verwei-



sen. Gezwungen, sich ihre Bedürfnisse selbst zu verschaffen, sahen sich die kriegsgefangenen Schweden genöthiget, ihre Talente und Industrie auf die sonderbarste und mannigfaltigste Art in Wirksamkeit zu setzen. Nach dem Berichte eines glaubwürdigen Zeitgenossen (Webers verändertes Rußland. 1. Theil) gab es im Jahr 1714 bloß in Sibirien über 9000 schwedische Ober- und Unteroffiziere, die ihren Unterhalt daselbst mit ihrer Handarbeit verdienen mußten. Mit der bloßen Anwendung ihrer physischen Kräfte würden sie nur ein sehr ärmliches Auskommen gefunden haben. Die Noth ist die Mutter der Erfindungen. Diejenigen unter ihnen, die einige mechanische Kenntnisse besaßen, suchten sie jetzt in Ausübung zu bringen; der Vortheil, den sie daraus für ihre Lage zogen, ward ein Sporn für die übrigen und so entstanden durch den Ehrgeiz und die Kriegswuth Karls XII. in den Wüsteneyen Sibiriens Handwerke, Fabriken, Küste und Schulen. Unter den 800 schwedischen Gefangenen, denen Tobolsk zum Aufenthalt angewiesen war, gab es nur wenige, die nicht dieses oder jenes, bisher daselbst unbekanntes Gewerbe trieben; es gab unter ihnen Gold- und Silberschmiede, Spielkartenmacher, Drechsler, Tischler, Schuster und Schneider; einige hatten sogar Manufakturen von seidnen und goldgewirkten Stoffen angelegt; andere suchten ihr Brod als Handelsleute, Gastwirthe, Musikanten zu verdienen. Ihre Fabrikate waren zum Theil vortrefflich und wurden zu Webers Zeiten durch ganz Rußland feil gebothen, der daselbst in Moskau und Petersburg Proben desselben gesehen hatte, an denen Kunstverständige nichts auszusetzen fanden."

„Peter des Großen Absicht gieng dahin, alle nützliche Künste in seinem Lande einheimisch zu machen; er richtete daher seine Aufmerksamkeit nicht bloß auf diejenigen Handthierungen, die wir unter der Benennung Fabriken und Manufakturen begreifen: jedes Gewerbe, so unscheinbar es seyn mochte, gehörte in seinen Plan, und wurde von ihm unterstützt und vervielfältiget. Wenn er auf der einen Seite Künstler, Machinisten und Architekten verschrieb, und Seidenwebereyen anlegte, so vergaß er doch auf der andern nicht seine Rußen Heckerling schneiden und Butter machen zu lehren."

„Die gemeinsten Handwerke und Verrichtungen, die in Rußland unbekannt waren, führte er selbst ein, und gab in denselben gewöhnlich durch einige Anlagen auf seine Kosten das erste Beyspiel. In dieser Absicht legte er z. B. mehrere Säge-Schneide-Mahlmühlen, Seilereyen, Ziegelhütten u. s. w.

an, zu deren Betriebe er Tausende von Bauern aus dem Innern des Landes kommen liefs, die diese Handthierungen unter der Anweisung fremder Meister erlernen mußten. So führt Weber, um nur ein Beyspiel zu geben, bey dem Jahr 1721 in seinem Tagebuche an, daß in Moskau bloß in einem Monate mehrere tausend tartarische Jünglinge angelangt wären, die Peter dahin berufen hätte, um in Künsten und Handwerken unterwiesen zu werden. Eben dieser Augenzeuge erzählt, daß der Kaiser Bürstenbinder, Korbmacher, Butterweiber, Heckerlingschneider, Rattenfänger und viele andere dergleichen Professionisten in großer Anzahl kommen liefs. Seine Vorsorge gieng so weit, daß er einsmahls, da die Ratten und Mäuse in den Proviantschiffen und Magazinen großen Schaden angerichtet hatten, sogar eine Schiffladung holländischer Katzen verschrieb, die aber während des Krieges von schwedischen Kappern weggenommen wurde. Züge dieser Art sind nur dann kleinlich, wenn sie vom Kleinigkeitsgeist erzeugt werden; bey einem Manne, wie Peter war, der das Ganze zu umfassen und doch in jedes Detail zu dringen versteht, sind sie Bruchstücke zur Charakteristik, die der Geschichtschreiber nicht immer mit Stillschweigen übergehen darf."

Peter der Große liefs es natürlich nicht dabey bewenden, selbst Manufacturen und Fabriken anzulegen: er ermunterte auch seine Unterthanen dazu auf alle nur erdenkliche Weise. Zu diesem Ende erschienen mehrere sehr wichtige Verordnungen, aus welchen durchaus eine Weisheit in Emporbringung dieses Industriezweiges hervorleuchtet. So viel er aber auch für die Gründung der veredlenden Industrie gethan hatte, so würden seine Bemühungen doch unvollendet geblieben seyn, wenn er die Aufsicht und Pflege dieser neugewurzelten Pflanze nicht einer einsichtsvollen und thätigen Direction übergeben hätte. Als er daher zu Ende des Jahrs 1718 die alten Prikasen oder Kanzleyen abschafte, und neue Tribunäle nach schwedischer Form einführte, setzte er zu dieser Absicht auch ein Manufakturkollegium nieder, dessen Glieder zur Hälfte Russen, und zur Hälfte Ausländer waren, und welches seine Sitzungen den ersten Januar 1720 eröffnete.

So große Anstrengungen blieben nicht ohne Erfolg. Peter hatte das Vergnügen, in seinem letzten Regierungsjahre mehr als hundert gute Fabriken in seinen Staaten zu sehen, worunter einige waren, die gegen dreytausend Menschen Nahrung gaben. Viele Fabrikate des Auslands waren dem Reiche entbehrlich geworden und rufsische Manufakturwaaren giengen in fremde Länder.

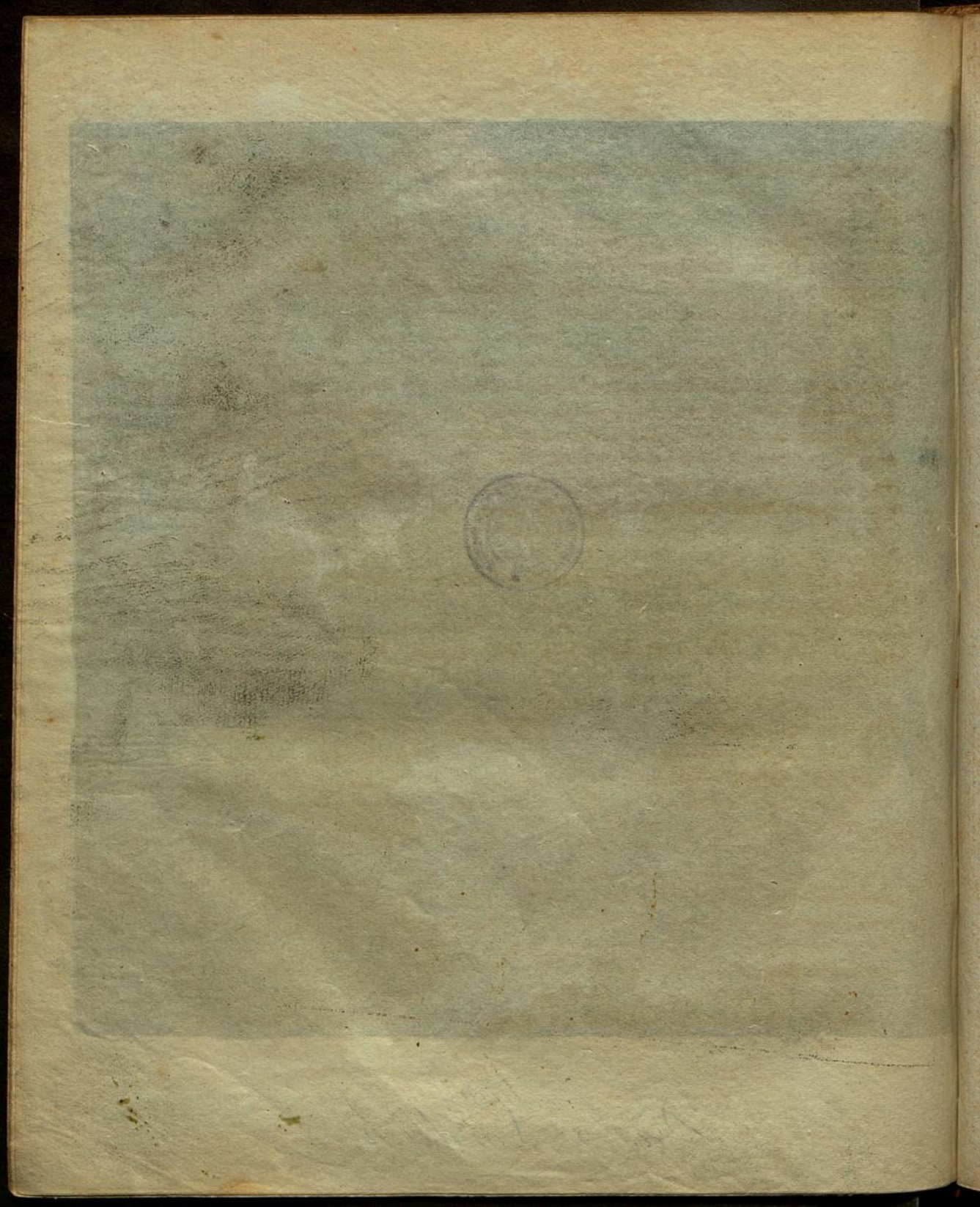
Die Zollregister bewiesen, daß jährlich mehr als sechs Millionen Arschienen Segeltuch, Tischzeug und andere Leinwandsorten ausgeführt wurden.

Wenn man die von Peter dem Großen zum Besten des Handels, der Manufakturen und Fabriken ergangenen Verordnungen liest, so begreift man kaum, wie ein einzelner Mann, der eines der größten Reiche des Erdbodens beherrschte, der in der Ausübung seiner Plane, von denen jeder besonders die ganze Zeit und die ganze Aufmerksamkeit jedes andern Fürsten erfordert hätte, alle mögliche Hindernisse zu übersteigen hatte, mitten unter den kritischen Umständen, in denen er sich befand, in seiner kurzen Lebenszeit so viele Kenntnisse habe sammeln können. Er allein konnte die Wunder wirken, die Rußland aus dem Chaos zogen, in welchem es sich befand, und sein Genie war nöthig, das große Projekt auszuführen, seine Nation mit den andern europäischen Nationen in gleichen Rang zu setzen, und zugleich Wissenschaften, Künste, Manufakturen und Fabriken zu schaffen und zu regieren.

---



Das Nordlicht



## Russisch-Kaiserliche Palläste.

Die Kaiserlichen Palläste gehören nicht allein zu den größten Merkwürdigkeiten in Rußland, sondern einige darunter sind auch so vorzüglich, daß sie mit unter die merkwürdigsten Palläste der Welt können gerechnet werden. Einige davon sind in St. Petersburg selbst, die übrigen aber außerhalb dieser Residenzstadt befindlich. Wir wollen sie hier nach und nach einzeln anführen, und mit denen zu Petersburg den Anfang machen. Diese werden wieder in die Sommer- und Winterpalläste eingetheilt.

### Winterpalläste.

Der alte Kaiserliche Winterpallast wurde schon von Peter dem Großen erbaut und von ihm und seiner Gemahlinn Katharina I. bis an ihr Ende bewohnt. Jetzt dient er zur Wohnung der Hofchauspieler und Sänger, und zu verschiedenem andern Gebrauche, und hängt durch einen bedeckten Gang, welcher über den Kanal angelegt ist, mit dem neuen Winterpallaste zusammen.

Der neue Winterpallast steht in dem ersten Admiralitätstheile am rechten Ufer der Newa. Er gehörte zuerst dem Grafen Apraxin, welcher ihn der Krone schenkte. Im Jahr 1754 liefs ihn die Kaiserin Elisabeth abbrechen, und das jetzige Schloß durch den Grafen Rastrelli erbauen. Es wurde im Jahr 1762 vollendet.

Dieses prächtige Schloß ist ein längliches Viereck an der Newa- und Stadtseite 450 Fuß lang und an jedem Ende 350 Fuß breit. Es hat ein hohes Erdgeschloß, auf demselben das Hauptwerk und über diesem ein Entre-

sol. Die ganze Höhe beträgt 70 Fufs. Das Dach ist niedrig und hat auf der Schlofskirche eine Kuppel mit einem Kreuz und auf dem Gesimse Statuen und andere Ornamente. Die Hauptfronte, an der Stadtseite, hat ein ansehnliches Portal und zwey Auffahrten unter grossen Balkons, deren einer ein Zimmer hat. Das untere Stockwerk hat hier und an allen Seiten jonische, das obere aber korinthische Säulen. Die Newaseite hat blofs eine Auffahrt. An beyden Enden springen beyde Hauptseiten als kurze Flügel vor, zwischen welchen eine Auffahrt ist. Das Erdgeschofs ist gewölbt, mit zwey Säulenreihen und hat kleine Seitenzimmer für Hofleute, Garden, Küchen u. s. w. Die Gewölbe sind dunkel, von melancholischem Ansehen. Das Entresol ist für die kaiserlichen und großfürstlichen Hofleute.

Der Schlofsplatz vor diesem Pallaste ist durch drey von der Kaiserinn Katharina II. im Jahr 1788 erbaute Palläste als ein Amphitheater eingefasst. Er hat zwey mit Granitlehnen umgebene Schoppen, unter eisernen Dächern, in welchen des Winters für die Kutscher, die bey Couren, Assembleen u. d. gl. warten müssen, Feuer unterhalten wird. Auf diesem Platze ziehen die Garden auf die Wache, und bey grossen Feyerlichkeiten werden gebratene Ochsen dem Volke preis gegeben und Fontainen errichtet, aus denen Weinspringt.

Das innere des Schlosses enthält viel Sehenswürdiges. Besonders sind folgende Gegenstände merkwürdig.

Die grosse, prächtige, marmorne Paradetreppe an der Newaseite, die nur Gesandte und Grosse bey der ersten feyerlichen Audienz besteigen.

Die Hofkirche enthält viele kostbare Gemählde, Messgewänder, Kirchengeschirr und andere Ornamente. Dadurch, und durch ein auserlesenes Sängerkorps erhält der Gottesdienst eine feyerliche Pracht.

Der Maskeradensaal ist durch seine gerundete Form, besonders bey nächtlicher Erleuchtung, ausgezeichnet schön.

Der Audienzsaal mit dem Thron ist nach alter Art prächtig eingerichtet. Der Thron hat vier, mit Sammet bekleidete Stufen und besteht in einem grossen Lehnstuhl unter einem Himmel und einer Krone. Alles mit kostbarer Stickerey und reich mit Franzen und Quasten versehen.

Das Zimmer mit den Reichsinsignien gehört zu den kostbarsten Juwelenkabinetten in der Welt. In demselben stehen die Reichsinsignien auf einem Tische unter einer großen Glasglocke, die alles genau betrachten läßt. Die große Krone von Gold ist mit rothem Sammet unterlegt und mit allerley, zum Theil sehr großen Edelsteinen fast bedeckt. Besonders hat sie oben einen ungewöhnlichen großen Rubin. Die kleine Krone, welche Katharina II. an großen Hoffesten zu tragen pflegte, hat etwan 5 Zoll im Durchmesser und ist durch ansehnliche Brillanten in hohem Werthe. Der Knopf des Zepters ist der merkwürdige Diamant, den Katharina II. von dem Griechen Safrax im Jahr 1774 für 450,000 Rubel und ein lebenslängliches Jahrgeld von 100,000 Livres kaufte. Nähere Nachrichten von diesem, unter allen jetzt bekannten Edelsteinen kostbarsten Diamante, und von seinen sonderbaren Schicksalen findet man in dem ersten Bande des gegenwärtigen Werkes Seite 35. Der Reichsapfel und sein goldenes Kreuz sind mehr als zur halben Oberfläche, mit mancherley Edelsteinen bedeckt. An den Wänden dieses Zimmers sind Glasschränke mit einer Menge von Diamantenschmuck, Ordenszeichen, Uhren und Uhrketten, Ringen, Schleifen, Degengefäßen, Dosen, Etais u. s. w. aus welchen die russischen Monarchen öfters ihre Geschenke wählen.

Die Wohnzimmer der kaiserlichen Familie sind geschmackvoll und prächtig eingerichtet. Auch unter den übrigen Zimmern sind noch manche prächtige. Viele werden aber gar nicht gebraucht.

Zu dem Winterpallaste gehört noch die Eremitage. Sie erhielt ihren Namen von der Kaiserinn Katharina II. welche dieses Gebäude zu ihrer Erholung gewidmet hatte. Daher wurde es auch durch einen bedeckten Gang im obern Stockwerk mit dem mittlern Stockwerk des Winterpallastes in Verbindung gesetzt, damit diese Monarchinn bequem aus ihren Zimmern in die Eremitage gehen konnte. Dieses Gebäude heißt auch sonst die Gallerie, weil es mit den Seitengebäuden zusammenhängt, worinn die Gemähldeammlung und andere Merkwürdigkeiten aufbewahret werden.

Die Eremitage und Gallerie enthalten sehr zahlreiche und kostbare Merkwürdigkeiten, wovon folgende die wichtigsten sind.

Die kaiserliche Bildergallerie besteht aus einer Reihe von Zimmern, und ist ungemein wichtig und ansehnlich. Sie wurde aus den Brühlischen, Gotskowskischen, Branckambischen und andern Sammlungen zusammen gesetzt,



so daß sie schon im Jahr 1774, nach einem damals erschienenen Verzeichnisse 2080 Gemälde enthielt, und man nicht im Stande war alle aufzustellen. Daher wurde die Gallerie in der Folge erweitert, und ununterbrochen so sehr vermehrt, daß sie jetzt gegen 3000 Stücke enthält. Man findet darunter Originale von Raphael, Rubens, Van Dyk, Rembrand, le Brun, Holbein, Corregio, Carucci, Jordan, Pesne, Dietrich und andern berühmten holländischen, italienischen und deutschen Malern. Auch sind über hundert kostbare Miniatur- und Emaillegemälde vorhanden. Nebst diesem überaus wichtigen Bilderschatz sind noch in Rußland sehr große Kunstschatze zerstreut anzutreffen. Alle kaiserliche und Großfürstliche Lustschlösser enthalten ansehnliche Gemäldesammlungen; die Akademie der bildenden Künste zu Petersburg besitzt eine Gallerie von Gemälden alter und neuer Meister, Bildhauerwerken und Mosaiken; viele Große des Reichs und selbst mehrere Privatpersonen besitzen schätzbare Sammlungen. Diese zahlreichen Kunstschatze sind größtentheils in der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aus Deutschland, Italien und dem übrigen Europa nach Rußland gewandert.

Die kaiserliche Bibliothek besteht eigentlich aus drey verschiedenen Sammlungen, welche in zwey Abtheilungen bestehen, wovon jede ihren eigenen Bibliothekar hat. Die erste enthält die kaiserliche Handbibliothek, welche von Katharina II. angelegt wurde. Sie besteht aus 2000 Bänden, und begreift alle Theile der Wissenschaften in sich. Viel zahlreicher ist die zweyte Abtheilung welche die berühmte Bibliotheken enthält, die Voltaire und Diderot gesammelt haben. Alle diese Sammlungen machen ungefähr 40,000 Bände aus.

Die Sammlung von Kupferstichen ist ebenfalls sehr schätzbar und enthält gegen 20,000 Blätter.

Das Medaillen- und Münzkabinet hat gegen 16,000 Stücke. Die Gemmensammlung enthält über 10,000 Stücke, worunter aber auch die Pastenabdrücke gerechnet sind. Das wichtigste davon ist die Sammlung des Herzogs von Orleans und die berühmte Nattersche. Auch sind viele Gipsabdrücke vorhanden.

Die Naturaliensammlung ist auserlesen. Sie enthält Gegenstände aus allen drey Reichen der Natur, vorzüglich aber aus dem Mineralreiche. Das vorzüglichste Darunter ist die Sammlung, welche Katharina II. von dem berühmten Naturforscher, dem Ritter Pallas im Jahr 1785 für 20,000 Rubel kaufte. Neben

dieser Sammlung ist noch ein Zimmer, worinn sehr viele natürliche Merkwürdigkeiten enthalten sind.

Das Confidenzzimmer ist im eigentlichen Verstande eine Eremitage. Die Herrschaften speisen an der Confidenztafel, die sie bereit finden, ohne Bediente, also ohne den Zwang von denselben. Nach dem ersten Gange der Speisen geht die Tafel auf ein gegebenes Zeichen nieder und nur die Schranken bleiben; darauf kommt die Tafel mit dem zweyten Gange in die Höhe u. s. f. Die Mechanik ist einfach; Schnüre laufen über Räder und ein Rad windet sie auf und ab.

Das Drechselzimmer ist ein Andenken von zwey der größten Monarchen. Es enthält eine Drechselbank und gedrechselte Sachen von der eigenen Hand Peters des Großen und der Kaiserinn Katharina der zweyten. In einem andern Zimmer ist Geräthe für Damenarbeit, Näh- und Stickereyrahmen u. d. gl.

Sonst sind noch verschiedene Kunstsachen und andere Merkwürdigkeiten in den verschiedenen Zimmern vorhanden. So sieht man eine kleine Modellsammlung, worunter der Münster in Straßburg von Perlemutter, ein Thurm mit einer Windeltreppe in Elfenbein u. dgl. Stücke sich auszeichnen. In einem andern Zimmer sieht man ein Schreibzeug von Metall, vom Mahler Mally verfertigt, welches die Auftritte des vorletzten Türkenkrieges in Emblemen sinnreich vorstellt, Waffen, Gefechte, das Verbrennen der Flotte u. s. w.

Eine ganz vorzügliche Merkwürdigkeit ist der Luftgarten (Hortus pensilis) der einen von den Höfen der Eremitage einnimmt und von ziemlicher Größe ist. Er hat eine Höhe von 6 Faden oder Klaftern. In demselben sind Spaziergänge, Grasplätze, Blumenreviere, Orangerieparthien, Birken, Tannen, und andere rufsische Bäume und Gesträuche in der bloßen Erde, völlig wie in den gewöhnlichen Lustgärten geflanzt. Umher sind Gewächslauben angebracht. Das Gewölbe, welches den Garten trägt, kann des Winters geheitzt werden, daher es auch in dieser Jahreszeit Garten ist. Eine kleine Waldparthie dieses merkwürdigen Gartens ist kaum bemerkbar mit Drathgitter bedeckt. Darunter befindet sich eine große Mannigfaltigkeit fremder und rufsischer schöner und Singevögel, die wie in der Wildniß durcheinander fliegen, die ihnen gestreute Nahrung aufsuchen und guter Dinge durcheinander singen, zwitschern, auch sich Nester bauen. Im offenen Theil des Gartens finden sich mancherley Tauben ein.

Aus der Eremitage führt ein bedeckter Gang in das Hoftheater. Die Aussenseite dieses pallastartigen Gebäudes ist mit Säulen und kolossalischen Statuen griechischer, römischer und russischer Theaterdichter verziert; in der innern Einrichtung herrscht eine geschmackvolle Simplicität. Die Bühne ist nur vom mäßigen Umfange, daher die großen Opern, zu denen viel Maschinenwerk gehört, hier nicht vollständig vorgestellt werden können. Der Saal für die Zuschauer hat keine Logen, sondern bildet in einem sich immer verengernden Halbzirkel Stufen, die überall mit Tuch bezogen und eine um die andere mit Polstern belegt sind, auf welche sich die Zuschauer setzen. Auf diesem Theater geben die russischen, französischen und deutschen Hofschauspieler die von dem Hofe verlangte Stücke, bey deren Vorstellung aber nur nahmentlich ernannte Zuschauer seyn dürfen.

## Kaiserlicher Sommerpallast.

Der Kaiserliche Sommerpallast befindet sich in dem dritten Admiralitätstheile in einem Winkel, den die kleinen Flüsse Moika und Fontanga bilden. Er wurde schon im Jahr 1711 von Peter dem Großen erbaut. In der Folge stellte ihn die Kaiserinn Elisabeth ganz von neuem her. Er ist auf einem hohen steinernen Fundament von Holz erbaut, und mit zwey Seitenflügeln, die einen Schloßplatz bilden, versehen. Die Zimmer in demselben sind weder so prächtig, noch so modern, wie in den übrigen Schlössern, aber wegen seiner stillen einsiedlerischen Lage brachte die Kaiserinn Katharina II. hier gewöhnlich einige Tage im Sommer zu. Hier sieht man ein künstliches Uhrwerk, bey welchem sich ein Glockenspiel hören läßt, wozu eine Eule den Takt schlägt, und bey welchem ein Pfau die Federn hebt, und ein Hahn kräht. Es ist das Werk eines Engländers. Das wichtigste bey diesem Pallaste sind die beyden Sommergärten, wovon der erste über der Moika liegt, und durch eine hölzerne Brücke mit dem Gebäude Kommunikation hat, der zweyte aber sich neben dem Sommerpallast befindet.

Der erste Sommergarten wurde im Jahr 1711 von Peter dem Großen angelegt. Er scheint seine Benennung von seinen kühlen überwachsenen Gän-

gen und vielleicht auch im Gegensatz der Wintergärten in und an den Palästen erhalten zu haben. Er ist ein schiefes Viereck, das ohngefähr 250 Klafter lang und 100 Klafter breit ist, und ringsherum von Flüssen und Kanälen umgeben wird. Es ist ein Prachtgarten im ältern oder holländischen Geschmacke, mit geraden, sich mit verschiedenen Winkeln kreuzenden Gängen und Alleen von hohen Linden und Ahornbäumen, deren Quartiere theils natürliche, theils gepflanzte Waldung und Gebüsche enthalten. Eines von diesen Quartieren hat, einen kleinen Irrgarten, ein anderes eine Lustparthie mit Hecken von Sibirischen Erbsenbäumen, Spiräen, Taxus, Buchsbaum, Blumen u. d. gl. in einem ist eine kleine Menagerie für einige russische Thiere, vorzüglich Wasservögel. Ferners ist darinn ein großer viereckiger Teich, und ehemahls enthielt er auch verschiedene Wasserkünste, Kaskaden, Fontainen u. d. gl. welche aber gegenwärtig nicht mehr unterhalten werden. Sonst sind jetzt noch folgende Merkwürdigkeiten vorhanden.

An einigen Gängen sieht man Statuen von Marmor und Alabaster, welche Peter der Große und die Kaiserinnen Anna und Elisabeth aus Italien kommen ließen, und, wovon einige wahre Meisterstücke sind. Alle stehen auf drey Fuß hohen Piedestallen von Marmor und sind von gewöhnlicher Menschengröße. Die Bruststücke stellen berühmte Leute, Kaiser, Weltweise und andere Personen vor; die Statuen aber sind aus der Mythologie. Unter diesen Bildhauerwerken zeichnen sich vorzüglich zwey allegorische Figuren aus. Sie stellen den Glauben und die Religion vor, sind beyde von Conradini verfertigt und ziehen durch die so geschickt versehleyerten Gesichter aller Kenner Augen auf sich. Der Schleyer des Glaubens liegt so in Falten, daß man die Gesichtsbildung doch errathen kann, jener der Religion aber ist so zart, daß das Gesicht deutlich erkannt wird. Ein Bacchus und Merkur, eine schlafende Venus, die Endimion beleuchtet, eine schlummernde Nonne, und mehr andere sind auch vortrefflich. Eine Grotte ist noch vorhanden, welche ehemahls sehr schön war, aber jetzt nicht mehr unterhalten wird.

Eine große Verschönerung erhielt der Garten durch die Einfassung an der Newa, mit einem hohen eisernen Gitter und einer Reihe von 36 Granitsäulen. Es sind Zylinder von 2 Klafter Höhe, die über 3 Fuß im Durchmesser halten und auf einem Granitwürfel von 6 Kubikfuß stehen; auf den Säulen ist eins um das andere eine Urne und eine Vase. Die eisernen hohen Gitter zwischen den Säulen und die auf Rollen gehenden Gitterthüren, haben vergoldete

Verzierungen. Diese Verschönerung des Gartens und der Stadt kam im Jahr 1784 unter der Regierung der Kaiserinn Katharina II. zu Stande.

Dieser Garten ist allen ordentlich gekleideten Leuten beständig offen, welches sich viele Brunnentrinker zu Nutzen machen. An Sonn- und Festtagen wimmelt es bey schönem Wetter von Spaziergängern aller Art, die bisweilen auch durch die kaiserliche Jägermusik belustiget werden.

Mit diesem Garten steht einer der schönsten Spaziergänge an dem Ufer der Fontanka in Verbindung. Katharina II., welche so viel zur Verschönerung von Petersburg beytrug, ließ diesen ehemahls morastigen Bach ordentlich herstellen. Es wurde das Wasserbette über eine Klafter tiefer gemacht, und auf 10 bis 12 Klafter Breite ausgegraben. Die Ufer wurden auf stark pilottirtem Grunde, mit gehauenen Granitquadern bekleidet, mit eisernen Lehnen und aufer diesen mit einem etwa 5 Fuß breiten, mit Granitquadern belegten Gange, für Spaziergänger versehen. Die Fontanka hat nun schönes fließendes Wasser aus der Newa, ist für Zufuhrbarken schiffbar, und eine der vorzüglichsten Zierden und Merkwürdigkeiten von Petersburg. Um sich einen Begriff von den Kosten zu machen, welche dieses Unternehmen verursachte, darf man nur folgendes bedenken. Die Länge des Flusses beträgt gegen 3000 Klafter und vom Granitufer kostete jede fortlaufende Klafter, auf jeder Seite, ohne das Ausgraben des Flusses und ohne das Pilottiren, auch ohne die kostbaren von Granit gewölbten Brücken, anfangs 182 Rubel, dieser Preis aber stieg nach und nach bis an 300 Rubel für jede Klafter.

Der zweyte Sommergarten liegt neben dem Sommerpallaste. Sein südlicher Theil ist ein Küchen und Treibgarten für den Hof. Der Hauptgarten ist wie der erste ein Prachtgarten in holländischem Geschmacke aber noch schöner als dieser. Er hat zwey mit Werkstücken gefütterte Teiche, die ein Kanal verbindet; in den schattichten Gängen einige schöne marmorne Statuen: zierliche Lauben; ein von Holz erbautes Bad mit einem metallenen Bassin; eine kleine von Stein erbaute Eremitage mit schönen Gemälden und einen kleinen, etwa 2 Klafter hohen Lufgarten, der nicht mehr als 10 Quadratklafter Inhalt hat, worinn ein mit großen Bäumen umgebenes Lusthaus eine schöne Aussicht über die Newa hat.

## Das Pantheon

Das Pantheon oder der Taurische Pallast befindet sich auf der Stückhofseite am rechten Ufer der Newa. Katharina II. liess ihn für den Fürsten Potemkin erbauen, und kaufte ihn nach seinem Tode seinen Erben wieder ab. Der Tempel ist ein scheinbar 6 Klafter hohes sehr grosses steinernes Gebäude, mit einer grossen Kuppel und zwey Flügeln, die an die Gasse reichen, wodurch ein Hofplatz entsteht der an der Strasse ein Gitterwerk hat.

Bey dem Eintritt in das Hauptgebäude befindet man sich in einem offenen Gemache, an welches zu beyden Seiten die Wohnzimmer stossen. Vor sich hat man einen von Säulen umgebenen Eingang in ein Vestibüle von ausserordentlicher Grösse, welches die Form eines Vierecks hat, und von oben herab durch die Fenster des zweyten Stocks erleuchtet wird. Ringsum ist es in einer beträchtlichen Höhe mit einer Gallerie umgeben, die für das Orchester bestimmt ist und auf welcher sich auch eine Orgel befindet.

Aus diesem Vestibüle geht man mitten durch eine doppelte Säulenreihe hindurch in den Saal. Wenn es möglich ist, den Eindruck, den der Anblick dieses architektonischen Riesentempels hervorbringt, durch Schriftmahlerey für das geistige Auge zu bewirken, so kann dieses nur durch die einfachste und kunstloseste Darstellung geschehen. Man denke sich also einen über hundert Schritte langen, verhältnismässig breiten, von einer doppelten Kolonade kolossalischer Säulen getragenen Saal. Ungefähr in der halben Höhe sind zwischen diesen Säulen Logen befindlich, die mit seidenen Vorhängen und Festons aufgeputzt sind. In dem Gange, den die doppelten Säulenreihen bilden, hängen in bestimmten Entfernungen krystallene Glaskugeln, deren Erleuchtung durch zwey an jedem Ende angebrachte Spiegel von seltener Grösse zurückgeworfen wird. Der Saal selbst hat weder Verzierungen noch Möbeln, da er zu grossen Festen bestimmt ist; aber in den beyden von Wänden umgebenen Halbzirkeln, in welche sich die Kolonnaden verlieren, stehen zwey Vasen von karrarischem Marmor, die durch ihre ausserordentliche

Größe und den Werth der Kunst, der Größe und Pracht des Ganzen entsprechen.

Der Seite des Vestibüle gegenüber liegt der Wintergarten, ein ungeheures, zu einem Garten eingerichtetes Gebäude, welches nur durch die eben beschriebene Kolonnade vom Saal getrennt ist. Da die Größe desselben nicht ohne Pfeiler zu erhalten war, so hat man diese als Palmbäume maskirt. Die Wärme wird durch zahlreiche in den Wänden und Pfeilern verborgene Öfen erhalten, und selbst unter dem Boden sind blecherne Röhren vorhanden, die unaufhörlich mit kochendem Wasser angefüllt werden. Die Gänge dieses Gartens winden sich zwischen blühenden oder fruchttragenden Hecken in Krümmungen über kleine Hügel hin und geben bey jedem Schritt Gelegenheit zu einer neuen Überraschung. Bald trifft das Auge von dem üppigen Gemisch der Pflanzenwelt ermüdet, auf die erlesensten Produkte der Kunst; hier ladet ein griechischer Kopf zur Bewunderung ein, dort fesselt eine bunte Sammlung seltener Fische in krystallinen Becken unsere Aufmerksamkeit auf einen Moment. Man reißt sich von diesen Gegenständen los, um in eine Spiegelgrotte zu gehen, die alle diese Wunder vervielfacht zurückwirft, oder in den Facetten eines Spiegelobelisks das seltsamste Farbengemisch anzustauen. Die milde Wärme, der Blüthenduft edler Pflanzen, das wollüstige Schweigen, die in diesem Zaubergarten herrschen, wiegen die Fantasie in süße, romantische Träume, man glaubt sich in den Hainen Italiens, indessen die erstorbene Natur durch die Fenster dieses Pavillons den herbsten Winter predigt. Mitten unter diesen kühnen Schöpfungen steht auf einem hohen Piedestal das Bildniß Katharinens der zweyten aus karrarischem Marmor.

Hinter dem Pantheon ist der eigentliche Garten. Er hat die Größe von ungefähr 200 Quadratklaftern und ist nach englischer Art angelegt. Man sieht darinn schlängelnde Gänge in gemischtem Gebüsch, Blumenparthien, Kanäle, Kaskaden aus dem Ligowischen Kanale, Teiche und andere Dinge, welche dergleichen Gärten zur Zierde und zur Abwechslung gereichen.

In diesem merkwürdigen Pallaste gab Fürst Potemkin der Taurier ein eben so merkwürdiges Fest bey seiner letzten Anwesenheit in der Residenz zu Ehren der Beherrscherinn des russischen Reiches. Herr Storch beschreibt es in seinem interessanten Gemählde von Petersburg, und wir können nicht umhin seine schöne Beschreibung unsern Lesern mitzutheilen.

„Mit Lorbeern bekränzt und von Siegen ermüdet eilte der Feldherr nach der Residenz zurück, um seines Triumphes unter dem Sonnenblick der Majestät zu genießen und in den Zirkeln der Freunde, die ihn erwarteten, das blutige Schlachtfeld auf einen Augenblick zu vergessen. Eine dunkle Ahnung schien ihm zu sagen, daß dies die letzten Augenblicke seyn würden, die er auf dem glänzenden Schauplatz seiner Größe zubringen dürfte, und diese zu genießen war sein Zweck. Er entwarf den Plan zu einem Feste, welches ihm die Gelegenheit verschaffen sollte, der erhabenen Schöpferinn seines Glücks in seinem eigenen Hause, vor den Augen des ganzen versammelten Hofes seine Dankbarkeit zu Füßen zu legen. Groß und außerordentlich, wie alle seine Entwürfe, war auch dieser.“

„Ein ganzer Monat verfloß unter Zurüstungen; Künstler aller Art waren beschäftigt; ganze Magazine wurden ausgeleert, um die Nothwendigkeiten herbeizuschaffen; täglich versammelten sich mehrere hundert Menschen, um die Ausführung vorzubereiten, und jeder dieser Tage war ein glänzendes Fest. Endlich erschien der Augenblick, welchem das ganze Publikum der Residenz, durch so große Veranstaltungen aufs höchste zur Erwartung gespannt, mit Sehnsucht entgegen gesehen hatte. Die Zusage der Kaiserinn und des kaiserlichen Hauses, diesen Tag durch ihre Gegenwart zu verherrlichen, war gegeben; der Hof, die fremden Minister, der Adel und ein großer Theil des anständigen Publikums waren geladen. Man versammelte sich Abends um 6 Uhr in Maskaradenkleidung. Als der Wagen der Kaiserinn gefahren kam, ward auf ein gegebenes Zeichen die Kokagne für das Volk eröffnet, welches sich in Menge vor dem Pallaste eingefunden hatte. Große Haufen von Kleidungsstücken, aufgethürmte Pyramiden von Eßwaaren und ein hinlänglicher Vorrath an Getränken wurden hier der Willkühr des Pöbels preis gegeben.“

„Die Kaiserinn trat in das Vestibüle, und plötzlich begann eine rauschende Musick, die sich von der Höhe der Gallerie in den weiten Saal ergoß. Das Orchester war mit 300 Personen besetzt, und Instrumente wechselten mit Menschenstimmen. — Einige Augenblicke nachher begab sich die Kaiserinn in den Hauptsaal und die anwesende Menge folgte ihr nach. Sie nahm ihren Sitz auf einem etwas erhöhten Platze, der mit transparenten Vorstellungen verziert war, das Publikum vertheilte sich unter den Kolonnen und in den Logen und nun begann die zweyte Scene dieses außerordentlichen Schauspiels. Vier und zwanzig Paar der reizendsten Mädchen und Jünglinge aus edlen Geschlechtern, unter welchen sich auch die Großfürsten Alexander (der gegen-



wärtige glorreiche Kaiser von Russland) und Konstantin befanden, eröffneten eine Quadrille. Alle waren weiß gekleidet, und nur durch die Farben ihrer Gürtel und Scherpen unterschieden. Der Werth ihres Schmuckes ward auf zehn Millionen geschätzt. Die Musik, nach welcher sich der Tanz richtete, war mit Gesang begleitet. Der große Künstler Picq (der nähmliche, welcher unter Noverres Direktion einst der lieblich Wiens, und der Stolz der damahligen herrlichen Ballette war) schloß diese Scene mit einem Solo."

„Nun trat man in ein anderes, mit kostbaren Teppichen behangenes Zimmer. Hier stand ein künstlicher Elephant, mit Smaragden und Rubinen behangen. Der Perser, der ihn regierte, schlug an eine Glocke, und dies war das Signal einer neuen Veränderung."

„Ein Vorhang flog auf und man sah eine prächtig dekorirte Bühne. Zwey Ballette und eine theatralische Vorstellung unterhielten hier alle Zuschauer auf eine gewiß außerordentliche Weise. Die vollständigste und schönste Musik von Sängerschören unterbrochen, der reizendeste Tanz, eine ungeheure Pracht und der Anblick der mannigfaltigsten Nationaltrachten in ihrem gefälligsten Kostüme, ergötzten hier alle Sinne zugleich."

„Als das Schauspiel geschlossen war, vertheilte sich die Gesellschaft in alle Zimmer des Pallastes. Eine prächtige Erleuchtung überraschte jetzt überall, wo man hinsah. Wände und Säulen schienen in Feuer zu stehen; große Spiegel, die hin und wieder versteckt angebracht, oder als Pyramiden und Grotten aufgestellt waren, verdoppelten die Wirkung dieses seltenen Anblicks, und selbst der ganze Park schien mit funkelnden Steinen überzogen zu seyn."

„Eine Tafel, die dem Glanz des Festes entsprach, erwartete jetzt die Gesellschaft. Sechshundert Personen saßen zu Tische und die übrigen wurden im Herumgehen bewirthet. Man sah kein anderes Tischgeräthe als Gold und Silber; statt der gewöhnlichen Kerzen ward die Tafel durch farbige Vasen erleuchtet, in welchen Lampen angebracht waren. Eine ungeheure Anzahl prächtig gekleideter Bedienten und Hausoffizianten war mit der Aufwartung beschäftigt, und überall bedurfte es nur eines Winkes, um zu haben, was man verlangte."

„Die Kaiserinn machte an diesem Tage — gewiß zum erstenmahl seit vielen Jahren — eine Ausnahme von ihrer gewöhnlichen regelmässigen Lebensart;

sie blieb bis Mitternacht, um den Wirth und der Gesellschaft nicht die Freude zu verderben. Als sie wieder in das Vestibüle trat, begann ein Chor von Menschenstimmen einen Hymnus, dessen Gegenstand Katharinens Ruhm war. Die Kaiserin überrascht und gerührt, wollte sich zu dem Fürsten wenden, als dieser, hingerissen von seinem Gefühl auf die Kniee fiel, ihre Hand ergriff, und sie mit seinen Thränen benetzte. Eine dunkle Ahnung schien ihn zu erschüttern. Es war das letztemahl, dafs er seiner großmüthigen Beschützerinn auf dieser Stelle seinen Dank stammeln konnte."

Nach Potemkins Tode kaufte die Kaiserinn, wie schon gesagt wurde, diesen Pallast. Sie liefs das Innere des Hauptgebäudes verändern und mit einem Theater vermehren. Über 1500 Menschen waren mit dieser Arbeit beschäftigt, die auch des Nachts bey Fackeln fortgesetzt wurde, weil die Kaiserinn den vollendeten Pallast im Herbst zu seiner neuen Bestimmung einweihen wollte. Er erhielt hierauf den Nahmen des taurischen Pallastes, von seinem vorigen Besitzer Potemkin dem Taurier. Katharina II. machte ihn nachher zu ihrer Herbstwohnung, und brachte in dieser Jahreszeit gewöhnlich in diesem Sitze ihres großen Günstlings ihre Zeit zu,

## Merkwürdigkeiten in Island.

Unter dem 65ten und 67ten Grade nördlicher Breite liegt das Eis- und schneereiche Island; unstreitig eines der unfruchtbarsten und traurigsten Länder der Erde, ein steter Sitz des Schreckens und der Zerstörung.

Steile, vom Feuer verglaste Felsen, und häufige Moräste, sind die ersten Gegenstände, die sich daselbst dem Auge darstellen; weiter landeinwärts, zeigen sich hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge, und Berge und Thäler von Lava, dem eigentlichen Boden Islands, das höchst wahrscheinlich ganz, als ein vulkanisches Product, aus dem Meere stieg. Sparsam ragen aus dem schwermütherregenden Chaos, Waldungen verkrüppelter Tannen, und Birken hervor, dieser, zuerst genannte Baum, wird selten 20 Fuß hoch, der letzte aber hat, nur manchmal, drey Zoll im Durchmesser. Den, nur hie und da sich findenden, Wiesen und Meyereyen, sieht man die ängstliche Anstrengung an, mit der sie ein unermüdetes Streben nach Nahrung und Wohlseyn, der kargen Natur abrang. Von 2650 Quadratmeilen, dem ganzen Flächeninnhalte des Landes, sind nur 202 bewohnt, das Innere der Insel ist gänzlich unbenützt, ja meistens unbekannt. Die beyden, dem Winken und Streben der schaffenden Naturkräfte, am meisten entgegengesetzten Agentien übermässige Kälte, und die zerstörende Wuth des Feuers, theilen sich in die Herrschaft über dieß letzte Grenzland Europens.

Eine besondre Eigenheit Islands sind, die sogenannten Jöckel, eine Art Eisgebirge die mit den Gletschern der Schweiz einige Ähnlichkeit haben. Man pflegt sie gewöhnlich in drey Klassen zu theilen: 1. Die allenthalben befindlichen großen Eisgebirge (Haajökel) 2. Die von eigentlichen Eisbergen auf das flache Land herabgestürzten Eismaßen (Jöckelfall) 3. Die aus verschiedenen Erhöhungen und Senkungen bestehenden Eisfelder (Grumjökel)

Alle jene, schauererweckenden Naturbegebenheiten, deren Schauplatz Island seit Jahrhunderten ist, werden durch diese Berge veranlaßt.

Vor allen zeichnet sich der dreyspitzige Heckla unter den Verwüstern Islands aus.

Dieser Vulkan liegt in dem südlichen Theile der Insel, in dem Distrikt Ranger Calléssel. Er mag ungefähr dritthalbtausend Ellen hoch seyn, und drey bis vier Meilen im Umfange haben. Seiner südlichen Lage wegen kann er von den, nach Nordamerika fahrenden Schiffen, gesehen werden. Vom Meer ist er nur vier Meilen weit, entfernt.

Zum erstenmahle geschieht im Jahre 1104 von seinen Auswürfen Meldung; er entzündete sich ferner in den Jahren 1157, 1222, 1300, 1341, 1362, 1389, 1558, 1636, und 1639, in allem waren zwey und zwanzig Eruptionen erfolgt. Im Jahre 1300 zerbarst der Berg von oben bis unten, und verwüstete seine Süd und Westseite. Nur traurige Ruinen von Häusern ragen noch als Denkmähler der zerstörenden Wuth des Vulkans, aus Strömen von verschmolzenen Steinen, Asche und Sand hervor, womit die einst so reizende Gegend bedeckt ward. Eine Menge von Bauerngütern wurden bey dieser Gelegenheit zerstört. Überall sieht man noch die schreckliche Lava isländische Hraun, die nebst Asche, rothem, und schwarzem Bimsstein die Stelle der Gräser und Kräuter einnimmt, womit dieser Strich Landes vormahls prangte. Zwey Meilen um den Berg herum ward alle Vegetation zerstört. Rings um denselben zeigen sich runde Hügel, deren ausgetrennte Krater bey manchen noch zu sehen sind. Je näher man dem Berge kömmt, desto gröfser werden die Hügel. Der ganze Fels des Heckla war zu allenthalben durchgeritzten Bimsstein, ausgebrannt. Eine folgende gewaltige Revolution könnte leicht einmal den ganzen Berg zu Asche machen.

Sein merkwürdigster Ausbruch ist aber der, welcher am fünften April des Jahres 1766 erfolgte, und wovon wir umständliche Beschreibungen gelehrter Männer haben.

Die Vorbothen dieser fürchterlichen Erscheinung äußerten sich schon im vorhergehenden Jahre. Man spürte nähmlich die Wirkung des allmählig entbrennenden, unterirdischen Feuers, an der Gelindigkeit der Witterung, in diesem, sonst so kalten Lande. Es trat vor Ostern nur zweymahl Frost ein, alle

Gewässer um den Berg herum verdünsteten zum Theil, so daß Quellen, Bäche, so wie der See Selsvten, merklich abnahmen; und eine Heide vertrocknete. Am ersten Sonnabend nach Ostern endlich erfolgte der Ausbruch. Ein ununterbrochenes Erdbeben, das die ganze Nacht hindurch wüthete, eröffnete die ganze Reihe von Schreckenscenen, die nun ihren Anfang nehmen sollten. Gegen Morgen stieg plötzlich eine große, schwarze, Aschensäule gegen Himmel, die von Zeit zu Zeit vom Feuer hell erleuchtet wurde, zugleich flogen bereits glühende Steine in die Höhe. Bimssteine von drey Ellen im Umfange, und Magnetsteine, die sieben und ein halbes Pfund wogen, wurden auf eine Entfernung von zwey bis drey Meilen vom Berge weg geschleudert, ein solcher Stein drang drey Meilen breit vom Vulkan, so tief in die gefrorne Erde, daß man ihn mit Brechstangen herausheben mußte. Ein Prediger, Wigfussor genannt, zerbrach einen dieser Bimssteine, und fand darinn einen kleinen, ovalen Magnet. Auf dreyßig Meilen weit waren schon alle Felder mit handhohem Sand bedeckt, als ein starker Südostwind die Aschensäule, die bisher noch Nordwest gerichtet war, nach einer andern Direktion trieb, und so die vorher schon sehr beschädigte Gegend vor einer gänzlichen Zerstörung bewahrte. Doch waren bereits mehrere Bauernhöfe, die Gemeinweide eines ganzen Distrikts, und eine von 10 bis 12 Kirchspielen benützte Holzung ganz verheert worden. Die durch die übergroße Menge ausgeworfner Bimssteine, verstopften Flüsse Rangaa, und Thiorsaa, traten aus ihren Ufern und verursachten große Überschwemmungen ja selbst in dem Meere konnten sich die Fischerboote auf dreyßig Meilen weit, nur mühsam durch die Menge vulkanischer Materien durcharbeiten, womit das Wasser angefüllt war. Dreyßig Meilen weit herum konnte man an verschiedenen Orten keinen Gegenstand, der dichten Finsterniß wegen, unterscheiden. Alles diels erfolgte in binnen acht Stunden. Diese größlichen Auftritte währten abwechselnd vom 5ten April bis zum 5ten Julius fort. Jedesmahl bebte anfangs die Erde in schrecklichen Zuckungen; wobey sich ein fürchterliches Krachen und Poltern hören liefs, dann schleuderte der Büstrich Schwärme von glühenden Steinen in die Höhe, die in der Luft wild unter einander herstürzten. Nach jedem Ausbruche tratt eine augenblickliche Ruhe ein; der Berg brannte still mit weitleuchtender Gluth, und erfüllte auf sechs Meilen weit die Luft mit seinem Gebrüll. Die Lava ergofs sich durch eine Meilenweite Strecke über das Land, und am drey und zwanzigsten May schofs in der Aschensäule, ein Wasserstrahl einer Fontaine gleich, empor.



Abt. 1. 1792.

Der Meerenfang.



Auf sechzehn Meilen weit spürte man die Wuth des noch immer fort-dauernden Erdbebens, besonders an der Westseite des Berges, das allenthalben Häuser umwarf. Das entsetzliche Tosen desselben schallte neun Meilen weit; wie der heftigste Donner. Schauerlich schön war der Anblick, des, zwischen der Aschensäule flammenden Feuers, das, in der Mitte derselben, in seiner größten Reinheit, weiß und hell brannte, von aussen herum, mit fremden Theilen vermischt, rufsig und roth emporstieg, indess es an der Südseite schwefelblau gegen Himmel empor getrieben ward.

Am fünften Julius endlich war das gräßliche Schauspiel geendigt, und die entsetzliche Feuerscene verlosch.

Oben ist der Berg mit Schnee bedeckt, nur hie und da zeigen sich Flecken, an welchen die heisse Ausdünstung denselben weggeschmelzt hat, ja ganz auf dem Gipfel des Vulkans fanden sich schon zwanzig Ellen lange Stellen, die, der übergroßen Hitze wegen, die daselbst herrschte, ganz frey von Schnee waren. Merkwürdig ist hiebey, daß trotz der an manchen Orten merklich auf das Thermometer wirkende Hitze, doch die Luft im Ganzen auf dem Berge unerträglich kalt ist. Letzterer besteht aus Sand, Gries, Asche, geschmolzenen, und weniger vom Feuer umgebildeten Steinen. Einer der furchtbarsten Vulkane ist auch der, in dem östlichen Theile der Insel, im Skaptafelssyssel, oder Distrikt, gelegene Kattleja. Dieser, ein eigentlicher, mit immerwährenden Eis und Schnee bedeckter Jöckeler, brach im Jahre 1721 mit fürchterlicher Wuth los. In einem Flusse von geschmolzenem Eise kolleerten gewaltige Eismassen seinen Rücken herunter ins Meer, wo, durch eine halbe Meile weit vom Lande, ein Berg entstand, der das Meer so anschwellte, das es 12 Meilen davon auf den Westmansinseln, in die Fischerhütten mit der entsetzlichen Gewalt drang, und die Fischer ihre Boote nur mit großer Mühe retten konnten. Was bey solchen Gelegenheiten von dem Eise nicht zertrümmert wird, reißt der Strom geschmolzenen Schnees und Eises mit sich fort.

Bey einem andern Ausbruche ergossen sich drey Flüsse geschmolzenen Eises den Kattleja herab. Bis an die See hin; fünf Meilen in die Länge, und vier in die Breite, ward das Land überschwemmt. Ganze Felsstücke wurden mit fortgerissen, und saßen im Eise fest, Schwefel, Asche und schwarzer Bimsstein bedeckten das Wasser. Der Berg und die Atmosphäre herum waren in Flamen, Blitze fuhren aus dem Rauche, und bohrten in

*Merkwürdigk. d. W. II. B.*



die härtesten Felsen runde Löcher, zugleich brüllte der unterirdische Donner manchmal so schrecklich, daß man ihn auf eine Entfernung von 25 Meilen hören konnte. Eine der sonderbarsten Erscheinungen des Kettleja und wahrscheinlich ein Resultat der gewaltigen Menge elektrischen Stoffes, der sich bey solchen Gelegenheiten anhäuft, sind die Feuerkugeln, die der Berg, während der Eruption auswirft. Sie sind groß und so helle, daß sie durch ihren Glanz eine Art Erleuchtung, wie bey Tage, hervorbringen. Nachdem sie eine Weile Raketen gleichgeflammt, zerplatzen sie in der Luft. Einige dieser Kugeln mögen aber wohl aus Erdklumpen bestehn, die mit Steinkohlen, Schwefel, und andern brennbaren Mineralien angefüllt sind. Auch mögen hie und da große glühende Steine ungefähr eine ähnliche Gestalt annehmen, denn man weiß, daß solche Feuerkugeln, die aus andern Vulkanen, mit großem Geknall, Bombengleich, herausfahren, Waldungen, auf die sie fielen, sogleich in Brand steckten.

Merkwürdig ist es, daß die Blitze, die bey derley Anlässen aus dem Katleja fahren, ihre ächt elektrische Abkunft durch ihre zerstörenden Wirkungen, hinlänglich bewähren. Ein Bauer ward dadurch vor seiner Stubenthüre erschlagen; Haut und Fleisch waren bis auf die Knochen verbrannt, so wie sein leinenes Hemde und Brusttuch, doch die wollenen Oberkleider blieben unversehrt. Auch eine Magd, die das Vieh retten wollte, und 11 Pferde, wurden auf diese Art getödtet.

Der Rafntinufial im nördlichen Viertel der Insel ist des vulkanischen Glases wegen bekannt, welches den Namen isländischer Achat erhalten hat, und wovon hier drey Lagen übereinander zu finden sind. Diese ausgeworfene, geschmolzene Masse, ist meistens weiß, durchscheinend, und an einigen Stellen crystallförmig. Am allerhäufigsten ist der schwarze Achat, weit seltner, aber in großen Stücken, der blaulichte. Der schwarze crystallisirt sich in ovalen vier bis fünfeckichten Figuren. Man hat von dieser letzteren Gattung bereits bey astronomischen Observationen Gebrauch gemacht, wo man sich desselben, statt des gewöhnlichen angelaufenen Glases, im Seherohr, mit Vortheil bediente.

Unter die furchtbarsten Naturereignisse Islands gehört auch der Vorfall vom ersten Junius 1783. An diesem Tage nähmlich fühlte man in dem Oststrick der Insel, in dem westlichen Theile der Provinz Skaptaarfjöld, wo sich der Eisberg Skahtajökel befindet, eine Erderschütterung. Nach ein paar

Tagen brachen an drey Orten Erdfeuer hervor. Nachdem sich diese vereinigt hatten, warfen sie Feuer und Flammen, Sand, Bimsstein und Asche, nebst einer Art Pechkränzen, bis auf vier und dreyßig dänische Meilen, in solcher Menge in die Höhe, daß alle Pflanzen rund herum zu Grunde gerichtet wurden. Die ganze Atmosphäre war dabey verfinstert. Ungeheure Ströme gesalzenen Regens stürzten dabey aus der Luft, und rissen Alles mit sich fort. Bald darauf löstete die außerordentliche Hitze des Feuers alle diese Wassergüsse in Dämpfe auf. Blutroth schien die Sonne hernieder, die ganze Natur trug, auch in ihrer äußern Gestalt, Schrecken und Trauer zur Schau; was nur fliehen konnte floh, und vieles Vieh verhungerte.

Der Skaptafluß, der über vier deutsche Meilen lang, dreißig bis hundert Klafter breit, und vierzig, bis zweyhundert, tief war, wurde bey dieser Gelegenheit binnen vier und zwanzig Stunden völlig ausgetrocknet. Die Lave trat nun über die Ufer des Stroms hinaus, verheerte, indem sie sich weiter fortwälzte, eine Menge Dorfschaften, theilte sich in Kanäle, und überfluthete das ganze Land mit geschmolzenem Metall. In Nordwesten entstanden Feuerseen, die acht Meilen lang, und sechs breit waren; 220 Menschen tödtete dabey das Feuer, 21 kamen durch das Wasser um, 21 Dorfschaften wurden ganz zerstört, 12 Flüsse versiegten, und jede Spur von Leben und Anbau verlosch in dieser Gegend. Manchmahl dringt das Feuer selbst aus dem Grunde des Meeres hervor. Dieß geschah vorzüglich im Jahre 1340, wo das ganze Vorgebirge, und die Inseln bey Reikanes verändert wurden, und mehrere Inseln ganz verschwanden. Im Jahre 1784 entstanden im Gegentheile zwey neue Inseln, die eine, (Nye Oeve) Neuinsel genannt, stieg unter fürchterlichem Krachen und Auswürfen von Feuer und Bimsstein, in Südwesten aus dem Meer empor.

Alle diese schrecklichen Revolutionen haben das vorher etwas mildere Klima durchaus verändert. Orkane und schreckliche Wirbelwinde hindern den bessern Anbau des Landes, und die durch die Annäherung des Treibeises oft plötzlich erzeugte, grimmige Kälte, steht der Kultur des Landes vollends im Wege. Dieses Treibeis kömmt von der benachbarten grönländischen Küste, die nur dreyßig Meilen nach Westen zu von Island entfernt ist. Wenn nämlich dort, und noch höher gegen den Pol zu die großen Eisfelder bersten, so treibt die in diesem Meere herrschende, nordöstliche Strömung das Eis gegen Island zu, an dessen Küste es sich fest setzt. Daher bekam diese Insel auch den Nahmen Island d. ist Eisland. Eisschollen von ganzen Qua-

dratmeilen treiben von Nordpol her nach Süden hinab, zersplittern oft im Schwimmen, und bilden grössere und kleinere Eisfelder. Oft treibt der Wind diese Massen übereinander und häuft sie so zu Eisfeldern, die endlich ganze Bayen anfüllen. Unweit des Randes eines solchen Eisfeldes wälzt die See hohle Wellen, zwischen dem Treibeis selbst aber ist das Wasser ruhig. Alle diese schwimmenden Eisschollen sind platt und niedrig.

Manchmahl schwimmen ganze Eisgebirge in dem Nordmeere, und gewähren durch ihre Grösse und ihr blau und grünlichtes Farbenspiel, einen herrlichen Anblick. Mehr gegen Norden zu sind sie oft 5 bis 600 Ellen dick, und bald mehr, bald minder tief ins Meer gesenkt. Manche dieser Eismassen, müssen sichern Berechnungen zufolge gegen 7000 Millionen Kubickfuss enthalten. Man zählte deren schon zuweilen über hundert zusammen, die sich wie Berge, Thürme, Kirchen, ja wie Städte, darstellen. Hie und da erreichen sie den Grund, und bilden dauernde Eisfelsen, die Jahrelang der in diesen Gegenden nicht untergehenden Sommersonne trotzen.

Strömungen und Stürme trennen und zerstückeln oft die Massen des Treibeises. In diesem Falle entstehen furchtbar große Auftritte. Die Eisberge treiben mit entsetzlicher Gewalt gegen einander. Mit fürchterlichem Krachen stoßen sie plötzlich zusammen. Die größten Balken, des dazwischen schwimmenden Treibholzes, werden zermalmt, oder gerathen durch die ungeheure Reibung in Brandt. Ganze kleine Inseln, beträchtliche Felsenstücke der Küste, werden mit fortgerissen, die größten Wallfische, die zwischen diese Colosse gerathen, sogleich zerschmettert, und mitten aus dem Eise steigt, Vulkanen gleich, Rauch und Feuer hervor. Mit diesen Eisschollen schwimmt manchmahl ein, von der Polarküste verschlagener weiser Bär, nach Island hinüber, und richtet unter Menschen und Vieh Schaden an. Alles vereinigt sich aber sogleich ein solches Thier aufzusuchen und zu tödten, und so ist das Unheil das es hervorbringt gewöhnlich nicht so bedeutend. Wallfische, Seehunde, und mehrere Arten essbarer Fische besonders, Schollen, werden durch eben dies Treibeis nach Island geführt.

Schrecklich sind die Stürme, welche das Treibeis hervorbringt. Denn, da in den Monathen May, Junius und Julius die Sonne immer über dem Horizont bleibt, werden die Ausdünstungen des Eises, welche größer sind, als die, einer gleichen Quantität Wasser, außerordentlich vermehrt. Dieses Aufheben des Gleichgewichts der Lufttemperatur, welches diese nun mit der äus-

ersten Anstrengung wieder herzustellen sucht, erzeugt wüthende Orkane. Zugleich zeigen sich durch die Anhäufung des Wasserstoffes, der gefrorenen Theile in der Luft, und der sich entladenden, in Menge vorhandenen, elektrischen Materie, häufige Meteore, worunter das prächtige Nordlicht den ersten Platz einnimmt. Dieses gehört unter jene Naturschönheiten, womit die Natur die nördlichen Länder ausschmückte, um ihnen einen kleinen Ersatz für ihre langen Winternächte zu gewähren. Ein neuerer Beobachter beschreibt dies Phänomen auf folgende Art: Anfangs nahm eine lichte Wolke bogenförmig die Hälfte des Firmaments ein; Eilf senkrechte, abwechselnd weiß, und rothe Lichtsäulen giengen von ihr zum Horizont herab. Der obere Theil dieser Säulen verwandelte sich um Mitternacht in Feuergarben, aus deren Mitte eine Art Raketen schoß. Nach Mitternacht kamen äußerst symetrische Säulen und ein glänzendes Gemisch von Kegeln, Pyramiden, Strahlen und Feuerkugeln zum Vorschein. Der ganze Himmel schien manchmahl in Feuer zu stehn, und durch die wallenden Strahlen des Meteors funkelten, die Sterne mit größerem Glanze. Endlich verlosch das himmlische Feuer, doch blieb die Nacht so helle, daß man bis an den Tag lesen konnte.

Ein Umstand aber, der vielleicht weniger bekannt seyn wird, ist der, daß das Nordlicht auch dem Gehöre bemerkbar wird. Die Entladung des elektrischen Stoffes von einer Luftschichte in die andere, geschieht nähmlich, wie beym Gewitter, mit mehr oder weniger Geräusch. Aus jenen Lichtströmen, die sich mit der größten Schnelligkeit über den Himmel verbreiten, und der Decke von Rubinen und Saphyren, womit letzterer bekleidet ist, läßt sich deutlich ein gelindes Zischen und Sausen vernehmen, daß oft zu einem entsetzen erregenden Getöse anwächst. Nach glaubwürdigen Zeugnissen, hört man während eines Nordlichts oft ein Zischen, Rollen und Poltern, das wie das heftigste Feuerwerk knallte. Die Hunde der, am Eismeere, die weißen und blauen Füchse aufsuchenden Jäger, erschrecken darüber so sehr, daß sie sich auf die Erde legen, und vor der Beendigung des Getöses nicht von der Stelle zu bringen sind.

Diese Erscheinung ist für die Bewohner der Polarländer sehr erwünscht. Es ist wenigstens ein geringes Surrogat des Tageslichts, das die Bewohner dieser Gegenden so lang entbehren müssen. Monathe lang verbirgt sich in den Wintermonathen die Sonne unter dem Horizont, und nur die Strahlenbrechung der Atmosphäre macht diesen Abgang etwas weniger fühlbar. Das Bild der Sonne wird dadurch um mehrere Grade erhöht. Ein Theil ihrer

Scheibe zeigt sich viel früher als das Gestirn selbst sichtbar werden kann. Anfangs sieht man einen matten Schimmer der dem Morgenroth ähnlich ist, dann zeigt sich das in den Dünsten der Luft gebrochene Bild der Sonne anfangs theilweise und endlich ganz.

Eine andre wohlthätige Einrichtung der Natur, wodurch sie dem Mangel an Feuerungsmaterial in Island, so wie überhaupt am Pole, zum Theil wenigstens abhilft, ist das Treibholz. In Amerika nämlich, reissen Orkane Bäume von allen Gattungen los, und stürzen sie entweder unmittelbar ins Meer, oder doch in die dahin führenden Flüsse, die Gewalt eben dieser Gewässer, oder Überschwemmungen, bringen eben diese Wirkung hervor, und so treibt die schon vorher erwähnte Strömung des Meeres all dieß Holz gegen Island zu. Ganze reiche Ladungen von ächten, von Rothtannen, grossen Birken, Fernambuck, Brasilienholz, und andern Bäumen der neuen Welt, schwimmen auf dem Rücken des Oceans nach Island hin, und versehen dieß holzarme Land mit Balken zur Verfertigung der Wohnungen und Schiffen, zum Heitzen, Kochen, und zu allerley Geräthschaften. Ja der Überflus an diesem Artikel ist so gross, daß der Isländer noch überdieß einen bedeutenden Handel damit treiben kann.

Einst als das Klima noch weniger unfreundlich war, hatte die Insel eigne Waldungen, die grössere Ruhe, deren sich die Natur zu erfreuen hatte, war der Vegetation günstiger. Das Daseyn dieser Wälder wird theils durch ältere Nachrichten erwiesen, theils durch Überbleibsel derselben bestätigt, die unter dem Nahmen Sutturbrandur bekannt sind. Man nennt dieses Holz auch isländisches Ebenholz, und es liegt besonders im westlichen Theile der Insel, in grossen Lagern, und sehr langen Stücken unter der Erde. Nach seinen Fasern, Mark, und Knoten, zu urtheilen besteht es aus Überresten verschiedner Bäume. Es ist entweder mehr oder weniger mit mineralischen Säften durchdrungen, und dient daher am besten als Brennmaterial. Doch kömmt es manchemahl auch dem Bauholz näher, läßt sich hobeln, und poliren, und wird auch in den Laveschichten, und umgestürzten Felsen angetroffen.

An Produkten aus dem Thierreiche hat das Land vorzüglich kleine, aber lebhaft und ziemlich starke Pferde, die Winter und Sommer im Freyen bleiben, und sich in ersterer Jahrszeit oft ihre Nahrung zwischen Eis- und Schnee hervorscharren müssen. Sie haben wie die Rennthiere Zeichen, an

welchen sie von ihren Eigenthümern erkannt werden. Nur Reitpferde werden im Stall gehalten. Besonders geschickt sind die, in Ost-island, unter dem Nahmen Vatna-Hestar bekannten Pferde. Sie sind besimmt, die Fuhrt in den Flüssen zu entdecken. Äußerst interessant ist es, zu sehen, wie das, vom Instinkt geleitete Thier, hiebey auf eine Art zu Werke geht, die fast an Vernunftäufserung gränzt. Im Schwimmen über einen reissenden Fluß legen sie sich auf die Seite, kehren den Rücken gegen den Strom, und indem dieser, so unter ihren Füßen weggleitet, arbeiten sie mit selben aus allen Kräften gegen die Gewalt des Wassers. Im Triebsand werfen sie sich auf die Kniee, um schwimmen zu können. Um mehr Grund zu gewinnen, machen sie, wenn sie auf selben kommen, einen großen Satz aufwärts und vorwärts. Ist der Boden aber unsicher, so kehren sie um, und suchen eine andre Furth.

Rennthiere hegte Island bisher nicht, vielleicht ist diese Thierart einst gänzlich untergegangen. Es wurden 1770 welche von Norwegen aus dahingebracht; doch von dreyzehn kamen nur drey mit dem Leben davon, die aber des häufig da wachsenden Rennthiermoses wegen sehr gut gedeihen.

Die Insel erzeugt auch Hornvieh. Sonderbar ist es, daß die Einwohner in dürftigen Zeiten, den Kühen, die gewöhnlich hier gute Milch geben, Fische vorsetzen, welche dann von diesen begierig verzehrt werden, und worauf die Milch einen fremden Geschmack annimmt, aber reichlicher fließt.

Die Schafzucht ist in Island beträchtlich, mancher Einwohner hält von drey bis fünfhundert Stücke davon, wenn ihm gerade ein von der Wuth zerstörender Elemente frey gebliebener Theil des Landes, soviel Grasung verstatet. Vor den Jahren 1740 und 1750 hielt mancher Hauswirth 1000 bis 12000 Schafe, aber die in diesen Jahren herrschende Epidemie verminderte die Anzahl dieser Thiere beträchtlich.

Während des Winters werden sie zur Nachtzeit, oder sonst bey schlechtem Wetter, in den Ställen behalten. Die Schafzucht blüht besonders in den nördlichen und östlichen Theilen der Insel. In den südlichen Gegenden derselben, wo die Einwohner mehr mit dem Fischfange beschäftigt sind, läßt man die Schafe Winter und Sommer im Freyen, wo sie sich ihre Nahrung oft unter dem Schnee hervorsuchen müssen. Bey sehr schlechter Witterung werden die Schafe in Höhlen untergebracht, wo die jungen Lämmer stets den innersten Platz einnehmen, die alten Schafe und Widder aber die äußern, kälteren

und unsichern Plätze behaupten. Auf der Insel Geyerholm im westlichen Islande, werden die, im Winter grasenden Lämmer mit Seilen zu den steilsten Orten auf und abgelassen, um auch die unzugänglichsten Gegenden zur Grasung benützen zu können. Oft wird das Schafvieh auch mit Seegewächsen gefüttert. Die äußere Wolle dieser Thiere ist grob und spröde, doch ist die innere besser. Manches Schaaf giebt in Island 4 Pfund Wolle, und 6 Quartiere Milch zu Butter, und Käse.

Bey starken Schneschauern treten die Schafheerden in einen Kreis zusammen, kehren den Kopf gegen den Mittelpunkt, und überlassen sich so dem Schneewetter; wobey sie manchemahl mit einer Fußhohen Schneelage bedeckt werden, so dals man sie nur mit Mühe wieder finden, und frey machen kann.

Wenn sie einige Tage so vom Schnee bedeckt, zugebracht haben, nagen sie sich wechselweise die Wolle ab, und werden davon sehr krank, oder gehen wohl auch ganz zu Grunde. Die Schafe haben in Island oft mehrere Hörner, dafür hat das Rindvieh desto kleinere, oft auch gar keine.

Von Raubthieren hat Island nur zweyerley Fuchsgattungen, den braunrothen, und den weissen. Letzterer zeichnet sich durch seine Schlaueit aus, er schleicht sich rückwärts unter das wilde Geflügel, und hält dabey den weissen Schweif aufrecht, um dieses damit zu täuschen. Eine Art dieser weissen Füchse, Grasfuchs (Gras Tosur) genannt, nährt sich auch von Vegetabilien.

An Vögeln, giebt es hier, einige Hühner, Schnepfen, Adler, Raben, Falken, wovon einige weiß, andere grau, oder wenigstens graulich sind; die isländischen Falken werden für die besten ihrer Art in Europa gehalten. In jedem District ist eine Anzahl Falkeniere, die allein das Recht haben, diese Vögel zu fangen, im Sommer werden dann letztere nach Bessestedt in Guldrigs-Syssel gebracht, wo die eigens dazu aufgestellten königlichen Falkeniere, die besten darunter aussuchen. Für die reinweissen werden 17 Reichthaler bezahlt, für die schlechten 10, und für die gewöhnliche braune Gattung 7. Auf die Art gewinnen die Einwohner jährlich gegen 3000 Thaler.

Vorzüglich wichtig aber sind den Isländern, die Seevögel, deren Eyer und Fleisch ihnen Nahrung gewähren, indess ihre Federn, ja oft ihr ganzes

Fell, zur Bedeckung und zum Handel dienen. Von der Gattung dieser Vögel sind: die kanadische Gans; die Schneegans; der Seepapagey; die braune oder Herings und die Mantelmeve; das Täucherhuhn; und mehrere Arten der Papageytäucher (Alken). Diese Vögel haben eine ungeheure Menge Nester im Norden der Insel, in den Höhlungen, hoher, unzugänglicher Felsen, und Klippen. Besonders zeichnet sich in Rücksicht auf Island, die Eidergans unter diesem Geflügel aus.

Der Name Eyder ist aus dem Worte Edder entstanden, welches im Nordischen Gans heißt, weil dieser Vogel zum Geschlecht der Gänse und Enten gehört, auch der Größe nach zwischen beyden mitten inne steht. Das Männchen ist am Körper weiß, auf dem Kopfe aber, und am Hinterleibe schwarz; das Weibchen ist gewöhnlich grau. Sie bauen ihre Nester zwischen Felsen, und nähren sich von Muscheln, Schnecken, Würmern u. dgl. Die Isländer pflegen, um diese Vögel an sich zu locken, und etwas zu zähmen, auf mehrere Felsen Heu, und Moos für sie hinzuführen. Zudem rupfen sich die Eidergänse selbst die Dunen aus, um ihre Nester damit auszufüttern. Vom Anfang des Julius bis zum Herbst legen sie dreymahl Eyer. Sie legen derselben fünf bis acht. Der Vogel ist manchemahl so zahm, daß er sich die Eyer ohne Widerstand nehmen läßt. Nur, wenn ihm alle entzogen werden schreyt er, und setzt sich zur Wehre. Die Mutter pflegt ihre Jungen auf den Rücken zu nehmen, und mit ihnen fortzuschwimmen, indem sie plötzlich untertaucht, und sie so nöthigt, selbst zu schwimmen. Die Daunen sind von doppelter Art, Meergras und Grasdaunen. Erstere müssen der salzichten, und wässerichten Theile wegen, die ihnen vom Meer anhängen, noch von selbst gereinigt werden. Dieß geschieht, indem man sie in eisernen geheizten Töpfen trocknet, oder, mit einer Art von Fachbogen, wie bey den Hutmachern, schüttelt und schlägt, um die Unreinigkeiten zu entfernen. Durch einen dreymahligen Raub erhält man ein halb Pfund Daunen, das Pfund gilt zwey dänische Thaler. Zehn Pfund ungereinigte Daunen geben drey Pfund reine. Im Jahre 1750 brachte dieser Handel der isländischen Kompagnie 3747 Reichsthaler ein.

In Island wird nebstbey besonders auch den Mevengattungen nachgestellt.



Diese Art Wasservogel wird in Island Schwarz- oder Bergvogel genannt. Sie sind von verschiedner Farbe und Gröſſe, doch sind die Jungen im ersten Jahre grau. Der Schnabel ist lang, messerförmig, oben etwas umgebogen, die Füſſe kurz, die Flügel lang. Sie nisten nicht weit vom Ufer, theils in Schilf, theils in Rohr, und nähren sich von Fischen, die sie über dem Wasser schwebend, im Herabschieſſen, mit der gröſten Geschwindigkeit erhaschen. Ihr Fleisch ist unschmackhaft, doch sind die Federn weicher, und schöner als Gänsefedern.

Die Jagd und das Auffsuchen der Eyer dieser Vögel ist, der hohen, unzugänglichen Orte wegen, an welchen sie ihre Nester hinbauen, äufserst gefährlich; daher man in Norwegen jene, die auf dieser Jagd um das Leben kamen, nach dem Gesetze, wie Selbstmörder behandelte, und ihnen keine Begräbnis zugestand.

Die Art und Weise, auf welche diesem Vogel hier nachgestellt wird ist folgende:

Man fährt mit einem Boote an den Fuß des Felsens wo sich die Meven aufhalten. Nun legt man einem der Vogelfänger ein langes Seil um den Leib und hilft ihm auf den nächsten Felsen hinauf. Mittels 11 bis 12 Ellen langer Stangen, welche diese Leute führen, suchen sie dann stets höher zu kommen, und einer den andern weiter hinauf zu schieben, indem sich einer immer auf die Stangen setzt. So hohlen sie aus den Nestern der Vögel, in den Höhlungen der Felsen, Eyer und Vögel hervor, und lassen sie ins Boot fallen. Will der Vogel entfliehn, so wird ihm ein eignes Bügelgarn nachgeworfen, mittels welchem er dann mit leichter Mühe gefangen wird.

Die Art des Vogelfangs gehört der manchemal lockern Felsen, und der Gefahr wegen die man läuft, auszuglitschen, oder, das Gleichgewicht zu verlieren, allerdings unter die Wagestücke. In Island bedient man sich, nebst der zuvor erwähnten, noch vorzüglich folgender Methoden, um zu den Vögeln, und ihren Eyern zu gelangen: Wenn nämlich eine Klippe, von der Wasserseite her, zu steil ist, und man dieselbe nur von rückwärts ersteigen kann, so macht man in dem Felsen ein dreißig Faden langes Thau fest, dessen andres Ende man ergreift, oder sich um den Leib befestigt, und sich so zu den tieferen, gefährlichen Höhlungen des Felsens herabläßt.

Noch zusammengesetzter ist die Verfahrensart bey, sehr tief liegenden Höhlen.

Die kleine Insel Drangor, an der Nordseite von Island, ist besonders der Schauplatz dieser Vogeljagden. Hier wird ein, zu dem Bischofssitze gehöriges, großes Seil bewahrt, dessen man sich zu diesem Behufe bedient. Es besteht aus sieben Riemen, deren jeder achtzig Fuß in der Länge hat, und aus den dicksten Theilen der Ochsenhäute geschnitten ist. Das ganze Seil ist also 560 Fuß lang, und wiegt 120 Pfund.

Um nun der Vögel, deren sich auf dieser kleinen Insel sehr viele befinden, habhaft zu werden, treibt man einen starken Balken, so in den Felsen, daß er über selben hervorragt. In einer, an seinem Ende befestigten Rolle, läuft dann das starke Seil. Der Vogelfänger Sigamand genant, sitzt in einem, an selbem angemachten, dick, ausgefütterten Ring, und schlingt noch zu mehrerer Vorsicht das Seil um den Leib. In der Hand hält er eine dünne Leine (Leyne Vads) oder das heimliche Seil, womit er dem Setuman, Wächter, der auf dem obern Balken reitet, anzeigt, ob er, oder nur das große Thau, hinaufgezogen werden soll. Von Zeit zu Zeit, durchkriecht, er die Felsenritzen, sammelt Vögel, Eyer, und Dunen, die er allmählich hinaufwinden läßt, und so seine Jagd fortsetzt.

In Islands See'n und Flüssen finden sich, Salme Aale, von welchen man aber hierzulande, wahrscheinlich ihrer Aehnlichkeit mit den Schlangen wegen, keinen Gebrauch macht; dann zweyerley Gattungen von Forellen, Schollen, Roggen, Kabeljauen. Auffallend ist es, daß in warmen, mit Glas geschwängertem Wasser, welches sich hier so häufig findet, doch Forellen gedeihen. Noch interessanter aber ist ein See bey Olafsfiord in Nordisland, weil in selbem Fische des Meeres in frischem Wasser herumschwimmen, und völlig den Geschmack der Fische haben, die in letzterer Flüssigkeit leben. In den Meeren um Island giebt es, vermuthlich der größeren Salzigkeit wegen, die denselben eigen ist, sehr viele Seethiere, als: die meisten Wallfischarten; das Wellrofs; Hayen; einige Gattungen Seehunde; und Weißfische.

Diese Menge von Seeprodukten dient dem Isländer zur Nahrung sowohl, als zum Handel.

In Rücksicht des Holzes, war die Natur sehr sparsam gegen diese Insel. Außer den früher erwähnten und nur hie und da sich zeigenden Tannen und Birken, und dem unterirdischen Holze, Sutturbrandur, ist das Treibholz die beste Quelle von Bau und Brennmaterialien. Häufige Orkane und Wirbelwinde hindern den Anbau innländischer Waldungen. Es werden daher theils die Brombeer, und Wachholdersträucher zu Schmiedekohlen verbraucht, theils bedient man sich auch einer Art Torfes zur Feutung, der manchemal nach Schwefel riecht. Steinkohlen scheinen sich hie und da zu finden, so wie andre Steingattungen, die diesen gleich kommen. Doch reicht alles dies so wenig zum Bedarf des Landes hin, daß man auch bey Fischgräthen kocht.

Hie und da hat man Kartoffeln angebaut. Aber mit dem eigentlichen Ackerbau will es, der so veränderlichen Witterung wegen, nicht fort. Vor dem 14ten Jahrhunderte, als das Klima noch beständiger und milder war, verlegte man sich auf die Erzielung des Getreides. Denn in den alten, isländischen Schriften, geschieht desselben förmlich Erwähnung. Es finden sich auch Gesetze, die sich auf den Getreidebau beziehen, so wie gewisse Grundstücke davon noch ihren Namen haben, nicht weniger zeigen sich Spuren von Verzäunungen, welche einst Ackerfelder einschloßen. Die vermöglicheren Einwohner beziehen Brod und Fleisch aus Dänemark, woher es jährlich in großer Anzahl nach den hiesigen Häven abgeführt wird. Diese Häven haben den Namen Fleisch- oder Fischhäven, darnach mit dem einem, oder dem andern dieser Artikel daselbst Verkehr getrieben wird. Auch pflegt man, zum Bedarf der Einwohner Islands aus dem sogenannten Sandschilf eine Art Kuchen zu backen. Diese Pflanze wächst besonders häufig im östlichen Theile der Insel. Sie wird anfangs im Feuer gedöret, dann gereinigt, und zu einem gräulichen Mehl verarbeitet. Aus diesem backt man entweder die vorhererwähnten Kuchen, oder macht Grütze daraus, oder verfertigt endlich einen Teig daraus, der mit sauren Molken vermengt, Tisma heißt.

Auch aus der Wurzel der Natterwurz wird Brod gebacken, das zwar schwärzlich aussieht, aber sehr gesund ist. Wie so viele Naturprodukte, die in den südlicheren Gegenden, ungenießbar, ja schädlich sind, in den nördlichsten ihre Natur verbessern, so ist dies auch mit diesem Gewächse der Fall. Sonst ist es nämlich von so widerlichen, zusammenziehenden Geschmacke, daß es zur Nahrung untüchtig, und nur, durch Beymischung von Eisenvitriol, zur Bereitung der Dinte geschickt ist. Hier in Island trocknet

man die Wurzel dieser Pflanze, zermalmet sie und macht daraus Brod, und allerley Gerichte. Der Geshmack derselben ist dem der Haselnüsse ähnlich.

Brod wird ferner aus dem Isländischen Moos, Felsengras, (Fäldegras) bereitet, eine in Westisland wachsende, unter dem Nahmen Munda-gras bekannte Abart desselben, ist von vorzüglicher Güte. Dieses harte, blättrige Moos, wächst zwar in ganz Europa, aber vorzüglich in Island, daher es auch seinen Nahmen Islandsflechte führt. Es hat an sich, einen bittern Geschmack, und führt ab. Gekocht verliert sich dieser Geschmack, und die Wirkung, und es bleibt nur der nahrhafte Schleim, der Menschen und Thiere trefflich nährt, und fett macht, selbst Schwindsüchtigen gedeihlich ist, und in Island vorzüglich der stark arbeitenden Klasse die verlohrenen Kräfte schnell ersetzt. Der Gebrauch desselben ist wie der des Mehls, man backt Brod daraus, odet kocht es, nachdem ihm die Bitterkeit durch kaltes, oder warmes Wasser benommen, mit Milch zu einem Brey. Es bedarf drey Jahre zu seinem Wuchs, daher die Erndte alle drey Jahre, bey regnigtem Wetter, gehalten wird.

In den Thälern längst dem Meere, und dem Gestade der Flüsse, selbst hie und da, auf den Gipfeln der Berge wächst herrliches Sommerfutter für das Vieh. Das nahe an den Wohnungen wachsende Gras, sammelt der Isländer für den Winter auf. Sonst findet man von heilsamen Kräutern, noch Sauerampfer, Löffelkraut, Engelwurz u. a. m. Wenn man sich überall mit der Anpflanzung nützlicher Gewächse, so viele Mühe geben könnte, und wollte, als in dem Garten von Bessestader, und einigen andern, vorzüglich in der Nähe der bischöflichen Residenzen liegenden Anlagen dieser Art, so müßte wahrscheinlich der vegetabilische Kulturzustand der Insel ein andres Ansehn gewinnen.

Das Mineralreich Islands liefert vor allem die beyden Haupturheber aller vulkanischen Erscheinungen Eisen, und Schwefel im Überfluß. Mit letzterem wurde vormahls Handel getrieben. Der immer in Umwandlung begriffae, stets vulkanische Erscheinungen, als Feuer, Rauch, Hitze darbietende Boden der Insel, beweiset die erstaunende Menge von Produkten dieser beyden Klassen. Man findet auch Kupfer, sehr sparsam Silber, und am Fusse der Feuerspeyenden Berge etwas Salz, doch nicht genug zum Verbrauch der Einwohner, die daher ihre Speisen meistens ungesalzen essen. Merk-

würdig ist der isländische Krystall, der die Gegenstände doppelt zeigt, und von dem in neueren Zeiten zum Behuf der Schiffarth ein so vortheilhafter Gebrauch gemacht worden; auch erzeugt sich hier ein schwarzes, glänzendes und leicht entzündbares Pech, so wie eine andere Gattung desselben, die mehr glasartig ist, und sich in kleine dünne Scheibchen zerstückeln läßt, auch nicht brennt. Von Edelsteinen sind Chalcedone von großer Schönheit, eben so vortreffliche Lasursteine, nebst dem vorerwähnten isländischen Achat auf der Insel zu finden.

Unter so vielen interessanten Naturerscheinungen Islands, zeichnen sich auch die heißen, und springenden Quellen der Insel aus. Man theilt sie vorzüglich in zwey Gattungen ein, wovon die einen, welche ruhig rieseln Hverren heißen, die springenden aber Laugen genannt werden. Mehrere derselben haben einen merklichen mineralischen Geschmack, wo unter die im südlichen Theile der Insel gelegene Krysevigerquelle in deren Nähe ein Schwefelberg liegt, in einem hohen Grade nach diesem Mineral riecht, und immer dergleichen Ausdünstungen von sich giebt. So ist auch im Westviertel der Insel bey dem Handelsplatze Buuder eine solche stark mit Vitriol geschwängerte Mineralquelle, die einen Biergeschmack an sich hat, daher derley Wasser von den Einwohnern Bierkeller (Ölkeldurnar) genannt werden. Der, auf der ganzen Insel, einem Treibhause gleich, durchhitzte Boden, theilt diesen Quellen einen höhern, oder geringeren Grad von Wärme mit. Einige derselben sind nähmlich, so mächtig warm, daß man die Hand in selbe stecken kann, andre werfen Blasen, noch andere endlich schleudern dicke Wasserstrahlen in die Höhe. Letztere halten entweder gewisse Perioden bey ihren Ausbrüchen, oder die Eruptionen gehen zu unbestimmten Zeiten vor sich. Die Bewohner der benachbarten Gegenden um diese Quellen benützen selbe zum Kochen und Baden. Es ist ein bekannter Zug isländischer Galanterie, einer Schönen ein Bad zu reinigen, und zuzurichten, wenn der Liebhaber weiß, daß sie es zu einer bestimmten Stunde besuchen werde. Diese Aufmerksamkeit vertritt oft die Stelle einer Liebeserklärung. Dem berühmten Bade von Reykhollaugar in Nord-reykiadal, im südlichen Viertel der Insel, wiederfuhr sogar die Ehre, daß es von dem Gelehrten, und berühmten Geschichtsforscher Snorro Sturleson, im dreyzehnten Jahrhunderte, auf eine eben so geschickte als bequeme Art mit Steinen besetzt, und verziert wurde. Das Bad ist für hundert Personen eingerichtet.

Man führt auch die Kühe an diese Quellen zur Tränke, die davon, wie man sagt, eine bessere Milch geben sollen. In manchen derselben aber lassen sich sogar Knochen kalciniren. Von den Flüssen des Landes führen einige Kalk, und werden daher, der weissen Farbe wegen, Milchflüsse genannt. Andre als der Hierad's-Vöte, im Skegafardasyssel versteinert hineingeworfnes Holz.

Aus dem sogenannten Skidera- oder Falljökeln entspringen mehrere solche Quellen. Diese Gebirge haben den Nahmen Falljökkel, theils ihrer Entstehung wegen, weil sie durch den Einsturz anderer Eisberge hervorgebracht wurden, theils aber auch darum, weil sie ihren Wohnplatz verlassen und sich vor und rückwärts bewegen. Solche Berge widerlegen das bekannte, gemeine Sprüchwort Berg und Thal kommen nicht zusammen, im strengsten Verstande, denn sie besuchen, von ihrer Heymath entfernte Gebirge, und flacher Gegenden. Sie sind gemeiniglich etwa achtzehn Fufs hoch, und ohne Spitze, schwarz von Farbe, und ein Gemisch von aufgehäufter Lava- und Eisstücken, die mit hohen Klippen von Feldsteinen zusammengefroren sind. Zwischen diesen Bestandtheilen finden sich auch Sand, Asche, und Bimsstein.

Der Skiderajökkel, in Süden hat vier Meilen in der Länge, und drey in der Breite; er warf öfters Wasser mit Funken aus, und trieb dabey auf dem Rücken der Gewässer vor- und rückwärts. Er steht auf dem flachen Lande, und hat vielleicht im Innern, mit dem Meere, über das er nicht sehr hoch erhaben ist, eine unterirdische Gemeinschaft. Viele Naturlehrer sind der Meinung, dafs eine Verbindung mit dem Meere zum Entbrennen der Vulkane immer nöthig sey. Wenigstens scheinen mehrere aus verschiedenen vulkanischen Erscheinungen hergeholte Gründe, für diesen Satz zu streiten. Einmahl findet man in Island, wo bekanntlich ein solcher Mangel an Salz herrscht, dafs die Einwohner ihre Speisen meist ungesalzen essen, dennoch am Fusse feyerseyender Berge Salzquellen, die, dem, in das Innere derselben getreten Seewasser, nothwendig, ihr Daseyn zu danken haben. Dann wirft der Hekla so wie die meisten Vulkane, so viel Salz aus, dafs man bey einigen seiner Ausbrüche eine ungeheure Menge dieses Minerals über die umliegenden Gegenden verbreitet fand, so dafs viele Pferde damit beladen werden konnten; auch sind die von selbem aufsteigenden Dünste äufferst Salzicht. Alle bekannten und noch brennenden Vulkane liegen ferner entweder auf Inseln, oder nahe am Meere, und die Gegenden um selbe verdanken dem ausgeworfenen Salze einen grossen Theil ihrer Fruchtbarkeit.

Beym jedesmahligen Entbrennen benachbarter Eisgebirge, gerieth auch der Skiderajöckel in Brand. Im Jahre 1727 schwankte dieser Berg wie Meerwellen hin und her, indess aus seinem Fusse allerley Ströme entsprungen. Da oft plötzlich ein solcher Wassersprudel aus dem Innern des Berges hervordrang, und das Land überschwemmte, so konnte es einen ganzen Sommer hindurch Niemand wagen darüber zu reisen. Mit diesem Jöckel stehn die, tiefer im Lande liegenden Seen Grimsraum in Verbindung, die, wenn ersterer brennt, Feuer und Asche, aus dem Wasser hervorspeyen. Der Törfejöckel in Ostisland im Skaptafellssyssel treibt aus seinem Eise selbst, heisse Quellen neben einem Flusse frischen Wassers hervor. Zwey derselben werfen siedendes Wasser hoch in die Luft.

Zwey Tagreisen vom Hekla liegt der kleine Landsee Laugervata, wo sich die erste heisse Quelle befindet. Hier eröffnen sich dem Liebhaber herrliche Naturscenen, ein reicher Schauplatz mahlerischer Vorstellungen.

Rund um den See stehen von allen Seiten schneeweisse Berge, die mit silbernem Scheitel hoch in die Wolken hineinragen. Stiller Ernst herrscht hier vor dem Aufgang der allbelebenden Sonne, und wallender Dampf erhebt sich von acht verschiedenen Seiten her, um das Ufer. Die erhabene Ruhe dieser Morgenfeyer wird nur durch das Plätschern eines Trupps Schwäne unterbrochen, der über den See ernst dahinzieht. Nun steigt die Sonne flammend in Osten empor, und vergoldet die Spitzen der Berge; Alles entglüht ringsumher, und von allen Seiten werden die rechts und links emporgetriebenen Wasserstrahlen sichtbar; die in allen Akkorden dem Gehöre bemerkbar werden. Hier hebt sich ein Ellen dicker, sechs Ellen hoher Wasserstrahl zischend in die Höhe, dort toset eine zwey Ellen dicke, zehn Ellenhohe Wassersäule aus dem Boden herauf in die Luft. Mit donnerndem Gemurre reißt sich dort ein drey Ellen dicker Wasserberg empor, und wälzt sich prachtvoll auf zwölf Ellen hoch, hinauf. Von jeder Richtung her ertönt das Zischen, Brausen, Plätschern, Poltern und Murren der von ihren Wasserbecken mit der größten Gewalt aufsteigenden, und sich dahin zurückstürzenden Fluthen.

Nächst der Meyerey Reyker im Nordviertel der Insel liegen drey solche warme Quellen, eine ist von der andern ungefähr dreyßig Klafter entlegen, abwechselnd fangen sie an zu wallen und zu siedern, jede beynabe dreymahl in einer Viertelstunde. Aus einem steinichten, gleichförmigen Boden treiben zwey derselben ihr Wasser eine Elle hoch empor, während die dritte aus ei-



W. Schönbauer sculp.

Der Geysir.





ner runden Öffnung einen fünf bis sechs Ellen hohen Strahl emporwirft. Das Wasser sinkt dann zwey Ellen tief unter die Erde. Der Zugang zu diesen Quellen ist nicht schwierig. Stufenweise erhebt sich das Wasser in dem Becken, steigt anfangs bis zur Hälfte desselben, erfüllt es dann ganz, und sprudelt endlich mit der größten Gewalt himmelan. Im Aufsteigen schleudert es alles, was man hineinwirft, selbst schwere Steine zurück, im Sinken aber, zieht es Alles mit sich hinab.

In der Quelle von Reikum sprang das Wasser einst auf dreyszig bis fünf und dreyszig Ellen hervor. Ein Erdfall bedeckte hierauf die Öffnung, doch die außerordentliche Naturkraft trieb den Strahl, auf der Seite, fünf und zwanzig bis dreissig Ellen hoch empor.

Die berühmteste Quellen der Schweiz; die von Aachen; und von Karlsbad; werden durch die isländischen bey weitem übertroffen. Denn sowohl in Ansehung ihrer Hitze, als der Höhe, zu der sie sich erheben, ragen die Quellen dieser Insel über alle andern hervor.

Die Hauptquelle aber unter allen diesen natürlichen Springwässern ist, der Riesenbrunnen Islands, Geiser genannt. Er liegt im mittäglichen Viertel der Insel, im Haukathal, einige Meilen von dem bischöflichen Sitze Skaalholt, und zwey Tagereisen vom Hekla entfernt. Die Gegend um selben ist eine der schauerlich-schönsten, die man sich vorbilden kann. Überall herum ruht das Auge auf wild durcheinander geworfenen Felsen, und zerbröckelter Lava. Auf eine halbe Stunde weit hört man bereits das Rauschen des Wassers, und näher und näher wird das Tosen stärker; so wie sich der Boden immer mehr mit vulkanischen Trümmern bedeckt zeigt. Das Gefühl des Schauderhaft erhabenen, das in dem Beobachter schon bey der ferneren Annäherung an den Geysir erweckt wird, wächst durch den Anblick des majestätischen Schauspiels immer mehr, das der Brunnen selbst mit seinen nächsten Umgebungen gewährt. In weiter Ferne liegen hohe, mit Eis bedeckte Gebirge, deren Gipfel mit undurchdringlichen Wolken, wie mit dem heiligen Schleyer der Isis bedeckt sind. Ihr Anblick erinnert an die hohe Wahrheit, daß in das Innerste der Natur kein erschaffner Geist dringe. Von kühlem Winde bewegt, sinkt nun das Gewölke tiefer herab; weiß und glänzend treten die Berggipfel hervor, und starren aus den Wolken, wie alte ehrwürdige Weltsäulen, zum Himmel empor. Nun sinkt ein zweyter Wolkenvorhang. Der dreyspitzige, eisbedeckte Hekla, erhebt sein, mit einem weissen, wallenden Dampf, um-

gebnes Haupt aus dem Gewölke. Der Dampf zieht sich allmählig an seinem Rücken hin, und verschleyert ihn von dieser Seite. Eine breite, graue Dampf- wolke entwallt nahe dabey einem hohen Felsgebirge, und zieht langsam von seinem Fusse herauf. Unter rauschendem Gemurre spritzen indess fünfzig rauschende Quellen ihr Wasser vom Boden himmelan. Mitten unter diesem, von Quellen lebendigen Sumpfe, erbrauset, unter Dampf, und fürchterlichbetäubendem Rauschen, der mächtige Geyser, und treibt seinen Strahl fünfzig Ellen hoch, gegen Himmel empor. Die Erde bebet, und kracht dabey, ringsherum erdonnert der Boden, und schwankt in gewaltiger Zuckung.

Die Röhre, aus welcher der Wasserstrahl hervorschießt, hält 19 Fuß im Durchmesser. Ober derselben ist ein Becken vorhanden, das 59 Fuß im Durchmesser hat. Beyde haben eine kesselförmige Gestalt, und sind wie es bey den meisten Isländischen Quellen der Fall ist, von einem durch die Gewalt des Wassers, aus der Tiefe aufgelösten, und oben angespülten, selenitischen Tropfstein, geformt. Der oberste Rand des Beckens ist 9 Fuß, einen Zoll höher, als die Röhre.

Das Wasser springt abwechselnd, einmahl, auch viermahl in einer Stunde, manchmahl gar nicht. Das Springen desselben hält von 10 bis 40 Sekunden an; als es einst 92 Fuß hoch sprang, dauerte die Erscheinung 4 Minuten. Ein gelehrter Reisender, Uno von Troil, der seine Bemerkungen über Island im Jahre 1779 bekannt machte, meldet über das Springen des Geyser folgendes: Das Wasser sprang von sechs bis eilf Uhr vormittags zehnmahl, nie unter 15, nie über 30 Ellen, wodurch es bis an den Rand der Röhre stieg. Allmählig füllte es das obere Becken, und lief endlich gar über. Um 12 Uhr hörte man drey unterirdische Schläge, wie Kanonenschüsse erdonnern, wobey das Wasser Etwas überlief. Um drey Uhr liefs sich zu verschiedenenmahlen ein starker Knall unter der Erde hören. Das Wasser lief, eine Stunde darauf, eine Minute lang über das Becken. Nach drey viertel auf fünf Uhr erfolgte mehrmahls ein gewaltiger unterirdischer Knall, unter der Quelle, und dem dabey liegenden Felsengebirge, und plötzlich brach der Strahl, sprudelnd empor, rifs alle Steine, womit man ihn verstopfen wollte, mit sich fort, und rauschte, 4 Minuten lang, 92 Fuß hoch gegen Himmelan.

Der Grund aller dieser sonderbaren Phänomene, welche diese, in ihrer Art so einzige Quelle darstellt, scheint darinn zu liegen, dafs sich unter selber ein Behältniß voll erhitzter, brennbarer Stoffe befindet, über welchem

eine dichte Decke von Erde und Felsen ruht. In einem ungeheuren Becken von Fels, über dieser Decke, versammeln sich die, allmählich der Erde zufließenden Cebirgwässer. Die brennbaren Stoffe im Feuerbehälter werden nun vom Feuer, in einem fort, in elastische Dünste aufgelöst. Letztere, welchen die Felsendecke den Weg sperrt, häufen sich immer mehr an, und drängen mit furchtbarer Gewalt aufwärts. Endlich werden sie so mächtig, daß sie die, ihnen entgegenstehenden Felsen durchbrechen, und durch einen weitgeöffneten Spalt, nach oben zu einen Ausweg suchen. Das, über der Decke gesammelte Wasser, wird aus der Tiefe mit Riesenkraft fortgerissen, und gegen Himmel geschleudert. So rauscht der Strahl des Geysers fort, bis die Elasticität der bewegenden Dämpfe nachläßt, wodurch sich die Felsen schliessen, und die Dünste von neuem einkerkern. Das Wasser sinkt nun, und der Geysers versinkt, bis durch die Anhäufung neuer Dünste, dieß Perpetuum mobile sein Spiel von neuem zu treiben veranlaßt wird. Eben diese Erklärung paßt in höherem, oder geringeren Grade, auf alle Springquellen Islands. Eine merkwürdige Nebenerscheinung am Geysers, ist auch der, von Regenbogenfarben erleuchtete, und noch von einem andern glänzenden Zirkel, umgebene Ring, der sich um den Schatten der Köpfe jener zeigt, die an diesem Brunnen, den Kopf gegen die Sonne gekehrt, in das Wasser sehen. Die Ursache hiervon ist die Brechung der Sonnenstrahlen in den Dünsten, die von der Quelle aufsteigen.

Gewiß ist es, daß keine bekannte Wasserkunst in Europa dem Geysers gleichkomme, wie eine Vergleichung zwischen ihm und den berühmten Kunstwerken dieser Art hinlänglich zeigt. Die vorzüglicheren unter letzteren, sind nämlich: die auf dem Winterkasten in Kassel; die zu Herrenhausen in Hannover; und diejenige, die einst in St. Cloud befindlich war. Die auf dem Winterkasten wirft einen Strahl von 6 Zoll, oder etwas darüber, 65 Ellen hoch in die Luft. Zu Herrenhausen springt das Wasser, eine halbe viertel Elle dick, 35 Ellen hoch, himmelan. Die Wasserkunst von St. Cloud sprudelte nicht ganz 6 Zolle dick, 40 Ellen hoch, in die Luft. Alles dieß bedarf der Kunst, und durchgedachter menschlicher Verrichtungen. Hier flieht, ohne alle künstliche Einrichtung ein feindliches Princip vor dem andern. Das Feuer nöthigt seinen Gegner, das Wasser, in einer Höhe von 15 bis 50 Ellen, gen Himmel, zu entweichen, und schleudert es, in einer oft siedenden Säule in die Höhe, deren Umkreiß zweymahl so stark ist, als der aller vorhergenannten Kunstwerke.

Eben diese Gluth, des Stets von Eisen- und Schwefelentzündungen bearbeiteten Bodens der Insel, wirkt auch in der Tiefe der Seen des Landes, und verursacht, daß ruhigere, große Wasserflächen Feuer und Dampf hervortreiben. Der See Myvata, im nördlichen Theile der Insel im Thingorsyssel gehört unter diese Kathégorie. Er hat seinen Nahmen Myvata (Mückensee) von der ungeheuren Menge Fliegen erhalten, die beständig in seiner Nachbarschaft herumschwärmen. Er ist anderthalb Meilen, von dem Vulkan Krabla entfernt, und hat drey Meilen im Umfange. Ein Strom von Lava, der sich einst vom Krabla herunterwälzte, ergoß sich in seine Gewässer. Sein Boden besteht durchaus aus zerrissner, stets warmer Lava, und längst seinem Ufer finden sich sehr schöne, harte und schwarze Steine. Die meisten Felsen Islands sind entweder schwarz und röhlicht, nämlich vulkanischen Ursprungs, oder weiß, an welchen die Spuren warmer Quellen bemerkbar sind. Die Winterkälte dieser Insel, die so heftig ist, daß manchemahl das Quecksilber im Thermometer bis zur Kugel zurückweicht, vermag nichts über das Gluthmagazin des See's. Ununterbrochen steigt Dampf, und manchemahl Flammen, aus seinem Grunde empor. Eine Menge Forellen schwimmen demungeachtet in selbem herum, und Inseln, die mit dem schönsten Grün geziert sind, liegen in seiner Mitte. Die ganze Gegend um den See wird durch die gewaltige Menge von Schwefel und Eisen, womit sie unterminiret ist, beständig erschüttert. Die um den Myvata liegenden Berge warfen oft einzeln Feuer aus, und im Jahr 1724 hub ein Erdbrand an, der sechs volle Jahre fortwüthete.

Eine vorzügliche Erscheinung biethet auch der brüllende Hügel zu Verevalle auf dem Gipfel des Kiölgebirges dar. Die Gegend um selben ist im Sommer sehr schön begraset. Nahe daran, liegt ein frischer See, auf dem Schwäne schwimmen. Diese Thiere, welchen, der aus der vulkanischen Oefnung hervor kommende Ton nicht mehr neu ist, mögen sich an diesen so gewohnt haben, daß sie unbekümmert und ruhig in seiner Nähe leben, Pferde hingegen, und andre Thiere, die man zum erstenmahle in diese Gegend führt, erschrecken gewaltig über dieß Getöse. Die Pferde besonders spitzen die Ohren, und wollen durchaus nicht näher zu dem Berge treten. Der Boden ist rund herum morastig und voll Leim-Letten, gefriert auch, der starken unterirdischen Hitze wegen, bey der strengsten Kälte nicht. Nur Hirten, und Grassucher kommen in die Nachbarschaft dieses Hügel's. Wenn man sich letztem nähert, zeigt sich zuerst ein starker, hoch aufsteigender Rauch, der schon auf eine

Meile weit sichtbar ist. Er steigt von drey Orten aufher. Schon in der Entfernung einer Viertelmeile hört man eine Art Gemurmel, das wie das ferne Brüllen eines Löwen klingt, und Zeitweise von einem durchdringenden Zischen begleitet ist. Nicht weit von dem Hügel selbst spritzen drey heisse Quellen ihr Wasser in die Höhe, deren mittelste ihren Strahl drey Ellen hoch wirft. Der Hügel ist weiß und rund, und hat drey Löcher, deren jedes etwa drey Finger im Durchmesser hat, sie reichen schief und winklicht in sein Inneres hinein, und sind am Rande mit weissen, rothen, und grün n Farben gesprengt. Aus den Öffnungen wird der Rauch mit der größten Gewalt hervorgestossen, dazu brüllt und zischt der Hügel so fürchterlich, daß eine Gesellschaft von Stentoren einander an selbem nicht verstehen könnten. Hineingeworfne kleinere Steine, werden durch die Heftigkeit des Zugs sogleich herausgeschleudert, und platte Steine, die man auf die Oefnung legt, eben so zurückgeschlagen.

Alle diese Phänomene werden durch die nämliche Ursache veranlaßt, die das Wasser im Geysir, und in den übrigen Sprüngquellen Islands empor treibt. Der Boden ist nämlich von Schwefelkiesen, und Steinkohlenflötzen im höchsten Grade durchheizt, wie es die merkliche Hitze der Oberfläche, und der, aus den drey Oefnungen fahrende Dampf, hinlänglich zeigen. Die durch das Feuer zerlegten, entzündeten Materien steigen in einer Menge von elastischen Dünsten in die Höhe, und werden von der mächtig wirkenden Gluth, mit erstaunender Kraft durch die Luftlöcher des Hügel's hinausgetrieben. Dadurch geräth die Luft in eine zitternde Bewegung, und es erfolgt in den Löchern das nämliche, was in der Kehle eines Thieres geschieht, wenn es einen Laut von sich giebt, nur daß der Ton jenen, der am stärksten brüllenden Thiere, als Löwen, Tyger u. s. f. bey weitem übertrifft, da in der Lunge und Kehle der letzteren nur verhältnismässig wenig Luft, und dieß zwar mit einem Proporzionirten Kraftaufwande hervorgetrieben wird, hier aber eine erstaunende Menge Lufttheilchen, mit außerordentlicher Gewalt durch die engen Oefnungen hervorgestossen werden. Die Luftlöcher sind unten weit, und pressen die Luft in einem minderen Grade zusammen, daher entstehen anfangs gröbere Töne, nämlich ein Gebrüll, ganz oben laufen sie spitze zu, und so fährt aus diesem engeren Kanale, den die Luft zu durchziehen hat, eine Art Gezisch; feinere Töne.

Die berühmten Widder des Dionysius, und die steinerne Orgel auf der cykladischen Insel Lipari, verbreiten viel Licht über diesen brüllenden Hügel.

Dionysius liefs nämlich vier hohle Widder von Erz mit geöffnetem Munde, gegen die vier Hauptwinde setzen, wovon zwey noch in Palermo aufbewahrt werden. Der Wind fuhr also immer, dem ihm entgegenstehenden Thiere, in den Mund, und erzeugte in der Höhlung desselben einen Laut, der mit Zuziehung der Einbildungskraft, einige Aehnlichkeit mit dem Geblöcke eines Schaafes hatte.

So steht auch auf Lipari, eine viereckigte Orgel von Stein, Aeolusorgel genannt, die vielleicht ein Rest von einem alten Bade ist. Die Oefnungen, ihrer großen Pfeifen von Stein, sind ebenfalls gegen die vier Hauptwinde gekehrt, und so brummt die Orgel, wenn der Wind auf selbe wirken kann.

Die beständig mit vulkanischen Ausdünstungen geschwängerte Luft, erzeugt auf der Insel eine Menge elektrischer und anderer Meteore. Von dieser Art ist das Leuchten, welches in der untern Luft zu bemerken ist, wenn bey nebligtem Wetter manchmahl Schneeflocken fallen. Es wird hier Sne-Lios genannt, und scheint eine Entladung des angehäuften electrischen Stoffes, aus den obern Luftschichten in die untern zu seyn. So leuchten auch in den südlicheren Gegenden manchmahl Erbsen und andere Felder, worauf Hülsenfrüchte angebaut sind, vor- oder während einem Gewitter.

Eine andie Art merkwürdiger Erscheinung ist die, welche man im Lande Mistour nennt. Die Luft verfinstert sich nämlich plötzlich, und braune oder schwarze Wolken lagern sich in den höhern Regionen derselben. Den Schiffern dient dieß zum Signal ihre Fahrzeuge in Sicherheit zu bringen, denn eine, oder zwey Stunden darnach, erfolgt ein heftiger Sturm, wodurch sich das Gleichgewicht der Luft wiederherstellt. Diese Wolken bestehn aus emporgetriebnen Massen Sandes, und vulkanischer Körper, und sind vorzüglich in den Wüsten um den Berg Hekla sichtbar, von wo sie meistens nach Westen hingejagt werden. Der vielen Sümpfe, und heißen Quellen wegen, zeigen sich auch häufig große Irrwische, Strövar-Eldour genannt.

Das Klima ist in Island im Durchschnitte sehr unfreundlich. Sehr kalt in den Monathen Jänner, Februar und März, und die Tage manchmahl so kurz, daß sich die Sonne in dem nördlichsten Theile der Insel kaum eine Stunde über dem Horizont sehen läßt, so wie dieß Gestirn im südlichsten Theile, in dieser Jahreszeit, nicht über drey Stunden sichtbar ist.

Während des April und Maymondes rasen manchmahl wüthende Stürme, die den Boden so austrocknen, daß er der, zur Hervorbringung der Vegetabilien nöthigen Kraft, ganz beraubt wird. Eben diese Schiefe der Ekliptik aber, welche den Einwohnern Islands den wohlthätigen Sonnenschein den Winter hindurch entzieht, bewirkt auch, daß die Sonne im höchsten Sommer nur drey Stunden unter dem Gesichtskreise bleibt, und die Nächte folglich sehr hell sind. Verbindet man mit dieser den Polarländern so wohlthätigen Einrichtung auch den Nutzen, den der Glanz des Nordlichtes den Bewohnern dieser Gegenden gewährt, so ergiebt sich, daß die wohlthätige Natur, die, aus der Ureinrichtung des Weltalls hervorgehenden, nothwendigen Übel, durch das möglichste Gute, auf der andern Seite zu vergüten suchte. Die Luft ist hierzulande, der großen Kälte ungeachtet, Einheimischen und Fremden zuträglich. Auffallend ist est, daß im Sommer, manchmahl die Erde, die Nacht hindurch hart gefriert, während das Thermometer, den vorhergehenden, und nachfolgenden Tag auf 60 Grade steht.

Die Bevölkerung der Insel mag sich von 46,000 bis 50,000 Menschen erstrecken. Die Einwohner bestehn aus einem Gemische von Norwegern, als den ersten Bewohnern der Insel; aus Dänen, Schweden, und Schottländern, die sich nach und nach hier angesiedelt. Ihr Körper ist von mittelmässiger Größe, aber, besonders der, der Bewohner des Innern, stark, und proportionirt voll. Die Anwohner des Meerstrand es aber sind meist fahl, und von abgestorbner Farbe. Die Ursache hievon liegt in den Beschwerlichkeiten, welchen sie beym Fischfange ausgesetzt sind, wobey sie oft sehr lang mit halbem Leibe im Wasser stehn müssen. Daher stellt sich bey ihnen, nach dem fünfzigsten Jahre häufig Husten und Entzündung ein, auch leiden sie sehr an der Hypochondrie. Alles dieß zusammen nennen sie Brustweh (Briostvike). Im Durchschnitt wird der Isländer nicht alt, selten sieht man Greise von siebzig Jahren. Wenn nach langwierigem Genusse geräucherter Nahrungsmittel, frische, verspeiset werden, pflegt im Innern des Landes die Ruhr zu entstehen, die sich auch den Küsten mittheilt. In Rücksicht auf seine Gemüthsstimmung.



trägt der Isländer das Gepräge seines Klima an sich. Er ist gewöhnlich Ernst, ehe düster als aufgeheitert, und fast immer mit seinem Erwerb, und dem, was hierauf Bezug hat, beschäftigt. Rauschende Fröhlichkeit ist dem Nordländer, als Charakterzug, überhaupt nicht eigen; hier aber modificirt ein rauhes, unfreundliches Klima; einfache, ja oft sparsame Nahrung; und der im Durchschnitt herrschende Nichtgebrauch gährender Getränke; verbunden mit der Anstrengung, womit sich die Einwohner Islands im allgemeinen nähren, den gewöhnlichen nordischen Ernst fast zu einer Art Niedergeschlagenheit.

Eigentliche Städte hat Island nicht. Alle Versammlungen von Häusern sind einzelne Meyereyen, die aber oft 20 bis 50 Häuser enthalten, und daher einigermaßen den Dörfern anderer Gegenden gleichen. Diese Meyereyen haben einige Aehnlichkeit mit den Ringen der meisten neueren, und älteren halbwilden Völker, als der freyen, nordamerikanischen Stämme; der Avaren unter Karl dem Großen u. s. f. So wie nämlich diese Völker ihre Habe, und ihre Kostbarkeiten durch eine zirkelförmige, oder ovale Mauer schützten, womit sie ihre Wohnungen einfassten, so liegen auch die Häuser der Isländer innerhalb einer solchen Mauer. Nur darinn zeigt sich der Unterschied der Bauart roher Völker und der Bewohner dieser Insel, daß der Wilde die Mauer, welche seine Wohngebäude umgiebt, wie eine Schutzwehr betrachtet, und ihr daher den möglichsten Grad von Stärke und Festigkeit giebt, da die des Isländers hingegen nieder, und schwach ist, und nur die Gränze jeder Meyerey bezeichnet. Nebst der grösseren Mauer, welche die sämtlichen Wohngebäude des Hauptes der Meyerey, und seiner Knechte und Mägde zusammen einschließt, zieht sich noch eine eigene um die unmittelbare Wohnung des Hausherrn. Die Häuser sind von Holz erbaut, theils, weil dieses den Stößen der öfters wüthenden Erdbeben mehr zu widerstehen fähig ist, als Stein; theils auch, weil hölzerne Wohnungen im Winter wärmer sind als steinerne; und den Wirkungen der Orkane durch ihre Nachgiebigkeit mehr entgegen. Zu ihrem Bau gebrauchen sie entweder Treibholz, oder sie kaufen ihr Holz von dänischen Handelsleuten. Die Wohnungen haben ein helles, freundliches Ansehn, rothe Dächer, und sind von aussen mit Moss verziert, auch sind vor denselben erhöhte Fußsteige angebracht, damit man immer trocken herumgehen könne. Nur ist das einfallen des Licht etwas sparsam angebracht, oft ist man auch genöthigt bey sehr rauhem Wetter die Fenster mit Brettchen ganz zu verschließen.

Die gewöhnliche Nahrung der Einwohner dieser Insel ist Milch. Man genießt sie entweder als dickmilch, auf welche dann süße, oder auch saure geschüttet wird, oder man trinkt auch bloß füße Milch, die sowohl Gesunden zum Tischtrunk dient, als vorzüglich den Kranken gereicht wird; Butter und Käse, machen ebenfalls einen Theil der Mahlzeit aus. Manchmahl wird ein geräucherter Fisch, und nur einigemahl des Jahrs Fleisch aufgetischt. Es herrscht hier die Gewohnheit, daß jeder Herr seinem Gesinde und Hausgenossen, den Abend vor dem Aschermittwoche so viel Fleisch vorsetzt, als jeder genießen will. Vom Aschermittwoche bis Ostern, enthält man sich des Fleisches gänzlich, ja man hüthet sich den Nahmen desselben auszusprechen, und sucht daher einander scherzweise dahin zu bringen, dieß Wort zu nennen, wobey derjenige, der sich darüber betreffen läßt, seine Porzion Fleisch für die nächste Fastnacht verliert.

Die Speisen werden fast immer ungesalzen genossen. Die Art das Fleisch zu räuchern ist folgende: man preßt die Säfte desselben so viel als möglich aus, hängt es dann in die Luft, damit es noch mehr ausgetrocknet werde, und so kömmt es dann in den Kamin, wo es leicht geräuchert und dann verspeist wird. Sonst sind die Isländer auch Liebhaber der Fleisch- und Fischbrühen. Bemittelte Einwohner beziehen auch Fleisch, Bier, weiße und rothe Franzweine über Dänemark. Der erhöhte Kulturzustand der Einwohner fließt nun auch allmählich auf ihre Lebensart ein. Die Gebäude fangen an ein eleganteres Ansehn zu gewinnen, und die alten, ganz auf Festigkeit und Bequemlichkeit berechneten Häuser werden nach und nach den zielicheren, und geschmackvolleren Neueren nachstehen müssen. Auch fangen den neuesten Nachrichten zufolge, die Gesellschaftsbälle und Belustigungsklubes auch hier an Mode zu werden. Die Belustigungsarten bestehen sonst im Schachspiel, und in der Erzählung alter Sagen (Gamla Sagar). Man setzt sich nämlich bevor das Licht angezündet wird, zusammen, und einer aus der Gesellschaft erzählt irgend eine sich auf das Land beziehende alte Begebenheit, oder Thatsache. So weiß man vieles von einem Wasserperde zu berichten, das sich in den Teichen und See'n der Insel sehen lasse, von Farbe Silbergrau sey, und bey einfallendem Thauwetter auf eine besondere Art wiehere. Auch sollen es kühne Leute bestiegen haben, und darauf herumgeritten seyn. Eben so soll sich in dem westlichen Theile der Insel, im Flusse Largarfiol eine ungeheure Wasserschlange befinden, auch versetzt die Sage in die Vertiefungen des Geitlandsgletschers, des größten Berges dieser Art in Island, der im

Südviertel der Insel, im Arne Syssel liegt, ein eignes Geschlecht Menschen, das von Riesen abstammen, und sehr glücklich leben soll. Die Edda, diese dem Geschichtsforscher, wenigst, als ein Schimmer der fernen Vorzeit, wichtige Mythologie, ist in diesem Lande einheimisch. Dergleichen Erzählungen werden auch wohl vorgelesen, und auf den Betten und Superporten in Schnitzwerk dargestellt.

Den Stoff zur Kleidung des Isländers liefert meist der im Lande selbst erzeugte Wollenstoff, Wadmal genannt, der sogar im Lohn des Gesindes mitbegriffen ist, so daß ein Knecht nebst 2 Reichsthalern, auch ein Stück dieses Zeuges, einen Thaler werth, erhält. Es ist auf der Insel ausdrücklich verboten, einen Knecht oder Dienstmagd mehr als den durch das Gesetz erlaubten Lohn abzureichen, damit der Aermere nie in den Fall komme, die ihm so nothwendigen, häuslichen Hülfeleistungen, aus Unvermögen, entbehren zu müssen. Reichere bedienen sich auch der aus Dänemark hier eingeführten Tücher und Stoffe. In Bessestadar, wo sich der königliche Stiftsamtmannt aufhält, der alle politischen Angelegenheiten leitet, besteht auch eine Walkmühle, und eine Tuchmanufaktur. Die Kleidung des gemeinern Isländers besteht in einer Jacke, einem breiten Hosenträger, weiten, kurzen Beinkleidern, und einem Käppchen auf dem Kopfe. Das sonst sehr gewöhnliche Tragen langer Bärte, nimmt nach und nach ab. Das Unterscheidende der isländischen Frauenzimmerkleidung besteht in einer Art spitziger, nach vornezu übergebogener Mütze und einigen Metallstücken, die sie zum Staate umhängen.

Nebst der Sorge für das Vieh und dem Fischfange striken Männer, Frauen und Kinder besonders im Winter wollene Strümpe, Hemden, Handschuhe mit welchen, so wie mit den aus Wadmal zubereiteten Hemden und Westen auch Verkehr getrieben wird. Die im Lande verfertigten Vorrichtungen zu diesen Arbeiten sind etwas masiv; doch versorgt sie Dänemark mit zweckmäßigeren.

Die Bewohner Islands sind nicht ohne Talente und Anlagen, besonders ist auch der gemeine Mann zu Kunstfertigkeiten aufgelegt. Man erlernt hier kein Handwerk zunftmäsig. Aber den Mangel der Innungseinrichtungen, ersetzen die sogenannten Smidours. Unter dieser Benennung begreift man eine Art Tausendkünstler, deren einige alle möglichen Arbeiten in Holz liefern.

als Schlitten, Sättel, Nachen u. s. f., andre vorzüglich in Eisen arbeiten, und ein Haus mit Schlösser, Glaserprodukten versehen, noch andre endlich Ketten, Zierrathen und eine Menge andrer Dinge aus Silber verfertigen, ohne je eine regelmäßige Anleitung dazu erhalten zu haben. Dieß Volk hat ferner geübte Seeleute aufzuweisen. Eyrek Rauda, auf dieser Insel geboren, entdeckte im Jahre 392 Grönland, und Herjulfson und Erichsson 1001, einen andern Theil von Amerika. Soviele Verfasser gedruckter Sagen waren ferner vortreffliche Dichter. Unter ihnen zeichnet sich Snur Sturleson aus, Arngrim, Jonas und Thormodus Torfäus widmeten der Aufhellung ihrer vaterländischen Geschichte einen rühmlichen Eifer. Schon im Jahre 1130 schrieb man Geschichtsbücher in Island, unter diese älteren Schriftsteller gehören Sämund und Are Frode. Im Jahre 1531 errichtete ein Schwede, Jon Mathias Sön, die erste Buchdruckerey. Jeder bischöfliche Sitz hat eine lateinische Schule, in welcher die künftigen Kandidaten des Predigtamtes ihren ersten Unterricht empfangen. Der Bischof ist gehalten einer gewissen Anzahl Studierender Wohnung, Kost und Kleidung zu geben, und nebstbey einen Rektor und Konrektor der Schule zu unterhalten. Der Sprengel des Bischofs von Skalholt erstreckt sich über den östlichen, westlichen und südlichen Theil der Insel, der des Bischofs von Hoolum umfaßt den nördlichen. Aufser der protestantischen wird keine andre Religion geduldet.

Nach den ältesten historischen Ueberlieferungen soll der berühmte nordische Seeräuber Nadodde im Jahre 861. nach Island verschlagen worden seyn. Von dem vielen Schnee, den er dort antraf, nannte er es Schneeland (Snio-land). Nach seiner Rückkunft theilte dieser dem Schweden Gardas Stafarson seine Entdeckung mit. Dieser, durch die ihm von seinem Vorgänger gemachte Beschreibung lüstern gemacht, besuchte die Insel drey Jahre nachher, und bewegte Floke, den größten schwedischen Seefahrer seiner Zeit zu eben dieser Unternehmung. Bald hätte dieser den Weg nach Island nicht gefunden. Zum Glück erinnerte er sich an Noah. Er nahm daher von den Ferroinseln drey Raben an Bord, und ließ sie fliegen. Der erste kehrte nach seiner Heymaht zurück. Ein zweyter, den er weiter nordwärts ausließ, kam wieder an Bord, aber der dritte flog nordwärts. Ihm folgte Flocke, und kam so glücklich nach Island.

Nach andern sollen einige vornehme Flüchtlinge, die im Jahre 870 der Tyranny des norwegischen Königs Harald Harfager (Schönhaar) wegen, aus

ihrem Vaterland entwichen, Island zuerst bevölkert haben. Ihre Anführer nennt die Sage Hörleif und Ingulf, und der Ort Ingulfshöfði, im östlichen Theile der Insel soll noch von letzterem seinen Namen haben, so wie ein anderer von Hörleif seine Benennung erhalten hat. Das Land war damahls rau, ungebaut, mit dichten Waldungen bedeckt, doch sollen diese Ankömmlinge Spuren entdeckt haben, aus welchen sie schlossen, daß bereits vor ihnen Menschen da waren, welcher Umstand vielleicht die vorige Sage in etwas bestätigt. Im zehnten Jahrhunderte wurde das Christenthum in Island zuerst bekannt, im Jahre 1000 aber allgemein angenommen. In diesem Jahre wurden alle Bewohner des südlichen, östlichen, und nördlichen Theiles der Insel, an der warmen Quelle Lauger Vatur, im Arne-Syssel im Südviertel, zugleich getauft. Im Jahre 1057 errichtete Bischof Islef die Kirche von Skalholt, die von Hoolum entstand 1106. Dreyhundert sieben und achtzig Jahre war die Verfassung Islands aristokratisch, endlich unterwarfen sich die Einwohner Haquin, König von Norwegen, und kamen 1387 unter dänische Oberherrschaft, unter der sie noch leben. Die protestantische Religion ward 1551 nach vielen Unruhen, auf der Insel eingeführt. Im Jahre 1627 und 1628 landeten algerische Seeräuber, im südlichen Theile der Insel, auf den Westmanna-Eyar Inseln, und s hleppten, nachdem sie viele Grausamkeiten verübt hatten, 242 Personen mit sich fort. Auch im folgenden, und dem 1687 Jahre wurden diese Gegenden von Korsaren heimgesucht.

Die Artikel, welche das Land ausführt, sind: gedörrte Fische, Räucherfleisch, Butter, Wallfischthran, viel Unschlitt, rohe und verarbeitete Wolle, Westen und Hemden von Wadmel, Schafhäute, Eyerdunen, Pelzwerk von Füchsen und Wallroszähne. Dafür beziehen die Einwohner vom Ausland: Stangen und Hufeisen; Zimmerholz; Mehl; Brod; Brandtwein; Taback; Salz; grobes Tuch und etwas Seide.

---

## Der Maelstrom.

Dieser fürchterliche und äusserst gefährliche Meerstrudel befindet sich in der Nähe der Küsten von Norwegen. Sein Name bedeutet so viel als der Nabel der See, und die Einwohner haben ihm denselben deshalb gegeben, weil sie glauben, daß er eine große Menge Seewasser herbeyziehe, und in seinem Wirbel verschlinge. Das Wasser, welches in diesem Wirbel in einem Kreise herumgetrieben wird, macht einen Bogen von beynahe vier deutschen Meilen im Umfange. Mitten in diesem Wirbel steht ein Felsen, an welchem Ebbe und Fluth mit unglaublicher Gewalt anprallen. Alles, was in seinen Wirkungskreis kommt, z. B. Bäume, Zimmerholz, Schiffe u. s. w., wird verschlungen. Keine Klugheit des Schiffers, keine Stärke des Ruders kann etwas gegen seine Gewalt ausrichten. Gleich anfänglich nimmt das Schiff einen ganz entgegengesetzten Lauf, die Bewegung desselben, ob sie schon anfangs sehr sanft ist, wird immer stärker, bis es endlich immer kleinere und engere Kreise macht, gegen den Felsen getrieben wird, und augenblicklich verschwindet. Von demselben bekommt man nicht eher als in sechs Stunden etwas wieder zu sehen, wo die Fluth eintritt, und wo es wieder mit eben der Heftigkeit, mit der dasselbe verschlungen worden, heraus geworfen wird. Das Geräusch, das dieser fürchterliche Wirbel macht, ist wegen des Zuströmens des Wassers in eine ungeheure Tiefe, und weil dieses in einem Kreise herumgetrieben wird, schrecklich anzuhören.

---

---

## Das Leuchten des Meeres.

Das Leuchten des Meeres nennt man die Erscheinung, wenn des Nachts sein Wasser an gewissen Orten und zu gewissen Zeiten glänzend und feurig aussieht. Oft scheint das Wasser ganz mit Flammen bedeckt zu seyn, und das Schiff fährt nicht nur in einem eignen Lichtkreise hin, sondern zieht auch einen langen Streifen mit sich fort. Diese Erscheinung gewährt Eines der schönsten Schauspiele, das nach dem Geständnisse mehrerer Seefahrer alle Vorstellung, die man sich davon machen kann, übertrifft. Dieses Phänomen hat mehrere Ursachen, und rührt entweder von lebendigen Seegeschöpfen, oder von dem Einsaugen des Sonnenlichtes, oder von dem elektrischen Zustande der Atmosphäre, oder von der Verwesung thierischer Substanzen her. Auf seiner Reise um die Welt im Jahre 1791 bejegnete Labillardiere (siehe dessen Reise nach dem Südmeere zur Aufsuchung des Laperouse 1. Th. 1801) während der Nacht auf der Ueberfahrt von der Insel Teneriffa nach dem Cap der guten Hoffnung eine große Menge Goldfische, die seinem Schiffe folgten, und einigemahl mit großer Schnelligkeit um dasselbe herumfuhren. Ob gleich die Nacht sehr finster war, so konnte man sie doch mit den Augen verfolgen, weil sie eine leuchtende Spur hinter sich ließen. Je finsterer es wurde, und je schneller sich der Fisch bewegte, desto lebhafter war der Glanz des durch das bewegte Meerwasser verursachten phosphorischen Lichtes. Einige Nächte darauf war es sehr finster, und der Himmel mit Gewitterwolken bedeckt. Plötzlich erschien unter diesen eine Lichtsäule von großem Umfange und erleuchtete die Oberfläche des Meeres. Indessen blieben auf dem funkelnden Wasser noch viele dunkle Zwischenräume. Allein auf einmahl erschien es den Reisenden als eine ununterbrochene, von einem heftigen Winde bewegte, und sich nach allen Seiten ausbreitende Lichtfläche. Ein Flammenmeer umgab das Schiff, allein dieß Schauspiel dauerte nur kurze Zeit.

Doch glänzte das Meer noch den Rest der Nacht hindurch, und da wo es in Bewegung war, war der Glanz stärker als gewöhnlich, besonders war dies in der Furche, welche das Schiff machte, und auf dem Rücken der Wellen, der Fall. Unter den Wendezirkeln ist in der Nachbarschaft der Küsten das Meer weit phosphorischer als in andern Gegenden, weil die Natur diejenigen Thierchen in weit größerer Menge daselbst verbreitet hat, von denen das Leuchten desselben abhängt. Labillardiere hatte einige Flaschen von diesem leuchtenden Seewasser aufbewahrt, um die kleinen glänzenden Körper, welche die Ursache dieser Erscheinung waren, zu untersuchen. Er that dies Wasser nachher in ein Glas und bewegte dasselbe im Finstern. Sogleich erblickte er leuchtende Kügelchen, die denjenigen völlig ähnlich waren, welche man gewöhnlich in dem bewegten Seewasser bemerkt. Er seihete jetzt das Seewasser durch ein graues Papier, um zu sehen ob es nach der Absonderung dieser Kügelchen noch leuchten werde. Allein das durchgeseihete Wasser hatte seine leuchtende Eigenschaft verloren. In dem Papiere hingegen blieben kleine klebrige, durchsichtige, kugelförmige, sehr dünne Weichhäute. Hernach that er diese Thierchen wieder in das Wasser, welches sogleich wieder leuchtete. Doch durften die Thierchen nicht lange der Luft ausgesetzt bleiben, wenn sie ihre phosphorische Eigenschaft nicht verlieren sollten. Diese Erfahrung hat Labillardiere in weit von einander entfernten Gegenden wiederholt und stets diese Thierchen gefunden. Allein sie sind nicht die einzigen Thiere, die diese Eigenschaft haben. Mehrere Arten von Krabben, sehr große Weichhäute u. s. w. verlassen oft die Meerestiefen, um seine Oberfläche zu erleuchten.

Le Gentil (siehe dessen Reisen 1. Th.) sah in dem Kanal von Mozambique in einer stürmischen Nacht das Meer überall in Feuer stehen. Das große Focksegel warf von diesem Leuchten des Meeres einen solchen Widerschein von sich, als wenn es von einer Menge Lampen erleuchtet wäre. Oben auf dem großen Maste zeigte sich ein St. Elmsfeuer, und nach der Versicherung der Seeleute soll das Meer in dieser Gegend beständig glühen.

Eine merkwürdige Erscheinung dieser Art bekam Forster auf seiner Reise um die Welt zu Gesichte; dies geschah in der Nacht vom 29. bis 30. Oktober 1772 bey frischem Winde einige Meilen vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Kaum war es dunkel worden, als das Meer in vollem Feuer zu seyn schien. Jede sich brechende Welle hatte einen leuchtenden Saum. Und



wo das Meer vom Schiffe berührt wurde, zeigte jenes Streifen von phosphorischen Lichte. So weit das Auge reichen konnte, bemerkte man allenthalben diese Erscheinung, und selbst die unermesslichen Abgründe des Oceans schienen mit Licht geschwängert zu seyn. Große leuchtende Körper, die man aus der Gestalt für Fische erkaante, schwammen um das Schiff herum. Einige näherten sich demselben, Andere entfernten sich seitwärts so schnell, wie Blitze. Bisweilen kamen sie einander nahe, und traf es sich, daß ein Kleiner einen Größern begegnete, so kehrte jener eilends um und suchte zu entkommen. In dem Meerwasser, das man herausgeschöpft hatte, fand man eine unzählige Menge Kügelchen, die sich unglaublich schnell bewegten. Nachdem das Wasser eine Zeitlang ruhig gestanden hatte, schien die Anzahl dieser leuchtenden Körper merklich verringert zu seyn, kaum aber bewegte man das Wasser wieder, so ward es wiederum hell und Funken fuhren darin in allerley Richtungen lebhaft umher, auch selbst dann, nachdem es allmählig wieder ruhig worden war.

Mehrere Seefahrer haben die Oberfläche des Meeres an verschiedenen Stellen ganz weiß wie Milch gefunden. Man bemerkt diese Erscheinung ebenfalls des Nachts an den Ufern und Küsten, aber nur selten. Newland sah sie im Meere um Surate gegen acht Uhr des Abends. Das Wasser war milchfarbig, mit untermischten kleinen schwarzen Streifen, die sich hindurch schlängelten. Er bemerkte sie aber auch noch an andern Orten, und dieß dauerte von der oben angegebenen Zeit an bis zum Anbruche des Tages. In dem Wasser, das er aus dem Meere schöpfen ließ, sah er eine unermessliche Menge Thiere, die durch ihren Glanz das Auge blendeten.

*Ende des 2. Bandes.*

